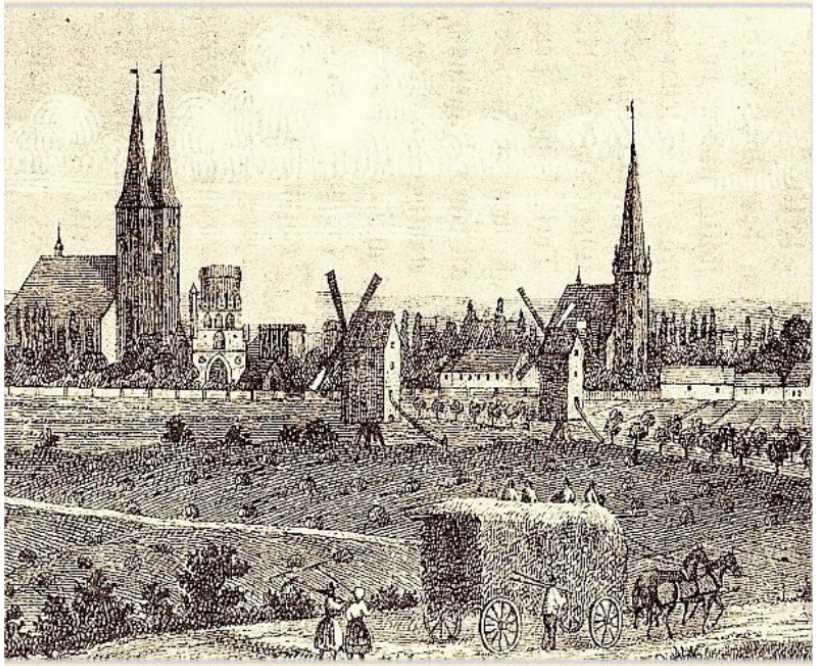
CLARA VIEBIG



Charlotte von Weiß

WHINK E-BOOKS

Charlotte von Weiß

Der Roman einer schönen Frau

Clara Viebig

Berlin: Ullstein, 1930.

IMPRESSUM | COPYRIGHT

whink e-Books unterliegen (außer in den gemeinfreien Teilen) den Urheber- und Leistungsschutzrechten, insbes. dem § 70 des UrhG. Die Nutzung dieses e-Books ist ausschließlich zu privaten Zwecken erlaubt; es darf ansonsten weder neu veröffentlicht, kopiert, verteilt, vertrieben noch irgendwie anders verwendet werden ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung.
© 2025 whink e-Books
10555 Berlin | Elberfelder Str. 12
whink44@posteo.de

Inhalt

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
Epilog

Nachwort
Zu diesem E-Book

[5]

1

An dem niedrigen Gitter, das den Altarraum mit dem mächtigen Schnitzwerk seines Hochaltars gegen das Schiff der alten Kirche abschließt, kniete Charlotte Sophie Elisabeth von Weiß. Wenn sie denn schon alle Morgen zur Messe gehen mußte, an diesen frühen kalten Morgen, an denen es allein schon grauslich war, das Bett zu verlassen und Finger und Nasenspitze in das mit einer leichten Eiskruste überzogene Wasser des kleinen Waschnapfes zu tauchen, und noch viel grauslicher, durch die immer öden, jetzt im schmutzig-grauen Morgenzwielicht noch öderen Straßen zu tappen, so wollte sie wenigstens ganz hier vorne knien und die gemalten alten Flügeltüren des Hochaltars betrachten wie ein Bilderbuch. Die ganze Geschichte von Christus und seiner Mutter Maria war darauf zu sehen; gegen die umstrahlten Gesichter der Heiligen stachen verzerrt-finstere Gestalten doppelt ab. Die Frommen waren alle sehr schön dargestellt, die Bösen sehr scheußlich, doch der kleinen Lotte waren gerade diese sehr interessant: Teufel, Dämonen, aber Menschen waren es auch. Sie sah sie sich sehr genau an und vergaß darüber das Beten. Wohl hielt sie ihr Meßbüchlein vor sich in beiden Händen, aber über die Seiten weg schweiften ihre Blicke, Andacht war nicht in ihrem Innern, obgleich ihr Äußeres danach aussah. Ihr zartes, leicht emporgehobenes Gesicht schimmerte wie eine weiße Blüte aus der dunklen Kapuze, die man ihr, der Morgenkälte wegen, über die Locken gezogen hatte; die kindlich-runde Stirn in ihrer un[6]getrübten Reinheit leuchtete förmlich durch den trüben Halbdämmer der grauen Kirche.

»Wie ein Engel«, sagten die Stendaler von der jungen Demoiselle Weiß. »Ein Engelsantlitz«, so schwärmte auch der ganz in sein Töchterchen verliebte Papa. Selbst die französische Mamsell, die man sich, wie es jetzt allgemein in guten Häusern Sitte war, wegen eines feinen Französisch hielt, fand, daß ihre Schülerin, »une âme candide« sei und »parfaitement jolie«.

Mademoiselle Zéphire war nicht gern nach Stendal gekommen. Sie wäre lieber in Berlin geblieben, aber es gab dort so viele Töchter aus den Familien der Refugiés, die Stellung suchten, daß sie sich genötigt sah, diese hier anzunehmen. Ach, es war ja jetzt so schwer, auf redliche Weise sich etwas zu verdienen! Die langen Schlesischen Kriege, die ganz Europa in Aufruhr gebracht hatten, waren freilich vorüber, auch der noch längere Siebenjährige Krieg, aber vergessen waren sie noch nicht. Man war doch so viele Jahre in Preußen geschröpft worden, gleicherweise durch Freund wie durch Feind, daß kaum einer mehr da war, der Geld hatte. Der Adel nicht, der Bürger nicht, der Bauer nicht; und wenn der König sich nicht zu helfen gewußt und nicht hätte neue Taler prägen lassen durch Veitel Ephraim Söhne am Mühlendamm, Taler, die statt des fehlenden Silbers Kupfer im Leibe hatten und die man doch genau so annehmen mußte, als wären es noch die alten guten ehrlichen Silbertaler, so hätte auch er nicht gewußt, womit all das zahlen, was er zu zahlen hatte. Schulden, Schulden, Schulden.

Mademoiselle Zéphire hörte ihren Brotherrn, den Herrn von Weiß, so viel darüber stöhnen und bitter seufzen, daß man jetzt sein fälliges Gehalt nur in Zettelchen angewiesen bekam, die man sich dann mit mehr oder weniger Verlust eintauschen lassen mußte, daß sie schon ganz zufrieden war, am Ende des Monats ein paar von den neuen Ephraimiten bar in ihre Tasche [7] stecken zu können. Und sie hatte doch auch ihren Unterhalt frei; am Morgen die Mehlsuppe, am Mittag ein Mahl, das nicht gerade sehr reichlich war, aber einem nicht anspruchsvollen Magen doch genügte, und am Abend wieder eine Suppe und Brot à discrétion. Und ein Bett, das ganz schmal war, aber nicht in der Dienstbotenkammer stand,

sondern gegenüber dem Bett der Tochter des Hauses an der langen Wand im Schulzimmer. Wenn nur nicht der alle Morgen wiederkehrende Gang zur Messe gewesen wäre! Mademoiselle Zéphire haßte den. Sie gehörte der reformierten Kirche an und verabscheute alles, was katholisch war. Zudem war es so kalt in diesem Stendal, kalt wie auf freiem, aller Wetterunbill preisgegebenem Feld. Und noch kälter in jener alten gräßlichen Kirche, die nach Weihrauch, Moder und Schimmel roch. Bis ins Innerste erschauernd, kroch sie ganz in sich zusammen, wenn sie im Hintergrund der Kirche auf kalten Steinfliesen wartete, bis ihre Schutzbefohlene die vorgeschriebene Zeit der Andacht beendet hatte. Sie hustete und nieste: war die Demoiselle denn noch immer nicht mit ihren Gebeten fertig? Ach, das dauerte ja ewig! Und das gute Kind war so rührend in seiner frommen Versunkenheit, daß sie nicht gewagt hätte, es zu stören.

Zitternd vor Kälte machten sie sich dann endlich auf den Heimweg. Es war inzwischen etwas heller geworden, und es begegneten ihnen die Söhne der besseren Bürger und die der um Stendal ansässigen Besitzer, die in der Klosterschule zur höheren Bildung vorbereitet wurden. Das Fräulein tippelte voran; die französische Mamsell in der vorgeschriebenen respektvollen Entfernung hinterdrein, so sah sie nicht, wie dies eben noch so fromme Gesicht blicken konnte. Es war gar nicht so kindlich mehr. Die schönen Augen der jungen Weiß waren munter, unter den langen Wimpern hervor blitzten sie nach den angehenden Jünglingen. Die waren alle begeistert: Oh, [8] was für zierliche Füßchen hatte die Demoiselle Weiß und was für schöne blonde Locken! Wäre ihr Vater nicht so in ewiger Geldbedrängnis und ginge nicht die Sage, daß Herr von Weiß einstmals, als er noch österreichischer Legationssekretär gewesen war, Aktenstücke ausgeliefert und sich dafür hatte bezahlen lassen von Preußen — er sollte sogar damals Baron gewesen sein, ein Baron von Weingarten —, so hätte man sich kein höheres Zukunftsideal vorstellen können, als einmal diese blonde Fee zum Traualtar zu

führen.

Ob Charlotte von Weiß auch schon an dergleichen dachte? Das wußte niemand. Sie ging ins dreizehnte Jahr. Mit fünfzehn Jahren hatte sich ihre ältere Schwester Henriette schon verheiratet, sie aber war jetzt noch Kind, »ganz Kind«, sagte die Mutter und war gerührt, wenn Lotte Fragen stellte, die andere Mädchen in ihrem Alter längst nicht mehr gestellt haben würden. Es war eben der Segen der kleinen Stadt, daß dieses Kind so völlig unberührt war. Und dabei von einem Mutterwitz und einer Schelmerei, die alle entzückten.

»Denken Sie sich«, erzählte Frau von Weiß einer sie besuchenden Freundin, »was für ein Kind meine Lotte ist! Da komme ich gestern in die Bedienstetenstube, wo auch unsere Hauskatze ihr Lager hat, und da finde ich meine Lotte bei der Katze, die eben Junge bekommen hat. ›Mon Dieu‹, rufe ich entsetzt, ›sieben kleine Katzen, wohin soll man mit denen?!‹ ›Ertränken‹, sagt der Bediente und zuckt die Achseln. Aber als ich ihm gebiete, das zu tun, weigert er sich: ›Nee, gnädige Frau, ich nicht!‹ Ich bin ganz außer mir: wohin mit den Tieren?! Da sagt das gute Kind und lächelt dabei unter Tränen, die ihr unter den langen Wimpern vorquellen: ›Ich werde es tun. Und zwar sofort, ehe sie wissen, daß sie sterben.‹ Und nimmt, ehe ich ihr Einhalt tun kann, die sieben Kätzchen in ihren Schoß und wirft sie alle miteinander in einen Bottich voll Wasser. Mit wahrhaft [9] stoischem Mut und bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung. Ich sehe, wie ein Zittern dabei über sie hinläuft. ›Oh, oh, was tust du!‹ rufe ich wahrhaft erschrocken. Da sagt dieses Kind ganz ernsthaft und sieht mich dabei groß an: ›Ich habe ihnen in den Katzenhimmel geholfen, Mama‹, geht und kauert sich bei der alten Katze, die kläglich miaut, nieder und tröstet sie damit, daß ihre Kätzchen nun im Himmel sind, und spricht so zärtlich mit ihr und mit einer so lieben Stimme, daß es selbst mich fast rührt. Sie ist ein merkwürdiges Kind.«

»Ein seltenes Kind«, das fand auch der Vater. »Mein

Töchterchen«, pflegte er zärtlich zu sagen, »was wünscht sich denn mein Töchterchen?«

Aber Charlotte hatte keine Wünsche, sie küßte nur seine Hand: »Mon cher Papa!«

Herr von Weiß empfand dann über diese jeder Berechnung ferne kindliche Liebe eine so große Freude, daß die ihn über alles übrige Mißgeschick seines Lebens tröstete. Er war ein etwas verbitterter Mann: hatte es ihm der König denn nicht viel zu wenig gelohnt, daß er ihn damals von dem geheimen österreichisch-russischen Abkommen etwas wissen ließ, die Akte darüber kopierte und dem preußischen Kabinett zustellte? Bei aller Schwärmerei seiner Frau, der Preußin, für ihren großen König, er hätte das nicht tun sollen; abgesehen davon, daß die paar tausend Taler, die er dafür bekommen hatte, dahinschwanden wie Spreu vor dem Winde. Seine Liebe zu ihr, die ihn so schwach gemacht hatte, um an seinem Österreich Verrat zu begehen, war auch dahingegangen wie Spreu vor dem Winde, er begriff nicht mehr, daß er ihr je hatte so nachgeben können; es gab Stunden, in denen er von einem heftigen Widerwillen geplagt war, wenn er an sein schönes Wien dachte, das er hatte verlassen müssen, und seine Stellung dort verglich mit dem kleinen unbedeutenden Amt, das man ihm in Preußen ge[10]geben hatte, noch dazu in einem solch elenden Nest wie Stendal. Er verabscheute diese Stadt, die reizlos in sandiger Ebene liegt, deren zwei Tortürme nur davon Kenntnis geben, daß sie einstmals etwas mehr gewesen war. Der riesige Roland, der, den hageren, knochigen Leib schwer gepanzert, ungefüge vor dem Schwibbogen des alten Rathauses reckt, rief ihm die weichen Leiber der schönen Wienerinnen und die noch schöneren der Marmorfrauen in den kaiserlich-königlichen Gärten zu schmerzlichem Vergleich ins Gedächtnis zurück. Nein, er konnte es nicht vergessen, sein Wien, und er trauerte ihm hier nach in diesem kalten, nüchternen, unliebenswürdigen Preußen, das so verarmt und ausgesogen war, daß es fast einem Wunder gleichkam, sollte es jetzt wieder anfangen aufzublühen.

In Schlesien und Pommern hatte der König Tausende von niedergebrannten Wohnstätten wieder aufbauen lassen, Saatgetreide war überall in den bedürftigen Landkreisen verteilt, die früheren Artilleriepferde zu Ackergespannen zusammengestellt und unter die verteilt worden, die keine Gäule hatten bekommen können. Und die Schlesische Landbank lieh Geld und Land aus. Schlesien war für sechs Monate, Pommern und die Neumark für zwei Jahre von allen Abgaben befreit worden, und mit 20 389 000 Talern, die im Staatsschatz für den Fall eines neuen Feldzugs noch vorhanden waren, kam der König den geschädigten Provinzen zu Hilfe. Dazu war er persönlich auch nicht faul, reiste überall in seinen Provinzen umher, bestellte sich auch den Landrat des betreffenden Kreises an seinen Wagenschlag: »Wieviel Roggen für Brot? Wieviel Sommersaat? Wie viele Pferde, Ochsen und Kühe sind höchstnötig? Hat Er crayon? Nun, so schreib Er mir's auf!«

O ja, der König war schon ein Staatswirt, das mußte Herr von Weiß, wenn auch zögernd, seiner Frau, dieser immer noch gleich törichten Schwärmerin, zugestehen, Aber trotz einiger [11] guter Einfälle und einer gewissen Genialität, die man diesem König nicht absprechen konnte, war es nicht doch ein Mißgeschick, in einem Lande zu wohnen, das seit Jahren vertrampelt worden war von russischen, französischen, österreichischen, sächsischen Stiefeln? Das auch jetzt noch meilenweite Strecken aufweist, die Wüsten glichen, das nicht die Kultur Österreichs hatte, von gleicher Schönheitspflege gar nicht zu reden. Herr von Weiß seufzte. Freilich, in Berlin mochte das nicht so bemerkbar sein wie hier in Stendal. Da waren das Sanssouci des Königs, die königlichen Schlösser, vorzüglich das neue Schloß im großen Potsdamer Park, den der König mit Nachbildungen aus der Antike bevölkert hatte. Und da war die große Stadt selber mit ihren breiten Straßen, die auch endlos lang waren, die Dome auf dem Gendarmenmarkt mit ihren runden Kuppeln, die uralte Marienkirche, die Petrikirche mit der ragenden Spitze ihres gen Himmel strebenden gotischen Turmes, das Königstor und die neue Königsbrücke, über die die

Reisenden aus dem Osten gleich mitten hinein kamen in die belebteste Geschäftsstraße Berlins, während am anderen Ende das Potsdamer Tor den, der von Westen kam, zwischen Wachthaus und Tor-Akzise durch über das große Achteck mit den Sandsteingruppen einführte in die Schönheit der Stadt. Ja, es gab dort schon etwas zu sehen: Reiter, Kutschen, Hofkarossen und täglich das Aufziehen der Wachtparade mit klingendem Spiel.

Gelegentlich eines Besuches, den die Eltern von Weiß bei ihrer ältesten Tochter in Spandau gemacht hatten, waren sie auch nach Berlin gekommen, und Frau von Weiß, eine geborene Witte aus Charlottenburg, hatte triumphierend ihren Mann umhergeführt. War ihr Berlin nicht herrlich, kam es seinem Wien nicht gleich, war dem vielleicht gar über? Das wollte er freilich nicht zugeben. Die Luft, die Luft dort war eben ganz anders, die gab den Duft, die Lust, die Lebensleichtigkeit und [12] den Genuß. Aber daß es sich in Berlin ganz anders leben lassen würde als in Stendal, das gab er ihr unumwunden zu. Und der Wunsch stieg in ihm auf, ja der feste Entschluß, seiner geliebten Jüngsten ein Leben dort zu ermöglichen.

Es war eine ausgemachte Sache, daß Lotte zur letzten Vollendung ihrer Erziehung nach Spandau zur Schwester gegeben werden sollte. Schwester Jettchen war zehn Jahre älter, war die Frau des Hofrats von Hauke. Jettchen hatte große Fortune gehabt, obgleich sie nicht halb so hübsch war wie Lottchen; man konnte diesem Kind also nichts Besseres antun, als es dorthin zu geben, sowie es einigermaßen den Kinderschuhen entwachsen war. Lotte konnte dann auch ihrer Mutter unverehelichte Schwester, die Tante Christiane Witte in Charlottenburg besuchen, die dort in recht angenehmen Verhältnissen lebte; hatte doch ein Mann, der sie geliebt, aber nicht um ihre Hand angehalten hatte, weil ihm in der Schlacht bei Leuthen, als er, seinem Fußvolk voran, mit gezogenem Säbel stürmte, beide Beine unterm Leib weggerissen wurden, sie zur Erbin seines nicht unbeträchtlichen Nachlasses eingesetzt. Es würde Lotten ein Leichtes sein, die Liebe der Tante

im Sturm zu erobern. Vielleicht daß diese dann Lottchen wiederum zu ihrer Erbin — aber das waren nur ganz geheime Gedanken, von denen das Ehepaar nichts miteinander sprach.

Ob Charlotte von dem Plan, sie in einiger Zeit nach Spandau zu geben, etwas wußte? Gesagt war ihr nichts davon worden, aber sie ahnte es; vielleicht hatte sie's auch erhorcht. Sie hatte sehr feine Ohren, und sie hatte ein oft seltsam vorahnendes Empfinden, so daß sich ihr manchesmal Dinge als Tatsachen vorstellten, die in Wirklichkeit noch nicht vorhanden waren.

»Man darf nicht lügen — fi donc«, sagte dann Mademoiselle Zéphire und sah die Schülerin mit ihren hübschen braunen Au[13]gen mehr betrübt als strafend an. Dann warf sich Charlotte ihr stürmisch in die Arme und schluchzte heftig an ihrem Halse: »Du mußt nicht denken, daß ich lüge — nein, nein, ich lüge nicht, ich will gar nicht lügen, aber es ist nun einmal so, daß ich das so sagen muß. Dich belügen, du Geliebte, o nein!« Und sie küßte die über solchen Ausbruch ganz Erschrockene mit so viel stürmischer Heftigkeit, daß die arme kleine Zéphire die Augen schloß und sich für selige Momente unter den Küssen ihres Geliebten wähnte, den sie, ach, so lange schon nicht mehr gesehen hatte.

Es war dem Fräulein von Weiß streng verboten, ihre französische Mamsell allzu vertraulich zu behandeln. »Man muß Untergebenen gegenüber immer in einer gewissen Reserve bleiben«, hatte ihr der Vater gesagt, und besonders der Mutter wäre es höchst unliebsam gewesen, hätte sie das schwesterliche Du gehört, das die beiden gebrauchten, wenn sie ganz allein waren. Besonders am Abend. Frau von Weiß hatte die Gewohnheit, wenn Charlotte zu Bett lag, noch einmal das Schulzimmer zu betreten; sie küßte dann ihr Töchterchen flüchtig auf die Stirn und rauschte wieder hinaus. Die Turnüren auf ihren beiden Hüften bauschten sich, der Springrock, dessen Reifen nur bis zum Knie gingen, endigte in einem von starrer Seide steifstehenden Volant. Frau von Weiß war, wenn sie abends in Gesellschaft ging, schon vom

Morgen an fest geschnürt, die Jungfer mußte über Tag noch ein paarmal nachziehen. Dann zeigte sich der Ansatz ihres Busens über der vorn tief ausgeschnittenen Taille; aus den am Ellbogen endigenden weiten Manschetten der seidengeblümten Ärmel streckte sich aus der mehrfachen Reihe der Spitzen der volle weiße Arm. Auf der hochgetürmten, gepuderten Frisur wippte eine Rose. Obgleich Frau von Weiß schon mehrfach Großmutter war — die Hofrätin in Spandau beschenkte ihren Gatten alljährlich mit einem [14] Kind —, war sie noch immer eine sehr schöne Frau. Und sie wußte sich zu kleiden; sie hielt sich das »Magazin des Modes«. Trotzdem schien Herr von Weiß blind geworden für die Reize seiner Gattin, die ihn einst so betört hatten.

Die Weiß gingen oft in Gesellschaft — was sollten sie auch zu Hause? Sie hatten sich nichts zu sagen. Und da es Theater in Stendal nicht gab, Konzerte auch nicht, so war das Zusammenkommen in geselligem Kreise die einzige Abwechslung. Viel Anregung hatte man zwar dadurch auch nicht, aber die Gazetten wurden besprochen, und die Männer politisierten, wobei sie sich oft sehr erregten, denn über die Teilung Polens und über das, was Preußen sich dabei eingesteckt hatte, war man sehr verschiedener Meinung.

»Was soll uns ein so verwahrlostes Land ohne Zucht und ohne Gesetz? Blödes Landvolk ohne Webstuhl, ohne Spinnrad, ohne Backofen. Unbestellte Felder, ungedielte Hütten, elender Hausrat, unterm Kruzifix an der Wand ein Weihwassernapf, der nach Branntwein riecht!« Herr von Weiß gehörte zu denen, die über das Unrecht, das man Polen angetan, indem man es zerstückelte und darüber herfiel wie Hunde über einen Knochen, am strengsten urteilten. Wie konnte ein König sich von der Zarin für die ihr geleisteten Dienste mit gestohlenem Gut ablohnen lassen? Das war —

»Sssst!« Man sah sich scheu um: »Vorsicht!« Man war Beamter, man hatte zu schweigen, der König hörte alles, der König war überall.

Aber Weiß ließ sich nicht zum Schweigen bringen: »Das ist eines Herrschers nicht würdig, den schon seine Zeit — etwas voreilig, wie mich bedüngt — den ›Großen‹ nennt!« Er war im besten Zuge, noch mehr zu sagen, die Bitterkeit, die in ihm aufquoll, wenn er an die geringe Ablohnung dachte, die er für geleistete Dienste erhalten hatte, übermannte seine Klugheit. [15] Er erhob wiederum seine Stimme: »Es ist vom moralischen Gesichtspunkt aus eine unleugbare Schuld, die« — er stockte, seine Gattin hatte ihn angesehen.

Ihre Augen blitzten: »Und dein Österreich? Dein Österreich, hat das etwa nicht zugelangt? Es hat sich von Polen Galizien genommen und hat nicht einmal etwas dafür geleistet. Da müßte ja unser König ganz ohne Weltkenntnis sein oder bereits in das Engourdissement eines müden Greises versunken, wenn er eine so vorteilhafte Gelegenheit verpaßt hätte. Oh, er ist dazu ein viel zu großer Staatsmann und ein zu wahrer Vater seines Volkes. Er gibt uns jetzt eine Entschädigung für all das, was man uns entrissen hat. Warte nur einmal ab, wenn sein Pflug erst über die polnischen Wüsten geht, dann wird bald Weizen dort reifen. Es wird noch unsere Kornkammer werden, dies polnische Preußen. Oh, unser König!« Sie hob beide Hände zum Himmel: »Lang lebe der König!« Ihre Wangen glühten, ihr Busen stieg immer höher aus dem Ausschnitt, er wogte, als wollte er die enge Einschnürung sprengen.

Die Herren lächelten: eine allerliebste Abfuhr hatte der von Weiß von seiner Frau Gemahlin bekommen, die war ja ordentlich ins Zeug gegangen, und ihre hohe Röte und ihre aufgereckte Haltung schienen anzukündigen: ›Warte du, laß uns nur erst daheim unter vier Augen sein!‹ Wenn sie auch wohl etwas viel Temperament zeigte, eine Frau war sie aber doch, mit der jeder Mann sich hätte sehen lassen können —, Haltung, Turnüre, Esprit — wie eine aus ältestem Adel und war doch nur bürgerlicher Herkunft. Und was für eine Preußin! Eine Preußin aus jenem Stamm, der durch dick und dünn mit seinem Herrscher geht. Ein Vollweib zudem, ein Prachtweib, viel zu schade für diesen galligen,

trocknen Schleicher.

Sie waren alle dem von Weiß nicht grün. Es war eben so eine Sache mit dem; wenn man auch nicht daran glaubte, was [16] Frau Fama tuschelte, er war eben doch kein Preuße, sondern einer aus diesem lappigen Österreich, das immer falsches Spiel spielte. Herübergeweht — warum, wieso —, einem vor die Nase gesetzt in die Stellung eines Kammerrates, die ebenso gut, ja viel besser, jeder Preuße hätte ausfüllen können. Die Herren waren alle auf Seiten der noch immer schönen Frau, es wäre auch jeder geneigt gewesen, eine kleine Liaison mit ihr anzuknüpfen. Man war zurzeit nicht so engherzig, die Herren und Damen in Berlin genierten sich ja in keiner Weise, so daß man sich's wohl auch gestatten durfte, ein Veilchen zu pflücken, wenn es am Wege stand. Aber die Dame von Weiß war unnahbar; die war eine Festung, gegen die man Batterien hätte auffahren lassen müssen, wie damals der König bei Prag.

Die Frau Landrat, die Frau Amtsrat, die Frau Justizrat, die Frau Forstrat, die Frau Oberschulrat, die Frau Medizinrat, die Frau Geheimrat, und wer sonst noch von Damen der höheren Gesellschaft zugegen war, waren ganz anderer Meinung als ihre Männer. Laut hätten sie sich freilich nichts zu sagen getraut, nicht einmal zu ihren Männern im ehelichen Schlafgemach, aber untereinander wechselten sie Blicke; und war es nicht chokant, wie sie ihrem Mann übers Maul fuhr mitten in einer Gesellschaft? Und was dieses Weib für einen Hochmutsteufel hatte, hielt sich das »Magazin des Modes«? Trug sich hier in Stendal so, als käme sie aus Paris! Und man wußte doch, daß die Vermögensverhältnisse der Weiß durchaus keine glänzenden waren — ach, der arme Mann, der mühte sich ab, während sie sich einen Bedienten hielt, eine Jungfer und eine französische Mamsell für ihre Kleine. Was aus der wohl werden konnte bei solcher Erziehung? Alles im Hause nur auf den äußeren Schein gestellt.

»Mein Sohn hat mir erzählt«, flüsterte die Geheime Rätin hinter der vorgehaltenen Hand der Landrätin zu, »daß diese [17] kleine

Weiß schon Blicke wirft, denken Sie an, meine Liebe, ein Kind noch und schon Blicke! Es wird nicht lange dauern, und die Amouren fangen an. Es müßte denn sein, daß sie zu klug dazu ist, so klug wie die Mama — sie soll ja sehr klug sein.«

Die, von der die Frau Geheimrätin und auch andere dachten, sie wäre sehr klug, war heute abend gar nicht klug. Kaum daß ihre Mutter nach dem flüchtigen Gutenachtkuß das Zimmer verlassen hatte und man hörte, daß unten die Haustür geschlossen wurde, richtete sie sich auf im Bett. Ihre Augen funkelten neugierig: Ah, da stand ja Zéphire jetzt im Hemde, es war so kurz, ging kaum bis an die Knie. Und was sie für einen hübschen Busen hatte, viel hübscher und voller schon, als der ihre war, und was für schöne weiße Arme! »Komm, komm her zu mir«, rief sie und streckte beide Arme aus.

Mademoiselle Zéphire folgte: ach Gott, es tat wohl, ein bißchen Liebe zu spüren, sie war ja hier so weggesetzt, so vereinsamt. Sie folgte den sie ziehenden Armen und kroch zu Charlotte ins Bett. Eng aneinandergeschmiegt lagen sie.

»Wie weich dein Busen ist«, flüsterte Charlotte. Sie streichelte und küßte die Brust der anderen, ihre Lippen waren heiß, plötzlich biß sie spielerisch in die weiche Rundung.

»Au, was tust du? Das tut ja weh!«

»Das soll auch wehtun«, kicherte das Mädchen. »Was dir wehtut, das tut mir wohl! Aber nein, nein, ich tu’s nicht mehr!« Sie hielt mit Kraft Zéphire fest, die aufspringen wollte; es war eine merkwürdige Kraft in diesen noch mageren Armen. Willenlos sank Zéphire wieder zurück.

Und nun flüsterte Charlotte an ihrem Ohr: »So, und nun erzähle mir von deinem Geliebten. Was sagt ihr, wenn ihr so beisammen seid? Und was sagst du dann?«

»Non, non!« Zéphire wehrte verschämt. »Laß mich, ich will [18] nicht!« Aber dann wollte sie doch, es war ja so süß, vergangenen Glückes zu gedenken, und sie erzählte die halbe Nacht, erzählte sich heiser.

Als die Eltern schon längst nach Hause gekommen waren, flüsterten sie noch. Zéphire war aufgefahren, als die Schritte der Heimkehrenden auf der Treppe zu hören waren: wenn Madame etwa noch einmal hereinkäme!

Aber Charlotte sagte kalt: »Sie soll nicht kommen. Sie kommt auch nicht, das fühle ich. Bleibe! Du bist weich und warm. Ich liebe nur dich!«

[19]

2

Ob Nanette, die Jungfer, beim täglichen Frisieren der gnädigen Frau etwa Andeutungen gemacht hatte? Nanette ärgerte sich schon lange über die Vertraulichkeit der französischen Mamsell mit dem Fräulein. War sie, Nanette, denn nicht ebenso viel wie die dumme junge Person, die nur ein bißchen Französisch parlieren konnte? Konnte die vielleicht das Haar so fein toupieren, daß es hoch stand über der Stirn und dann von hinter den Ohren her in langen gedrehten Locken nach vorn auf den Hals fiel? Und verstand die, eine Casaque so geschickt zu schneidern, daß sie bauschte und doch nicht dick machte?

Die Jungfer hatte eine geheime Wut auf die französische Mamsell. Ehe die gekommen war, hatte sie bei dem Fräulein geschlafen, ihr Bett hatte nicht in der Dienstbotenkammer gestanden, die nur ein winziges Fensterchen besaß und stets halb dunkel war und ganz ohne Ofen. Auch hatte sie der Bediente da nicht so oft belästigen können. Oh, sie war eine anständige Person, eine sehr anständige, sie würde dem jungen Fräulein nicht solche unanständigen Geschichten erzählt haben, wie die Französin es tat! Nanette verstand sich aufs Lauschen, sie hatte das »Du« gehört und auch noch anderes.

Es war an einem Abend, als Herr und Frau von Weiß wieder in Gesellschaft gegangen waren. Charlotte lag schon im Bett, Zéphire saß noch am Schultisch und schrieb einen Brief an ihren Geliebten.

[20] Charlotte diktierte: »Nun schreib: ›Du, mein Geliebter, Sehnsucht meiner Seele, einziger Wunsch meines Lebens!‹«

»Aber so kann ich doch nicht schreiben!« »Schreibe: ›Einziger

Wunsch meines Lebens! Ich sehne mich so nach Dir, daß ich krank bin. Wann werden wir uns wiedersehen? Wann uns küssen, wann uns in den Armen halten, von niemandem belauscht? Wenn das nicht bald sein kann, dann sterbe ich. Ich werde an den Fluß gehen — der ist tief —, ich werde mich ertränken, mich und mein Verlangen.«

Zéphire fuhr auf: »Non, mais — non, das kann ich nicht schreiben! Er wird sich ängstigen, er wird glauben, daß es die Wahrheit ist.«

Das Mädchen lachte. »Nun, so laß es ihn doch glauben.« Und altklug setzte sie hinzu: »Das schadet nicht, wenn ein Mann sich ein bißchen um uns ängstigt, desto liebevoller ist er nachher.«

»Nein, ich kann so nicht schreiben!« Zéphire sagte es weinerlich. »Ich werde schreiben, wie mir wirklich zumute ist: daß ich ihn liebe, so liebe, daß ich geduldig warten will, bis wir uns wiedersehen. Ganz geduldig warten werde und sparen, sparen, bis wir so viel beisammen haben, daß wir uns heiraten können.«

»Du bist dumm!« Charlotte rümpfte das feine Näschen. »Und was hast du dann? Dann bist du doch alt und häßlich, denn so lange dauert es sicherlich, bis ihr so viel gespart habt, daß ihr heiraten könnt. Wenn du ihn aber recht ängstigst, dann sputet er sich, dann wird er alles tun, um dich eher heiraten zu können. Also schreibe: ›Oder ich werde zu einem Apotheker gehen, und er wird mir das geben, was ich, ein einsames, verlassenes Mädchen, das keinen Freund auf Erden mehr hat, brauche, damit es —«

»Oh, mon Dieu! Non, non!« Zéphire hob abwehrend die Hände: »So etwas kann ich nicht schreiben. Das ist ja lauter Unsinn.«

[21] »Gar kein Unsinn. Aber wenn du nicht willst, dann laß es.« Charlotte war ärgerlich, sie hatte sich ganz hineingedacht in die Rolle eines liebend-verzweifelnden Mädchens. »Ich würde jedenfalls so schreiben.« Sie wendete sich im Bett nach der Wand und kehrte der Stube den Rücken.

Es blieb eine Weile still, nur Zéphires Gänsekiel kratzte wieder über das Papier. Plötzlich hielt das Kratzen inne, die kleine Zéphire

warf den Gänsekiel hin, seufzte und stützte den Kopf in die Hand: ach, es war wirklich eine aussichtlose Sache! Lotte hatte recht: man wurde alt und häßlich darüber. Ihre Tränen fingen an zu rinnen und machten große runde Flecken auf dem dünnen Papier des Briefbogens. Und sie hatte doch wirklich so großes, großes Verlangen. Ein Schluchzen stieg in ihr auf — ach, da stand er ja vor ihrer Sehnsucht, der Liebe, der Geliebte! Wie hübsch er ist, stramm und schlank, die Knöpfe an seiner Uniform blitzen — seine Augen blitzen nicht minder — er schaut zu ihr, die verstohlen hinterm Vorhang vorlugt, mit einem raschen Blick hinauf. Zu ihrem Fenster steigt er empor mit verliebten Grüßen. Die Grenadiere marschieren, ihre Beine in den gelben Gamaschen heben und senken sich so gleichmäßig, als stecke eine Maschine in ihnen — trab, trab, eins, zwei, eins, zwei — sie hört es ganz deutlich. Die Regimentsmusik spielt, der junge Leutnant, den Säbel gezogen, führt sie zur Übung auf die Tempelhofer Heide, und ihre achtzehn Jahre ziehen hinterdrein. »Oh, mon Dieu, mon Dieu!« So nah, so nah, und doch so fern, so erschrecklich fern! Es würgte sie in der Kehle. Und wenn sie daran dachte, daß sie morgen in aller Frühe wieder in diese scheußliche kalte Kirche mußte, in der sie nicht beten konnte, in der der seit Jahrhunderten drinsteckende, mit Moder feucht durchschwängerte Weihrauchdunst ihre Kehle zum Husten kitzelte, dann war es ihr besonders traurig zumute. ›Ein einsames, verlassenes Mädchen, das keinen Freund auf Erden mehr hat‹ — sie schluchzte laut.

[22] »Siehst du, nun weinst du!« Charlotte hatte sich wieder nach der Stube gekehrt. Sie hatte noch nicht geschlafen, ihre Gedanken waren noch bei Zéphires Brief und waren all den Empfindungen nachgegangen, die die Schreiberin erregt hatten. Zéphire hatte ihr so oft von dem Geliebten erzählt, daß sie ganz genau wußte, wie der aussah, wie er sprach, selbst den Klang seiner Stimme, der noch nicht rauh war, noch ein wenig jünglinghaft hoch, hatte sie im Ohr. Liebte auch sie ihn? Nein, so dumm war sie nicht, daß sie sich solch einen pauvren kleinen Leutnant aussuchen würde, der

im Monat nichts hatte als seine zehn Taler Gold. So pauvre zu sein, war unerträglich, ebenso unerträglich wie es war, hier in dem langweiligen Nest zu wohnen und alle Morgen in die graue Kirche zu laufen, in der sie das Bilderbuch am Hochaltar nun schon so oft gesehen hatte, daß sie das herzlich satt hatte. Ach, wie kalt würde es morgen wieder da sein! Es wäre viel angenehmer, man wäre nicht katholisch. Zéphire hatte in Berlin erst viel später in ihre Kirche gemußt. Und auch nicht zu knien hatte die gebraucht auf eiskaltem Steinboden, sondern gesessen in einer Bank. Oh, die scheußliche Messe! Es fror sie jetzt schon. »Ich höre den Wind am Fenster, er bläst bis hierher. Laß das Schreiben, Zéphire, komm zu mir, daß wir uns wärmen!«

Und Zéphire gehorchte. Sie hielten sich fest umschlungen und flüsterten. Da öffnete sich plötzlich die Tür, sie hatten keinerlei Geräusch gehört.

Mit einem raschen Schritt trat Frau von Weiß ein. Zéphire hatte nicht mehr die Zeit, hinüber in ihr Bett zu schlüpfen; sie war aufgesprungen und stand nun im kurzen Hemdchen zitternd vor der Gnädigen — eine arme ertappte Sünderin.

Auch Charlotte war sehr erschrocken: sie war bleich geworden, aber mit Trotz sah sie die Mutter starr an.

Frau von Weiß kochte vor Empörung. »Was — wie — und [23] das untersteht Sie sich?« fuhr sie die Mademoiselle an. »Ich habe es nicht glauben wollen, nun sehe ich es ja selber. Heraus aus dem Zimmer, heraus hier! Packe Sie ihre paar Sachen zusammen, morgen mit dem Frühesten verläßt Sie mein Haus!«

»Oh, Madame, pardon, mille fois pardon, haben Sie Mitleid mit mir, gnädige Frau! Es soll nie mehr wieder geschehen, haben Sie Erbarmen mit mir! Ich bitte sehr, jagen Sie mich nicht fort — meine Mutter, oh, meine arme Mutter!« Zéphire weinte, sie hob flehend die Hände: wie konnte sie so plötzlich zu Hause bei der Mutter auftauchen, weggejagt, ohne Stellung! Sie machte Mine, sich vor der gnädigen Frau niederzuwerfen.

Frau von Weiß wich zurück. »Keine Sentiments«, sagte sie

streng. »Ich kann keine Person im Hause dulden, die ein Kind zu Ungehorsam und Unschicklichkeiten verführt.«

»Sie hat mich nicht verführt«, schrie plötzlich Charlotte. Sie bäumte sich auf, sie ballte die Fäuste. »Warum lassen Sie uns so frieren, warum wird hier nicht mehr Holz in den Ofen getan? Weil Sie pauvre sind, ganz miserabel pauvre!« Sie kreischte gellend, sie zitterte am ganzen Körper. »Zéphire soll nicht gehen, Zéphire soll bei mir bleiben! Wenn eine andre kommt, ich kratze sie ins Gesicht. Ich will nicht mehr in die Kirche gehen — ich friere, oh, wie ich friere! Ich sterbe!« Sie verdrehte die Augen, Schaum trat ihr vor den Mund.

Entsetzt riß die Mutter am Klingelzug: »Hilfe! Das gnädige Fräulein hat Krämpfe!«

Das gnädige Fräulein wurde jetzt ganz steif.

Nanette stürzte herbei, der Bediente, Herr von Weiß schon im Nachtkamisol. Die Eltern aufgelöst vor Schrecken, die französische Mamsell im Hemde und in verzweifelten Tränen — eine unbeschreibliche Szene. [24] Es hatte Charlotte nichts genutzt, am anderen Tage verließ Zéphire das Haus. Gerade noch, daß man sie so lange duldete, bis die Post nach Berlin abging. Einen dichten Schleier übergehängt, daß man ihr verweintes, von den vielen Tränen ganz zerstörtes Gesicht nicht sehen sollte, bestieg sie den Postwagen. Nanette schmiß ihr den Reisekorb nach: dich bin ich los! Aber wenn sie gedacht hatte, nun von der Demoiselle wieder in alten Gnaden angenommen zu werden, so hatte sie sich getäuscht.

Charlotte war krank, blieb auch noch lange krank. Vergebens flehte die Mutter sie an, eine Suppe zu sich zu nehmen; es wurde etwas Besonderes für sie gekocht, ein Lieblingsgericht, aber auch das verschmähte sie. Mit einer Zähigkeit sondergleichen hielt sie daran fest, nichts zu essen.

»Eine Krise, eine Krise«, sagte der Medizinalrat, den die besorgten Eltern zu Rate zogen, »die liegt in den Jahren.« Weiter wußte er nichts. Er verordnete kalte Umschläge auf den Kopf,

heiße Umschläge auf den Leib und Baldriantee, der die Stube mit seinem widerwärtigen Geruch erfüllte, denn die Patientin goß ihn heimlich hinter das Bett. Und die Umschläge vertauschte sie, sowie sie allein war; die heißen auf den Kopf, die kalten auf den Leib.

»Sie hat Fieber, hohes Fieber«, seufzte die Mutter, »ihre Stirn glüht, schon wieder ist die Kompresse ganz heiß.« In diesen Tagen gab es Augenblicke, in denen Frau von Weiß sich doch heimlich Vorwürfe machte, die französische Mamsell so Knall auf Fall hinausgeworfen zu haben. Es war zwar empörend, was diese Person sich erlaubt hatte — ›Du‹, und des Fräuleins Bett mit zu benutzen! — man hätte sie natürlich in einigen Wochen entlassen, doch erst wenn Lotte gesund war. Aber es schien der stolzen Frau wiederum unmöglich, sich nur einen Tag länger so demütigen zu lassen. Sie redete Charlotte zu, sie ging sogar so weit, ihr zu versprechen, keine andere [25] Mamsell mehr ins Haus zu nehmen. Herr von Weiß erschien immer wieder ängstlich am Bett seines Töchterchens und streichelte das über den Bettrand niederhängende, keinen Druck erwidernde schlaffe Händchen. — —

Als Charlotte es vor quälendem Hunger nicht mehr aushielt, wurde sie wieder gesund. Sie bekam freilich noch einmal einen Rückfall, als sie an Zéphire geschrieben hatte und nun die Mutter nach deren Straße und Hausnummer fragen mußte, denn diese Angabe war nötig in dem großen Berlin. Aber Frau von Weiß behauptete, sie nicht zu wissen. Da zerriß Charlotte ihren Brief in winzige Fetzchen, stampfte mit den Füßen und fiel wieder zuckend aufs Bett.

Nach und nach verloren sich solche Krisen. Aber es war, als sei etwas anderes hineingekommen in Lottes Gesicht — war die reine Stirn dieses Engelsantlitzes nicht mehr ganz so rein? War dies zarte schöne Oval des Gesichtes: nicht mehr ganz so kindlich? — —

»Es wird das beste sein, wir geben Lotte jetzt zu unserer Hofrätin nach Spandau«, entschied die Mutter, »da sie doch durchaus keine neue französische Mamsell mehr leiden will. Und

ich muß sagen, nach den gemachten Erfahrungen ist es mir selbst lieber, es kommen solche Weibsbilder nicht mehr ins Haus. Jettchen ist eine vorzügliche Person, eine vorbildliche Gattin und Mutter, Lottchen hat da nur Gutes vor Augen, und wir haben die schönste Gelegenheit, sie weiterbilden zu lassen. Ihr Französisch ist noch immer mangelhaft. Und einen Tanzmeister hat sie noch gar nicht gehabt.«

Herr von Weiß war diesmal ganz einverstanden mit seiner Gattin: sie hatte recht, obgleich er sein Töchterchen schwer vermissen würde, war es für dessen Wohl so das beste. Wenn nur die unvermeidlichen Kosten der Reife und der weiteren Bildung nicht wären! Wenn Hofrats sie auch sicher gern umsonst [26] aufnehmen würden, bare Ausgaben konnte man ihnen doch nicht zumuten.

»Ich werde an meine Schwester Christiane nach Charlottenburg schreiben«, sagte Frau von Weiß. »Es muß ihr doch eine Freude sein, für ihr Schwesterkind etwas zu tun.«

Fräulein Christiane Sophie Regine Witte saß in ihrer hübschen kleinen Wohnung, die sie in dem ersten Stockwerk eines angenehmen Landhauses inne hatte, an der baumbepflanzten Landstraße, die fast vom großen Tiergarten bis zum Königlichen Charlottenburger Schloß einigermaßen gut chaussiert hinlief, und wunderte sich. So hatte ihre Schwester Ernestine ja noch nie geschrieben, so liebreich und so vertrauensvoll! Schon die Anrede: »Teure, geliebte Schwesterseele!« tat ihr unendlich wohl.

Durch die fast unmöglich zu überbrückende Entfernung nach Wien — selbst eine Extrapost brauchte dorthin acht Tage — war bei aller Liebe doch eine gewisse innere Trennung eingetreten; auch als die Weiß nach Stendal übersiedelt waren und einmal die in Spandau verheiratete Tochter besuchten, hatte man sich nicht wiedergefunden. Nicht, daß man nicht einen gewissen Anteil aneinander genommen und auch gern an die gemeinsam im Elternhaus zu Berlin verlebten harmlos-glücklichen Mädchenjahre

zurückgedacht hätte, aber wenn viele Meilen von Sand und Moor dazwischen liegen, dann wird eben auch das Band von Herz zu Herzen lockerer. Stendal konnte man in einer Tagesreise erreichen, Frau von Weiß hatte auch einmal zu einem Besuch aufgefordert, aber wie es die empfindsame Christiane dünkte, nur so nebenbei. Und so hatte die Demoiselle Witte sich ganz in ihr einsames Leben eingesponnen und in die Erinnerungen an den verlorenen Freund. Es schien ihr auch nach Stendal zu weit; sie war ein wenig stark gewor[27]den und ein wenig kränklich und ein wenig bequem. Aber heute wachte ein warmes, lange in ihr verkümmertes Gefühl auf, als sie las, was die Schwester schrieb von nie erstorbener schwesterlicher Sehnsucht, und daß es ihr größter Wunsch sei, bevor Charon, der finstere Fährmann, sie in seinem Nachen entführe, die teure Christel noch einmal in die Arme zu schließen. Oh, was war mit Tinchen, dachte die Witte, war sie krank, daß ihr Gedanken an Scheiden und Tod kamen? Die Witte wurde ernstlich besorgt, und die Rührung über soviel immer noch zärtliche Liebe übermannte sie. Tränen tröpfelten nieder, sie weinte sich erst einmal recht satt. Dann aber jubelte es in ihr: Tinchen wollte, da sie nicht selber jetzt abkommen konnte, das Teuerste, was sie besaß, zu ihr schicken, das geliebte Kind Lotte, dessen Haupt alle Grazien geküßt hatten.

»Du glaubst nicht, wie beruhigend es mir ist, daß ich Dich so in der Nähe von Spandau weiß. Lotte soll einige Zeit bei unserer Hofrätin dort zubringen, da hier alle Möglichkeiten zu einer höheren Erziehung fehlen. Weiß und ich leben in leider recht beengten Verhältnissen. Weiß hat ein gänzlich unzureichendes Gehalt. Wir wissen zwar vor der Hand noch nicht, wie wir es aufbringen sollen, Lotten den Unterricht zuteil werden zu lassen, der unerläßlich für sie ist, will sie sich dereinst in der Welt die Stellung erringen, zu der ihre körperlichen und geistigen Gaben sie berechtigen, aber wir halten es für unsere Pflicht, wenigstens die Möglichkeiten dazu anzubahnen. Du, geliebte Schwester, die Du Hand in Hand, Herz

an Herz mit mir aufgewachsen bist, wirst es verstehen, welchen Kummer es mir bereitet, daß ich nicht die Mittel habe, diesem so begabten Kinde die allerbesten Lehrstunden zuteil werden zu lassen. Arme Mutter, ach, wo sind deine Wünsche, deine Hoffnungen hin, wohin deine ehrgeizigen Pläne?! Ach, meine geliebte [28] Christiane, könnte ich doch an Deinem treuen Busen die Tränen ausweinen, die ich vor der mißgünstigen Welt verbergen muß! Du allein verstehst mich, der Gedanke an dich ist mir ein Trost.

Ich bitte Dich, schreibe mir mit wendender Post, ob Du ein mütterliches Auge auf meine Lotte haben willst und ob ich darauf rechnen darf, sie in Deine besondere Fürsorge aufgenommen zu wissen. Binnen acht Tagen bei günstiger Witterung soll sie reisen. Sie muß der Ersparnis wegen allein reisen. Ein Bekannter von uns, ein höherer Beamter, der hier zu tun hatte, — soll um diese Zeit nach Berlin zurückkehren, wir werden versuchen, ihm Lotten anzuempfehlen. Der Himmel segne Dich, Du Teure! Alles, was Du an Lotten tust, wird er Dir vergelten. Mit Spannung Deiner Antwort entgegenharrend,

in unwandelbarer Liebe
Deine Schwester Ernestine von Weiß.«

Der Demoiselle Witte bleiches Gesicht hatte sich gerötet; nun sah sie noch ganz anmutig aus, ›Mütterliches Auge — besondere Fürsorge‹ — oh, wie gern wollte sie die kleine Lotte in ihre mütterliche Fürsorge nehmen! Ein Kind — sie hatte ja kein Kind, hatte in ihrer Jugend keines haben dürfen, und hätte doch gerne eins gehabt — nun würde sie, älter geworden, doch eins haben! Ja, Tinchen sollte ihr nur ihre Lotte schicken; von Spandau war es ja nicht weit, hier an ihrem Haus führte die große Straße dorthin, täglich marschierten Truppen nach der Festung, und regelmäßig verkehrte die Journalière. Ein Kind, ein Kind! Es würde sie besuchen, sie würde es sich holen können zur Erheiterung in ihrer

Einsamkeit, schon fühlte sie warme liebende Händchen. Wie alt das Kind wohl sein mochte? Sie rechnete nach; die Hofrätin von Hauke war um vieles älter als das nachgeborene Schwesterchen — aber um wie viele Jah[29]re genau? Jedenfalls war Lottchen noch längst nicht erwachsen. Ein Kind, ein Kind! Ach, Tinchen konnte ganz ruhig sein, sie würde schon sorgen, daß es dem Kind an nichts fehlte. Die besten Lehrer — selbstverständlich —, auch sie liebte Bildung und kam gern dafür auf. Und wenn das Kind einmal noch einen besonderen Wunsch hatte — gern, gern, dafür ist man doch liebende Mutter und vermögende Tante zugleich.

[30]

3

Es war ein noch trüberer, nebliger, eben erst grauender Frühlingsmorgen, als der Geheime Gerichtsrat Herr Theodor Ursinus in die Postkutsche stieg, die, niedrig und auf dem Deck mit hoch aufgebauten Gepäckstücken beladen, auf sehr hohen Rädern wie ein viereckiger Kasten ruhte.

Der Gerichtsrat setzte sich gleich in die bequemste Ecke, streckte seine Füße in einen gestickten Fußsack, breitete eine warme Pelzdecke über seine Knie und zog sie sich bis zum Halse herauf. Noch einen Wollschal um die Ohren, und nun würde er es wohl aushalten können bis Berlin. Er hüstelte und nieste: eine leidige Fahrerei, hätte man nicht einen anderen mit dieser Revision im Kreis Stendal betrauen können? Aber freilich, auf ihn konnte und durfte man sich verlassen, seinem unbestechlichen Auge entging nichts. Das erst verdrießliche, etwas fahle Gesicht erheiterte sich, zufrieden lächelte Ursinus vor sich hin; es erheiterte sich noch mehr, als jetzt eine vornehm aussehende Dame, der ein Bedienter mit Gepäck folgte, ein junges Mädchen in den Wagen schob.

Ihn bemerkend, hob die Dame, anscheinend freudig überrascht, beide Hände: »Herr Geheimrat Ursinus? Sie erinnern sich — Frau von Weiß. Wir sahen uns bei — ach, wo war es doch gleich?«

Nein, er erinnerte sich nicht, aber er begrüßte sie höflich, wie es sich gehörte: Frau von Weiß, die Frau des Kollegen Weiß. »Wollen gnädige Frau auch nach Berlin?«

[31] »Nein, ich nicht, aber meine Tochter. Gestatten Sie, daß ich sie Ihnen hier präsentiere. Herr Geheimrat Ursinus, liebe Lotte, ein

Kollege — nein, ein Vorgesetzter von Papa!«

Das junge Mädchen knickste und errötete, die Augen niedergeschlagen.

»Ach, Herr Geheimrat, wenn ich offen sein soll, so hoffte ich schon auf Ihre Reise. Mein Mann hörte von dieser, aber er hatte nicht den Mut, Sie zu bitten. Nun bitte ich, recht herzlich« — Frau von Weiß sah noch jugendlich und sehr liebenswürdig aus bei dieser Bitte —, »haben Sie die Güte, nehmen Sie sich meiner Tochter ein wenig an! Sie reist zu ihrer Schwester, meiner älteren Tochter, der Hofrätin von Hauke, nach Spandau. Ach, es ist für eine Mutter recht ängstlich, eine Tochter allein auf eine so weite Reise zu schicken, es gibt so viel Dreistigkeit — sie ist noch so jung!«

Ja, jung war sie, das sah Ursinus auch. Er erklärte sich bereit, sein Bestes zu tun. Er würde schon sorgen, daß das junge Fräulein gut reiste und auch in keiner Weise belästigt würde.

»Dafür sorge ich schon selber«, sagte die Kleine und warf das bis jetzt gesenkte Köpfchen auf.

Das schien Ursinus recht keck, und auch die Mutter schien es zu finden: »Aber Lotte!«

Zu weiterer Ermahnung kam es nicht mehr, der Postillion stieß schmetternd in sein Horn: trari, trara.

»Adieu, adieu, meine geliebte Lotte!« Die Mutter riß mit einigen Tränen ihr Kind noch einmal ans Herz.

»Adieu, chère Maman!« Die Tochter küßte ihr noch rasch die Hand. »Leben Sie wohl, grüßen Sie den Papa!«

Frau von Weiß sprang von dem hohen Einsteigetritt herunter, der Schlag flog zu, die Pferde — vier waren es — zogen kräftig an, Charlotte von Weiß warf noch eine Kußhand zum Fenster hinaus, dann schleuderte ein starker Stoß des Wagens, [32] der rasselnd um eine Ecke bog, ihre leichte Gestalt heftig gegen die hart gepolsterte Sitzbank. Sie seufzte und lächelte: Stendal war jetzt vorbei, was kam nun?!

Die Strecke Stendal–Berlin schien nicht sehr frequentiert, sie

blieben lange die einzigen in der Postkutsche. Der Geheimrat hatte noch ein wenig zu schlummern gedacht, der Nachtschlaf war ihm durch den frühen Aufbruch erheblich verkürzt worden, aber die Demoiselle war munter, sie hielt ihn wach. Er sah erst jetzt ganz, wie hübsch sie war: ihrer Mutter ähnlich, ein stolzes Gesicht, aber milder und weicher durch die Reize der Jugend. Und recht aufgeweckt schien sie, sie fragte viel nach Berlin.

»Kriegt man da den König zu sehen? Mama schwärmt für ihn. Ist er wirklich ein so großer König?«

»Er ist ein sehr großer Monarch und wird Preußens größter Monarch stets bleiben«, sagte ehrfurchtsvoll der Geheime Gerichtsrat.

»Aber er ist doch schon so alt. Und wenn sein Neffe nun mal an die Regierung kommt, wie wird es dann sein?«

Ursinus räusperte sich: »Wie darf ich mir erlauben, meinen künftigen Herrscher zu kritisieren — Preußen wird auch unter ihm groß sein.«

»Aha!« Charlotte kicherte: »Ich merke schon was.« Sie kniff die Augen blinzelnd zusammen, dann machte sie sie groß und klug wieder auf.

Er sah, daß diese langbewimperten Augen sehr schön waren; er hätte nie gedacht, daß Augen, die bald tief dunkelblau, bald hell grünlichgrau schillerten, schön sein könnten. Sie hatten auch einen leicht schielenden Blick; aber der störte nicht, im Gegenteil. Wie alt mochte die Demoiselle Weiß eigentlich sein? War es indiskret, sie nach ihrem Alter zu fragen? Nach ihren Blicken zu urteilen, schien sie bereits eine Erwachsene, [33] ihrer Gestalt nach noch Kind, obwohl schlank aufgeschossen; die Formen waren noch unentwickelt, die Brust flach. Als sie jetzt, da eine neugierige Sonne anfing durchs Fenster zu stechen, den Capuchon ihres Reisemantels herunterzog, hingen lange Locken, ohne künstliche Frisur, ganz kindlich noch, um ihr dünnes Hälschen.

Theodor Ursinus war nicht verheiratet, seine schwächliche Konstitution hatte ihn auch als Junggesellen enthaltsam gemacht,

trotzdem verstand er sich auf Frauenschönheit. Aber mußte man die gleich mit groben Sinnen antasten? Sie als Ästhet zu genießen, war weit bekömmlicher. Diese Kleine hier war ganz wie einer jener berühmten englischen Kupfer, die er so liebte — entzückend, entzückend!

»Darf ich fragen, mein Fräulein, wieviel Lenze Sie zählen? Noch darf man ja fragen.«

»Raten Sie!«

»Fünfzehn, Sechzehn?«

Sie zog die Stirn kraus: »Leider erst dreizehn. Noch nicht einmal ganz, erst nächsten Monat werde ich's, Anfang Mai. Ich gäbe was darum, wenn ich älter wäre!«

Er lächelte väterlich: »Wenn man so jung ist, dann wünscht man sich das. Später ist gerade das Gegenteil der Fall. Ich zum Beispiel wäre gern jünger.«

»Ja, Sie —! Das glaube ich wohl.«

Ihr Ton traf ihn peinlich: sah sie in ihm denn schon einen Methusalem? Unwillkürlich ließ er die Pelzdecke von den Knien gleiten und zog verstohlen den Schal von seinen Ohren herab. Nun, so alt, wie sie zu glauben schien, war er denn doch noch nicht! Er richtete sich aus seiner bequemen Haltung auf. Freilich, dreizehn Jahre — und er?! Sie könnte gut seine Tochter sein. Auch wenn er erst mit vierzig geheiratet hätte, könnte sie das sein.

[34] »Aber ich werde ja bald erwachsen sein«, tröstete sie sich. »Bei meiner Schwester in Spandau bekomme ich einen Tanzmeister. Sind in Spandau viele Bälle? Spandau ist Garnison, nicht wahr?«

»Spandau ist Festung«, sagte er ernst. »In den Kasematten liegen viele eingeschlossen — strengste Haft, allerstrengste in Ketten — Mörder, gefährliche Staatsverbrecher.«

»Kann man die sehen? Oh, die möchte ich gern mal sehen!« Ihre Augen funkelten neugierig.

»Da sei Gott vor! Solche Impressionen wären ja fürchterlich für der Demoiselle junges Gemüt. Die Schwerverbrecher sieht kein

Mensch, die sind verschwunden auf ewig. Unterirdisch sind ihre Gelasse, angeschmiedet liegen sie tief unterm Wasserspiegel des Grabens.«

Sie schüttelte sich leicht.

»Sehen Sie, schon schaudern Sie bei dem bloßen Gedanken!« Er lächelte beruhigend: »Aber fürchten Sie nur nichts, kleines Fräulein, was Sie von Gefangenen zu sehen bekommen sollten, das hat nichts zusagen. Von weitem vielleicht einmal welche, die Erde karren, Schlamm herausschaffen. Aber auch sie sind durch eine schwere eiserne Kugel am Bein unschädlich gemacht; Eisenhörner wachsen aus ihrem Kopfreifen über der Stirn.«

»Warum, warum das?«

»Damit sie sich die Stirn nicht einrennen können, wenn der Aufseher einmal nicht aufpaßt. Aber lassen wir das, es ist eine angreifende Unterhaltung für ein junges glückliches Wesen.«

»Mich greift es nicht an.« Aber sie war doch ganz bleich geworden. Unter ihrer zarten Haut schien das leicht erregbare Blut zurückgewichen. Sie zog ihren Reisemantel fröstelnd um sich. »Bitte, erzählen Sie mir noch mehr davon. Ich will noch mehr hören.«

[35] Und er erzählte von dem Gefangenen mit der Maske, von dem kein Mensch wußte, wer er war, selbst der Kommandant der Festung wußte das nicht. Und erzählte noch einiges, er hatte ja keine Ahnung, daß Grausen Wollust sein kann.

Stunden waren vergangen. Der Postkasten hatte noch einige Passagiere aufgenommen: einen vierschrötigen Viehhändler, der in die Lausitz zum Einhandeln wollte, und eine Bauersfrau mit einem Henkelkorb. Den hielt diese schweigsam immer vor sich auf dem Schoß.

Der Gerichtsrat hatte sich wieder in die Ecke gedrückt und unter seine Pelzdecke verkrochen, es paßte ihm gar nicht, mit solcher Art Leute zusammen zu fahren. Wie töricht von ihm, sich nicht eine Extrapost zu nehmen! Aber freilich, dann hätte er nicht das Vergnügen gehabt, diese allerliebste Kleine von Weiß

kennenzulernen. Verstohlen schaute er zuweilen nach ihr hin. Sie schien zu schlummern; auf ihren weichen Wangen lagen die langen Wimpern wie Seide, die dunklen Amorbögen der Brauen erschienen noch dunkler gegen das helle Blond des jetzt ein wenig verwirrt in die Stirn hängenden Gelocks. Ein anziehendes Wesen, ein höchst anziehendes Wesen — so wie die mannbar war, war die auch weg! Der Gerichtsrat konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. Schade, daß man nicht jünger war und nicht eine gesundere Konstitution hatte, und überhaupt, daß man aus soundso vielen Gründen nicht geeignet war, eine Ehe zu schließen! Vielleicht, wenn ihm solch ein Wesen begegnet wäre, als er noch jung war, vielleicht daß er dann doch — Die Augen fielen ihm über diesem Denken zu. Er schlief bald fest, hatte den Mund offen und schnarchte ganz erheblich.

Charlotte hatte sich in die gegenüberliegende Ecke geschmiegt, das heißt, was man so schmiegen nennt, unsanft machte bald ihr Kopf, bald ihre Schulter mit dem harten Holz Bekanntschaft. Ach, es war gar kein Vergnügen, in der Post[36]kutsche zu fahren! Nun waren sie schon sechs Stunden unterwegs. Die paar Brotscheiben, die ihr die Mutter für die Reise mitgegeben hatte, waren längst verzehrt, sie hatte rechtschaffenen Hunger. Daß die Mutter auch die Brotscheiben immer so dünn schnitt! Für einen gesunden Hunger waren die so gut wie nichts. Aber man sollte eben keinen gesunden Hunger haben, oder wenigstens ihn nicht befriedigen, damit man nicht dick wurde. »Dick sein ist plebejisch«, sagte die Mutter, darum ließ sie sich auch so schnüren, daß sie manchmal eine Ohnmacht bekam. Nur eine gewisse Molligkeit war erlaubt, die mehr zu ahnen, als daß sie sichtbar war.

Charlotte seufzte, ihr Magen knurrte. Wenn sie erst alt genug dazu war, heiratete sie aber recht rasch, einen Mann, der Geld hatte, damit sie sich satt essen konnte. Hunger ist ein zu unangenehmes Gefühl. Als Zéphire noch bei ihr war, hatte sie sich an der satt küssen können, aber lange hatte das auch nicht vorgehalten; sie hatten beide gehungert, aber wenigstens

zusammen. Essen, essen! Die Mutter sagte: »In den Magen sieht dir keiner, mon enfant, aber was man anhat, das sehen die Leute.« O ja, sich schön anziehen, das war in der Tat wichtig, man wurde danach beurteilt. Robe, Corsage, geschmackvoll und vornehm — und wenn man dann noch schön dabei war?! Daß sie das war, das wußte Charlotte genau. Sie war sich ihres vorteilhaften Äußeren ganz bewußt, sie hatte es oft genug zu hören bekommen. Und der Spiegel sagte es auch. Wenn sie vor dem stand und mit halbgeschlossenen Augen den Blick an sich hinunterlaufen ließ bis zu den zierlichen Füßen, dann lächelte sie befriedigt; noch ein wenig zu mager, doch Figur würde schon kommen. Aber wenn sie dann ihr Gesicht ganz dicht an das Glas brachte und plötzlich so hineinsah in ein Paar meergrüne, schillernde Augen, die glänzend-schwarze Pupillen hatten und unruhig hin und her glitten, erschrak sie. Was waren [37] das für seltsame Augen! »Nixenaugen« hatte einmal in einem Gedicht gestanden, das ihr ein verliebter höherer Schüler zugesteckt hatte. Ach, sie möchte eigentlich lieber andere Augen haben, solche von einem sanften Blau, oder so braune treue Hundeaugen, wie die gute Zéphire sie gehabt hatte. Und sie versuchte einen frommen Blick, sie studierte den; und dann gefiel sie sich am besten.

›Fromm, sittsam‹, das waren Bedingungen, die unerläßlich waren. Was der Geheime Herr Gerichtsrat wohl von ihr denken mochte? War es vielleicht zu dreist von ihr gewesen, ihn so viel zu fragen? Nach den Bällen in Spandau hätte sie ihn nicht fragen sollen, davon schien er nicht gern zu hören. Was wußte er auch von Bällen! Er tanzte sicher nicht mehr, er hatte ja schon Grau an den Schläfen. Doch er war nicht unnett, sah ganz vornehm aus und hatte was Gutes. Sie beobachtete ihn unter gesenkten Lidern: hübsch war er nicht, besonders jetzt nicht mit dem offenen Munde — und wie er schnarchte! Gut gestellt war er sicherlich, besser als der Papa. Was er wohl tun würde, wenn sie ihm sagte, sie wäre hungrig? Er hatte gesagt, daß in Rathenow beim Pferdewechsel Zeit vorgesehen sei, um etwas Warmes zu speisen.

Sie würde nicht speisen, dazu hatte sie wohl den Hunger, aber nicht das Geld. Ach! Tränen schossen ihr in die Augen, die hatte Mühe, sie zurückzuhalten.

»Sie weinen?« hörte sie ihn plötzlich sagen. »Was fehlt denn der Demoiselle?« Er hatte mit Schnarchen aufgehört, freundlich fragend ruhte sein Blick auf ihr.

»Die Sonne, die Sonne«, stotterte sie. Und richtig, die Sonne kam ihr zu Hilfe, schien ihr scharf blendend ins Gesicht.

»Setzen Sie sich doch herüber, hier ist ja noch Platz!« Er rückte beflissen, und sie setzte sich neben ihn.

Der Postkasten schaukelte auf seinen hohen Rädern, bald ging's über Knüppeldamm, bald durch tiefe Furchen — Lö[38]cher, Steine — die Luft in dem niedrigen Kasten war sehr beengt, aus dem Korb der Bäuerin roch es nach Käse, der dicke Viehhändler roch auch nicht gut, einer Übelkeit nahe schloß Charlotte die Augen. Ihr Kopf, ohne Halt zu finden, nickte hin und her, plötzlich neigte er sich gegen Ursinus' Schulter.

War sie eingedruselt, von Müdigkeit übermannt? Er hielt ganz still, wagte kaum zu atmen. Eine hingewehte Blüte, so lag ihr Köpfchen an ihm. Wenn er sich getraut hätte, seinen Kopf zu bewegen, so hätte er sehen können, daß sie heimlich lächelte. Aber dann schlief sie doch fest ein, ihr leerer Magen hatte sie matt gemacht.

Er saß geduldig. Es war ihm ganz merkwürdig, ein Kinderhaupt so nah an seiner Schulter zu fühlen — nein, ein Mädchenhaupt, aus ihren Haaren stieg schon ein Duften. Er war verlegen, verlegener jedenfalls als sie, da sie endlich erwachte. Das Rumpeln hatte plötzlich aufgehört, der Postillon blies sein Schnädderengdeng, sie hielten vor einem Gasthaus.

»Oh, ich war eingeschlafen. Entschuldigen Sie! Oh, mein Herr, ich habe Sie doch nicht etwa belästigt?«

»Nicht im geringsten, nein, nein!«

Sie lächelte ihn an: »Ich bin hungrig.«

»Dann wollen wir speisen!« Er war auf einmal sehr guter Dinge,

ganz fröhlich, ja, bester Laune: es war doch recht angenehm, in solcher Gesellschaft zu speisen.

Aber sie schüttelte den Kopf: »Ich kann nicht speisen, denn — wo hab' ich denn meine Börse? Ich muß sie verloren haben — oder zu Hause vielleicht vergessen« — sie suchte in ihren Taschen — »ach Gott, sie ist wirklich fort!«

»Gestatten Sie, daß ich einspringe. Ich bedauere Ihren Verlust, der für mich aber ein Gewinn ist. Darf ich bitten, mein Fräulein?« Er reichte ihr galant den Arm wie einer wirklichen Dame, und sie schritt leicht, seelenvergnügt neben ihm her; es [39] wurde ihr schwer, nicht zu hüpfen: essen, jetzt gab's was zu essen!

Ursinus aß stets mit Vorsicht, es bekam ihm nicht alles; aber sie aß wie ein ausgehungerter junger Wolf, aß alles. Er sorgte väterlich: war es auch nicht zu viel für sie? Sie schüttelte verneinend den Kopf, sprechen konnte sie nicht, sie hatte die Backen voll, kaute mit all ihren Zähnen. So lecker hatte sie noch niemals gegessen. Dieses Gasthaus war berühmt, es gab Schweineschinken mit knuspriger Borke und Kartoffelsalat; wem das nicht bekam, der aß gebratenes Hähnchen und gekochte Äpfel dazu.

Charlotte aß beides. Wein gab es auch, Ursinus hatte eine Flasche bestellt. Das war ein Luxus, den er sich sonst nicht leistete, aber es machte ihm Spaß, die Kleine lustig werden zu sehen und so vertraulich. War sie nicht sein liebes Kind, war er nicht ein guter Papa?

Als sie wieder in der Postkutsche saßen, lehnte sie gleich ihr Köpfchen an ihn. Ihr war jetzt sehr wohl: oh, war das schön, so gut satt zu sein! Er war wirklich sehr nett. Wenn sie mal einen jungen und schönen Mann hatte — denn jung mußte der Mann, den sie liebte, sein und natürlich auch schön —, dann würde sie auch so mit dem in der Postchaise fahren, sicher behütet und satt.

Ursinus war voll befriedigt von dieser Fahrt; merkwürdig, und er hatte sich doch vor ihr wie vor etwas Schicksalsschwerem, ganz Fatalem, gefürchtet! Hätte er geahnt, daß er eine so liebe, eine so

allerliebste Reisegefährtin haben würde, dann hätten ihn sicher nicht solche Träume geängstigt wie in seiner letzten Stendaler Nacht. Der Geheime Gerichtsrat war nicht ganz ohne Glauben an Übernatürliches; er ging freilich nicht zu Kartenlegerinnen, wie die Damen der Gesellschaft es liebten, er besuchte auch keine mystischen Séancen, wie sie jetzt in [40] Mode waren, aber wenn sich etwas Schwarzes, Schweres auf seine Seele legte, ihn gar im Schlaf wie ein Alp bedrückte, dann bedeutete das für ihn immer ein »Hüte dich«, Widriges stand ihm bevor. Heute aber wußte er nun, woher und warum es ihm diese Nacht wie eine Warnung gekommen war, und lächelte: nichts von Vorbedeutung dabei, nur sein Magen war es gewesen, der ihm sagte: »Halte dich morgen diät, gestern abend das Kalbskotelett mit den geschmorten Morcheln war dir zu schwer.«

Ob er dies liebe Kind wohl einmal wiedersehen würde? Wenn ein Herz lange einsam geblieben ist, dann ist es empfänglich für Zärtlichkeit. Und zärtlich schmiegte dieses Kind in seiner Harmlosigkeit sich ihm an. Es war ihm fast schwer, dass sie sich nun bald adieu sagen würden. Die launische Sonne des Apriltages verkroch sich schon, der Abend war nicht mehr fern, an dem sie Spandau erreicht haben würden. Von Berlin war Spandau nicht weit, jedenfalls nicht weiter als drei gute Stunden Fahrt; wenn er es durchaus wollte, könnte er das liebe Mädchen ja wiedersehen. Er würde sich vielleicht unter irgendeinem Vorwand bei den Haukes einführen können. Aber nein — törichte Idee —, das hieße denn doch dem jüngeren Beamten ein viel zu großes Entgegenkommen zeigen. Es vertrug sich mit seiner Stellung als Geheimer Gerichtsrat nicht. Aber das war es nicht allein, was Theodor Ursinus zurückhielt; er war immer ein wenig scheu gewesen, nun war er das auch. Aber schade, schade!

»Ob wir uns wohl einmal wiedersehen?« sagte sie träumerisch. Ihre Augen schwammen. »Sie waren so gut zu mir, ich würde Sie gerne wiedersehen!«

War das nicht eine Fügung, wie eine Schickung höherer

Gewalten? Gerade hatte auch er das gleiche gewünscht. Es war offensichtlich, sie sollten sich wiedersehen, aber wie, wo? [41] Nein, in Spandau sie aufzusuchen, nein, das ging doch nicht an!

»Meine Tante wohnt in Charlottenburg, die werde ich oft besuchen — nicht wahr, Charlottenburg ist ganz nahe bei Berlin? Ich könnte Sie dann treffen. Wenn Sie mir Berlin zeigen würden — oh, das wäre herrlich!« Sie klatschte in die Hände. »Ich möchte all die Plätze, die Straßen, die Häuser, die Schlösser, die Brücken, das ganze große Berlin sehen — und den großen König!«

Nun, das konnte ja einmal werden! Er nickte zustimmend, aber es widerstrebte ihm doch etwas dabei.

»Oh, Sie wollen nicht gern?!« Sie war von ihm abgerückt, legte den Kopf auf die Seite und sah ihn halb schmeichelnd, halb schmollend an. Ihre Augen baten.

Gewiß, er wollte das wohl — er war ganz beflissen —, aber er wußte nicht recht, wann und wie.

»Haben Sie ein Taschenbuch? Und einen Crayon? Geben Sie her!« Sie befahl ganz energisch. »Ich schreibe Ihnen meine Adresse in Spandau auf.«

»Ich werde Ihnen die meine aufschreiben«, sagte er, sich noch rasch besinnend. Nein, wie ein verliebter Fasan würde der Geheimrat Ursinus nicht in das Haus des Mädchens nach Spandau schreiben. Wenn sie denn durchaus wollte — es war ihm trotz der angenehmen Aussicht, sie einmal wiederzusehen, etwas unbehaglich dabei zumute, ihre Art war ihm auch verblüffend —, so würde er selbstverständlich bereit sein, wenn sie ihn davon verständigte, in Berlin den Führer zu machen. Vielleicht schickte es sich einmal zu einer Parade, denn dann war auch der König zu sehen.

»O ja, o ja!« Sie war jubelnd aufgesprungen und hüpfte. Jetzt war sie ganz Kind.

Und er fühlte keine Gewissensbisse mehr, daß es sich viel[42]leicht auch nicht schicken könnte, sie allein auszuführen. Warum denn nicht? Überhaupt, wenn sie wollte! Darauf allein kam

es an. —

Als sie in Spandau aus der Postkutsche gehüpft war und schon in den Armen der Schwester lag, winkte sie noch einmal mit den Augen nach ihm zurück. Er war ganz beglückt. Das hieß: »Wir sehen uns wieder!«

[43]

4

Der Hofrat von Hauke in Spandau war noch ein jüngerer Mann, aber streng protestantischen Glaubens wie er war, prägte sich das auch seinem Wesen auf. Er hätte statt eines Hofrats gut einen Hofprediger vorstellen können, seine Sprache war gemessen, sein Ton mild, aus einer gewissen würdigen Ruhe kam er kaum heraus. Er war auch ein gutaussehender Mann, die Frauen fanden ihn schön. Jeden Morgen las er den Seinen einen längeren Morgensegen vor; die Dienstboten durften mit zuhören, sie mußten das sogar, er hielt darauf. War die Herrschaft abends zu Hause, las er in gleicher Weise in versammeltem Kreise. Waren die Haukes aber ausgebeten, so las er den Abendsegen nach der Rückkehr seiner Gattin im Bett.

Charlotte mußte auch mit zuhören. Wenn es ihr anfänglich auch etwas komisch vorkam — eben noch hatte der Schwager sie in die Wange gekniffen, und jetzt war er so heilig —, so war ihr diese häusliche Andacht doch lieber als das In-die-Messe-Gehen. Die Hofrätin versicherte der jungen Schwester, daß der Protestantismus die viel richtigere und vornehmere Religion sei — das Königliche Haus gehörte ja auch diesem Bekenntnis an.

Henriette von Weiß war, als sie mit noch nicht sechzehn Jahren heiratete, zur protestantischen Kirche übergetreten, denn nie würde Hauke zugegeben haben, daß seine Kinder katholisch wurden. Und sie, erschrocken darüber, daß dann aus der Heirat nichts werden sollte, zog ihr Katholischsein aus, wie man ein Kleid auszieht.

[44] In der Tat, Jettchen hatte recht, es war angenehmer, nicht

katholisch zu sein. Man konnte morgens länger im Bett liegen, weil man nicht so früh in die Messe brauchte.

Der Hofrat von Hauke war sehr angenehm berührt, daß seine junge Schwägerin so wenig von ihrem Katholizismus Gebrauch machte; es wäre ihm nicht lieb gewesen, täglich jemanden aus seinem Hause zur Messe gehen zu sehen. Ein gescheites Mädchen, diese Lotte! Er war überhaupt eingenommen für sie. Und nun ließ er es sich angelegen sein, in ihrer Gegenwart Gespräche religiös-theologischen Inhalts zu führen. Man mußte doch für ihre Geistes- und Herzensbildung etwas tun. Die Dreieinigkeit war ein Hauptthema, über das er sich gern verbreitete. Über die Gegenwart Christi im Abendmahl, über die Transsubstantiation sprach er noch lieber. Seine Frau war leider in dieser Beziehung schon recht lässig geworden, ob es hieß: »Das ist mein Leib, oder das bedeutet meinen Leib«, das war ihr leider gänzlich gleichgültig. Die kleinen Kinder raubten ihr viel vom Nachtschlaf, man mußte es ihr nachsehen, daß sie, sobald man ernstere Themata anschlug, anfing durch die Nase zu gähnen. Aber Charlotte schien es weniger langweilig zu finden. Als der Schwager sie zwar beim erstenmal auf Herz und Nieren geprüft hatte: »Nun, was denkst du dir beim Abendmahl?«, hatte sie noch recht kindlich gesagt, gar nicht den Ernst solcher Frage erfassend: »Ach, sie knicksen und schellen«, jetzt aber zeigte sie bald ernsthafteres Interesse. Mit einer Logik, die ihm bei einem so jungen Wesen ganz außerordentlich dünkte, folgte sie seinen Ausführungen. Sie widersprach ihm auch, wenn sie gerade Lust dazu hatte, sie disputierten oft Tage. Er nahm es höchst ernsthaft, sie wie ein Spiel. Aber in seine Ernsthaftigkeit mischte sich bald etwas anderes ein: es kitzelte ihn, das Mädchen zu reizen. Dann verengten sich dessen Pupillen wie bei einem fauchenden Kätzchen und wurden gleich darauf wieder groß und rund.

[45] Der Glaubenseifrige nahm es sich vor, die junge Schwägerin dem Protestantismus zu gewinnen. »Liebes Kind, möchtest du nicht mit deiner Schwester und mit mir, der dich wie ein Bruder liebt,

einer Konfession sein?« Er nahm sanft ihre Hand und sah ihr tief in die Augen.

Warum denn nicht? Zéphire war ja auch von der anderen Konfession gewesen, und so ein liebes, herzensgutes Ding — warum sollte sie nicht auch zu Zéphires Kirche gehören? Sie nickte bereitwillig.

Der Hofrat schrieb an seine Schwiegereltern, daß er es für richtig gehalten habe, neben den Tanz- und Musikstunden, dem Französisch und der Anstandslehre Lotten auch noch Religionsunterricht geben zu lassen. Diese Ausgabe, da sie im Stundenplan nicht vorgesehen war, würde er selbst begleichen und sie nicht zu Lasten der Tante Witte in Charlottenburg buchen. Er hielt es nicht für nötig, zu sagen, was das für ein Religionsunterricht war. Er kannte ja auch seine Schwiegermutter gut genug, um zu wissen, daß das Bekenntnis des preußischen Königshauses für sie sehr maßgebend war, und daß sie sich ebensowenig darüber aufregen würde, wenn Lotte protestantisch würde, wie sie sich dagegen gesträubt hatte, als Jettchen übergetreten war. Sie war eine praktische Frau; sowie sie erkannte: so ist es klug, so war sie auch einverstanden. Dem Vater freilich würde es nicht genehm sein, aber auf Weiß kam es ja weiter nicht an.

»Hast du es dir auch reiflich überlegt, geliebtes Kind?« fragte Tante Christiane die Schwestertochter, als diese bei ihr auf der Fußbank hockte und den blonden Kopf in ihren Schoß legte. Dabei strich ihre Hand ganz weich über die Haare Lottens. Sie liebte dieses schmiegsame Kind, sie hatte es gleich beim ersten Besuch, als die Frau Hofrätin es ihr überbrachte, in ihr Herz [46] geschlossen. Dieses Lächeln entzückte sie, diese Augen, die so zärtlich blickten. Ein Hauch von der eigenen Jugend wehte sie in der Schwestertochter wieder an. Ach ja, auch sie war einst hübsch und hold gewesen, wenn auch nicht so hold wie diese liebliche Knospe.

Mit der ganzen Hingabe nie gestillter Sehnsucht und einer erst

nach und nach in der Einsamkeit verkümmerten Herzenswärme hatte Christiane Witte Charlotte bei sich aufgenommen. Lotte wurde der Inhalt ihrer Tage: kam Lotte heute? Warum schrieb Lotte ab? Würde Lotte dann aber nächste Woche auch sicher kommen? Sie wartete immer auf Lotte. Und da Charlotte zu Hause die Weisung erhalten hatte, die ihr auch in der Mutter Briefen ständig wiederholt wurde, sich bei der Tante gut einzuführen und deren Neigung zu gewinnen, so kam sie häufig nach Charlottenburg. Sie fühlte sich auch behaglich in den angenehmen Räumen mit den blanken Fußböden und den alten Ölgemälden an den Wänden. Da war der Vater von Tante und Mutter — ihr Großvater — da die Großmutter — und dort das Bild eines jungen Mannes, der ihr wohl gefiel. Es war der einstmalige heimliche Verlobte. Die Tante sprach nie anders als mit Tränen der Rührung von ihm. Aus den Schränken duftete es nach Lavendel, an den Fenstern blühten Blumen selbst zur Winterzeit. Der Schloßgärtner bezog die kostbaren Tulpen aus Holland für die königlichen Treibhäuser, und die Tante kaufte welche von ihm. Ach ja, wenn man Geld hat, dann kann man schon rote und gelbe Wunderblumen mit leuchtenden Köpfchen hinter den beeisten Scheiben haben!

Es roch bei Christiane Witte nach Wohlbehagen und Ordnung, Charlotte empfand das, sie war nicht verwöhnt von Stendal her, und auch der Hausstand der Schwester ließ manches zu wünschen übrig. Die kleinen Kinder machten viel [47] schmutzig, es roch nach Windeln und ewig nach Wäschelauge — oh, und wie die Bälge quarrten, vom frühen Morgen an, selbst in der Nacht! Das arme Jettchen! Charlotte empfand etwas wie Mitleid mit der Schwester: vier Kinder in fünf Jahren, und jetzt sollte schon bald wieder ein neues kommen! Das Mädchen schüttelte sich: wenn sie sich verheiratete, so viele Kinder würde sie nicht haben. »Ich danke dafür«, würde sie gleich dem Ehegemahl sagen, und wenn es ihm nicht paßte, nun dann — sie warf den Kopf auf und rümpfte die Nase: oh, sie würde schon fertig werden mit ihm! Vorderhand war

es ja auch noch Zeit bis dahin. Mit Vierzehn sollte sie erst einmal konfirmiert werden, das Bekenntnis ihres evangelischen Glaubens vorm Altar ablegen.

Das war es, was sie heute mit der Tante besprach. Christiane Witte war bekümmert: ihren guten katholischen Glauben wollte Lotte ablegen? Ach, der Schwager hatte sie nur verleitet dazu. Den Hofrat kannte Christiane gar nicht, aber er war ihr schon von vornherein unsympathisch, und Jettchen, nun, Jettchen — das fand selbst sie bei ihrer milden, gern alles entschuldigenden Gesinnung — Jettchen war eine Pute. Dieses Kind hier war ja noch so jung, wußte es denn überhaupt, was es tat?

»Ich weiß es«, sagte Charlotte bestimmt. Sie hob ihren Kopf aus der Tante Schoß. »Aber nicht traurig sein darüber, Tantchen«, schmeichelte sie dann, und ihre Hände liebkosten das bekümmerte Gesicht. »Sie sind und bleiben ja doch mein geliebtes Tantchen, auch wenn ich nicht mehr katholisch bin. Meinen Sie, ich kann nicht ebensogut noch für Ihr Wohl beten? Ich flehe täglich für Sie den Himmel an.«

»Du gutes Kind!« Die Tante küßte sie zärtlich. Ihre Seele war bedrängt. Und daß Lottchens Eltern sich so gleichgültig bei dieser Sache verhielten, das war doch auch gar nicht schön. Zugleich wallte es jedoch in ihr auf vor Freude: Lotte schenkte [48] ihr, ihr allein volles Vertrauen, sprach sich bei ihr über alles aus! Sie ging an den aus dem Nachlaß des Geliebten stammenden, auf vergoldeten Füßen stehenden Schreibtisch, der in verschiedenen Hölzern kostbar ausgelegt war, zog einen Schlüssel, den sie unter ihrem Busentuch an einer Kette, aus feinem Haar gefertigt, um den Hals trug, und schloß umständlich die gebauchte Schublade auf. Einem Kästchen entnahm sie einen Ring und steckte ihn der Nichte an den Finger. »Den habe ich früher einmal getragen, er schenkte ihn mir. Nun ist er mir schon lange zu eng geworden. Trage du ihn! Möge er dir ein Talisman sein in deinem ferneren Leben!«

Charlotte errötete vor Freude: ein Ring, ein goldener Ring mit weißer Perle! Sie hatte noch niemals einen besessen. Und mit

tiefem Knicks der Tante die Hand küssend, bedankte sie sich.

»Wer steht mir näher als du?« sagte diese. »Alles, was ich besitze, wird ja einmal dein sein.« —

War das ein Versprechen, eine Zusicherung für die Zukunft? Charlotte konnte lange nicht einschlafen, als sie heute im Bette lag. Sie blieb stets über Nacht bei der Tante und tat das gern, denn es lag sich so schön in dem weichen Bett, das einen Himmel von weißem Mull über sich hatte und ein mit breitem Volant verziertes Kopfkissen. Das war etwas anderes als das schmale Bettchen daheim, das sie sogar noch mit Zéphire geteilt hatte; auch etwas anderes als das Lager, auf dem sie in Spandau lag. Jettchen brauchte, was sie an Betten besaß, für den Gast war nicht viel Weiches übrig. Der Schwager hatte ihr Lager einmal besichtigt, als sie geklagt hatte, der Rücken tue ihr davon weh, er betastete den steinharten Pfühl, lüpfte ihn und sagte dann mit einem seltsamen Lächeln: »Weich liegen ist ungesund, es gibt wollüstige Gedanken.«

Nun lag Charlotte hier im weichen, bequemen Bett, aber [49] wollüstige Gedanken kamen ihr nicht, die ihren gingen auf ganz anderen Wegen. ›Alles was ich besitze, wird einmal dein sein‹ — also sie sollte erben, die Tante beerben?! Sie wünschte Tante Christiane ein noch recht langes Leben, sie hatte sie wirklich lieb. Aber es war doch wundervoll, daß sie einmal erben sollte. Ob es viel war, was sie dann erbte? Schöne Sachen? Sie sah sich im Geist in der Wohnung um: o ja, da war manches — Möbel, Bilder, Wäsche, Porzellan — das sie gern besitzen würde. Viel Geld? Ja, ob dann noch so viel übrig sein würde? Die Tante lebte nicht geizig, sie gab reichlich an Arme — wieviel blieb dann wohl noch? Charlotte warf sich unruhig.

»Schläfst du nicht, meine Lotte?« fragte die Tante vom anderen Bett herüber.

Der Ton war sanft, aber er traf die Grübelnde wie ein Donnerschlag. Sie verkroch sich unter die Decke und gab keine Antwort.

Charlotte von Weiß war ehrgeizig, sie wollte lernen; man konnte nicht über geringe Fortschritte klagen. »Sie tanzt wie eine der Grazien selber«, so versicherte der Tanzmeister, ein alter Franzose, der die Woche zweimal von Berlin herüberkam, um der besseren Jugend von Spandau Pavanen, Couranten, Menuetts zu lehren und sie in Anstand zu unterrichten. Das Französisch sprach sie jetzt so geläufig wie Deutsch — und in der Religion? Nur in dem Bekenntnis, so wie der Hofrat es verlangte, schien sie noch nicht so vorbereitet, wie es zu wünschen war, obgleich sie den besten Lehrer hatte.

Der Kandidat Gotthold Bange war ein noch junger Mann, vorläufig hier dem Garnisonsprediger beigegeben, aber aus dem Hilfsgeistlichen würde sich ganz gewiß etwas Bedeutendes entwickeln, eine Leuchte der theologischen Wissenschaft. Es war dem Hofrat ein Genuß, mit Bange seine beliebten Dispute [50] zu führen. Welche Beredsamkeit entwickelte dann der sonst stille, zurückhaltende, fast scheue Mensch, wenn er sich für eine religiöse Frage erwärmte! Dann erglühte sein bleiches Gesicht, in seinen Augen, die er sonst meist zu Boden gesenkt hielt, fing etwas an zu brennen, sie zeigten, daß sie groß und leuchtend sein konnten und von einem intensiv schönen Blau. Des Kandidaten Organ, das für gewöhnlich leise und etwas belegt war, gewann an Klang, es steigerte sich dann zu einer bis ins Innerste dringenden, merkwürdigen Fülle; dieser Ton berührte fast körperlich, er ging an die Nerven. Dabei war Bange so bescheiden, er hatte keine Ahnung davon, daß er faszinierend wirken konnte in solchen Augenblicken. Hauke, der ihn in seinen näheren Umgang gezogen hatte, zögerte keinen Augenblick, diesem wahren Mann Gottes die junge Schwägerin zur Vorbereitung in der evangelischen Lehre anzuvertrauen.

Charlotte, die so viel von dem jungen Kandidaten gehört hatte, der einzig von seiner ›Sendung‹, wie er das Amt des Predigers auffaßte, leben sollte, war enttäuscht. Der war ja nur junger Mann, genau so wie andere junge Männer auch, sogar weniger hübsch

und nicht einmal sonderlich beredt. Stockend trug er ihr die Grundlehren der protestantischen Kirche vor, so schüchtern und geniert, daß sie sich auch fast genierte. Seine Zurückhaltung machte sie es fühlen, daß sie mit einem jungen Mann allein im Zimmer war, zum erstenmal mit einem ganz allein.

Er sah sie nicht an, mit niedergeschlagenen Augen sprach er zu ihr. So war es in der ganzen ersten Stunde. Konnte er sie denn nicht wenigstens ansehen?

Als Charlotte das zweitemal in den Konfirmandensaal des Pfarrhauses kam, in dem auch ihr Einzelunterricht stattfand, war Kandidat Bange schon da. Er stand am Fenster, mit dem Rücken gegen die Tür, und sah wie in Gedanken verloren hin[51]aus. Sein Gesicht war erhoben, seine Augen auch, so daß sie sah, daß diese sehr schön blau und sogar feurig waren. So sollte er auch sie ansehen, nicht bloß den Himmel! Und sie brachte das fertig. Erst mit kleinen Manövern, aber als sie nichts nützten, sagte sie es ihm eines Tages ganz gerade heraus: »Warum sehen Sie mich nicht an, Herr Kandidat? Wenn ich mich von jemandem belehren lassen soll, ihm das glauben soll, was er lehrt, dann muß er mich doch auch ansehen dabei. Oder bin ich eine so schlechte Schülerin, daß Sie mich Ihres Blickes nicht für wert halten?« Sie sagte es ein wenig vorwurfsvoll und wie gekränkt.

»Eine schlechte Schülerin? Bewahre, bewahre!« Er stotterte ein wenig, sein Blaß wurde rot, er murmelte etwas von ausgezeichneter Fassungsgabe und viel Verständnis. Und dann sah er sie an.

Und sie sah ihn auch an. Ganz voll, ganz lange. Es stahl sich ein Lächeln dabei um ihren gewölbten Mund: aha, nun hatte sie es doch erreicht!

Auch er fing ein wenig zu lächeln an — auch er war noch jung.

Von jetzt an war der Unterricht für Charlotte viel interessanter, sie merkte, daß sie Kandidat Bange gefiel. Sie fühlte Unruhe in seiner Hand, wenn sie ihm die ihre reichte beim Kommen und beim Fortgehen; dann drückten ihre Fingerchen leicht. Es machte

ihr Spaß, mehr als Spaß: Freude. Und in ihrer Freude war Genugtuung: also man hat so viel Macht, daß man selbst einen Heiligen zwingen kann.

Der Schwager belobte Charlotte für ihren Eifer. Anfänglich war sie lässig gewesen in ihrem Gehen zum Unterricht, jetzt ging sie schon früher, als die Uhr vom Turm die Stunde schlug, sie eilte, um nichts zu versäumen. Es war etwas in ihrem Blut, das das prickelnd umtrieb — Neugier? Verlangen? Sie hatte Träume, in denen der Lehrer sie küßte.

[52] Kandidat Bange zuliebe kämmte Charlotte von Weiß ihr Lockenhaar schlichter, trug es gescheitelt wie die Madonna in der alten Kirche von Stendal. Vorm Spiegel versuchte sie wieder den frommen Blick, und siehe, er gelang vorzüglich. Sie gewöhnte sich so an diesen Blick, daß sie gar nicht anders mehr konnte: langsam schlug sich ihr Augenlid auf und schüchtern, das schöne Auge schwamm feucht verklärt und suchte gern den Himmel.

Es schickte sich zur Zeit nicht, daß junge Mädchen allein promenierten, das taten nur Ladenmamsells und Frauenzimmer niederer Stände. Der Hofrat von Hauke selber führte Charlotte spazieren auf der Promenade über die inneren Wälle, die von Rasen grün und im Frühling von Veilchen besät waren. Es war der einzige Spaziergang, den die Spandauer hatten, denn draußen vor dem Tor war es nicht sicher, da trieb sich immer Gesindel herum: Zigeuner, Soldaten und dergleichen mehr. Es war auch moorig rundum, keine hochgelegenen schönen Chausseen; langsam schleppten sich trübe Kanäle zur Havel hin. Einzig die Straße nach Berlin, die über Charlottenburg führte, war in besserem Stande, über sie fuhr täglich die Post, und Soldaten marschierten auf ihr heran, wenn vor Spandau das Lager bezogen wurde. Viel Abwechslung bot die Festung nicht, und doch fühlte Charlotte sich glücklich hier. Sie spürte Anbetung, und die zu ahnen, zu wittern, das versüßte auch Tage und Stunden, die an sich sonst langweilig gewesen wären. Noch durfte sie keine Gesellschaften besuchen.

Daß man sie noch immer wie ein Kind hielt, lächerlich! Der Schwager war wohl gar eifersüchtig? Wenn die Offiziere auf der Wallpromenade an ihnen vorbeistrichen und sich ihr bemerklich zu machen suchten durch Sporenklirren und absichtlich lautes Sprechen, dann regte er sich sehr erbost auf: »Faule Friedens[53]zeit! Unnütze Brotfresser, die unserm Herrgott den Tag abstehlen und uns Zivilisten das Geld aus dem Beutel!« Sie amüsierte sich über ihn. Als sie noch mit Schwester Jettchen spazierengegangen war, war es netter gewesen, Jettchen hatte nichts von den Blicken gemerkt, die hin und her flogen. Eine gute Seele! Aber mit der konnte sie jetzt nicht mehr ausgehen, das fünfte Kind war zu offenbar schon, und eine Frau in der Lage und ein junges Mädchen sich zusammen sehen lassen, das war unmöglich in der guten Gesellschaft.

Die Hofrätin weinte jetzt oft. Als sie eines Tages auf dem steiflehnigen Sofa saß und ihr ungeschickter Körper vergebens nach Bequemlichkeit suchte, ließ sie ihren Kopf mit einem Seufzer an die Schulter der jungen Schwester sinken: »Ach, ach!«

»Ist dir nicht wohl?« fragte Charlotte; sie sah es, wie die Schwester sich quälte.

»Wohl, wie kann mir wohl sein?« Die Hofrätin schluchzte laut auf: »Ach, Lotte!«

Charlottes Hand tätschelte die bleiche Wange der Schwester — das arme Jettchen! Zugleich glomm es wie Ungeduld in ihr auf: »Warum bist du so dumm, meine Liebe? Du bist wirklich dumm!«

»Aber ich kann doch nichts dafür«, jammerte kläglich die beladene Frau, »wenn er es doch will!«

»Kriegt er die Kinder, oder kriegst du sie?«

»Das verstehst du nicht«, sagte die Frau, »er soll dein Herr sein, so heißt es doch.«

Das Mädchen zuckte die Achseln: der war nicht zu helfen. »Das sag’ ich dir, Jettchen, ich mach’s mal nicht so. Herr, Herr —?! Ha, da muß ich lachen!« Sie lachte hell.

5

Während der Zeit, daß die Hofrätin in Wochen kam, würde man Lotte wieder nach Stendal schicken, der Vater hatte ohnedies große Sehnsucht nach ihr; sein Töchterchen war nun schon ein Jahr fern gewesen. Aber Lotte schlug vor, währenddessen zu Tante Christiane nach Charlottenburg zu ziehen: wozu erst eine so weite Reise für die kurze Zeit?

Der Hofrat war auch sehr für Charlottenburg; man konnte da Lotten jederzeit erreichen. Selbst die Mutter stimmte zu; für Sentimentalitäten war Frau von Weiß nicht, sie tadelte ihren Mann, das Kind war viel verständiger als der Vater. Es war ihr eine große Genugtuung, daß Christiane so wahrhaft begeistert von Lottchen schrieb; der Briefwechsel zwischen den Schwestern war jetzt wieder reger geworden. »Guter Gott« — Frau von Weiß strahlte, wenn sie einen Brief aus Charlottenburg empfing — »Lottchen muß sich trefflich eingeführt haben!«

Ehe die diesjährige Entbindung im Hause Hauke stattfand, sollte aber Charlotte noch konfirmiert werden, ihr Glaubensbekenntnis zur evangelischen Kirche feierlich ablegen und damit in den Kreis der Erwachsenen und in die Gesellschaft eintreten. Denn war sie nicht bereits viel reifer als andere in ihren Jahren? Des Schwagers Blicke weideten die junge Schwägerin ab: wahrhaftig, die wurde immer schöner, ihr Busen rundete sich, die Schultern, die aus dem Ausschnitt heraussahen — sie hatte die Angewohnheit, bald die eine, bald die andere Schulter [55] zu heben, so daß das Kleid ein wenig herunterrutschte — waren weiß und gar nicht mehr mager. Es regte den Hofrat auf, wenn er das

Rutschen ihres Kleides sah, er tadelte sie deshalb, aber mit vielen Umschreibungen. Sie hörte zu und sah ihn dabei lächelnd, scheinbar als ob sie ihn nicht verstünde, ruhig an. —

Es war die letzte Unterrichtsstunde vor der Konfirmation. Charlotte empfand eine peinliche Unruhe. Nicht wegen des Ablegens ihrer alten Konfession und des Annehmens der neuen, es hatte sie etwas anderes seltsam erregt. Als sie die Treppe, leichtfüßig von Stufe zu Stufe hüpfend, herabgekommen war, um zum Pfarrhaus zu gehen, hatte der Schwager an der untersten Stufe gestanden. Er sagte: »Spring!« Sie sprang und fiel in seine rasch ausgebreiteten Arme. Er hielt sie fest an sich gedrückt, so fest, daß ihr der Atem verging, und suchte mit seinem Mund den ihren. Was wollte er von ihr? Es war abscheulich gewesen. Sie hatte ihn heftig von sich gestoßen und war enteilt. Dieser eklige Mann, da hatte er ihre Schwester in solch traurigen Zustand gebracht — wie hatte Jettchen heute morgen wieder gestöhnt — und trieb selber nur dumme Späße! Sie war wütend auf ihn. Und doch, konnte sie ihm eigentlich ganz böse sein? Er war ein schöner Mann, und Jettchen war jetzt so häßlich. Ach! Sie seufzte. Auf einmal fühlte sie, daß es in der Welt noch mehr Häßliches gibt, sehr Häßliches, Ekelhaftes. Aber kann man sich denn davor verstecken? Eva schon hatte vom Baum der Erkenntnis gegessen — »und das Weib schaute an, daß von dem Baum gut zu essen wäre und lieblich anzusehen« — und sie nahm von der Frucht, einen lockenden rotbackigen Apfel.

Ach — ein gequälter Zug trat in Charlottes bleich gewordenes Gesicht — ach, auch sie fühlte sich heute verlockt. Wenn man doch entfliehen könnte! Aber wohin, wohin? Zu Tante Christiane? Da war es friedlich und rein. Sie empfand plötzlich [56] brennende Sehnsucht. Aber Gedanken kommen überallhin nach. Wohin fliehen, wohin? Zu Gott? — »Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Herr Gott, erhör mein Flehen«, das Bußlied der protestantischen Kirche, das sie jüngst hatte lernen müssen und das sie hergesagt hatte, ohne viel dabei zu denken, fiel ihr plötzlich ein. Heute, heute verstand sie es. Ja, bei Gott allein war Gnade. »Ob bei uns sind der

Sünden viel — bei Gott ist viel mehr Gnade —«, Zu ihm, zu ihm! Eine wahnsinnige Lust überkam sie, sich Gott zu Füßen zu stürzen und das Haupt an seine Knie zu legen. In einer nervösen Hast stürmte sie in das Konfirmandenzimmer.

Nun waren sie ganz allein, er und sie.

»»Wie heilig ist mir diese Stunde,
sie führt mich, Gott, zu deinem Bunde‹,

das werden wir nun morgen bei Ihrer Konfirmation singen«, sprach der Kandidat Bange. Seine Stimme hatte ihre Belegtheit verloren, sie hatte jetzt den warmen vibrierenden, vollen Klang, der fast körperlich berührte und an die Nerven ging. »Fühlen Sie sich wohlvorbereitet für unsere evangelische Kirche? Fühlen Sie sich bereit, Gott, wie wir ihn in der Form unseres evangelischen Glaubensbekenntnisses bekennen — Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist — über alles zu lieben, ihm Ihr ganzes Leben treu zu bleiben?«

Sie neigte bejahend den Kopf, als stände sie schon vor dem Altar. Seine Stimme war wie Musik. Und diese Musik durchflutete sie, durchschauerte sie bis in die feinsten Nerven; diese Musik war so schön, jagte ihr Schauer über den Leib, jagte ihr Schauer durch das Blut. Sie hob die Augen mit dem schweren Lidaufschlag zu ihm: so hatte sie ihn noch nie gesehen — schön, hoch aufgerichtet, herrlich, ein Mann, ein Gott! Ihr Blick suchte verzückt den seinen. Jetzt war sie fern allem an[57]dern, entrückt, ganz entrückt. Gott, Kandidat Bange — sie konnte die beiden nicht mehr voneinander trennen.

Intensiv blaue, leuchtende Augen und schimmernde meergrüne sanken ineinander, versanken ganz.

»Knie nieder«, sprach der Kandidat Bange. Seine Stimme bebte, seine Hände bebten, als er sie um die ihren legte, so die vier Hände vereint zu Gott erhoben. Er kniete neben ihr, dicht — dichter — sie lehnte sich an ihn in plötzlicher Schwäche, sein heißer Atem

bestrich sie, er fühlte die süße Schwere ihres Körpers. »Laß uns beten«, flüsterte er.

»Gott, wo bist du?« erklang es suchend. Und dann stärker, wie heißbegehrend, und immer stärker und stärker werdend, fast beschwörend: »Gott, sieh uns an! Wir rufen dich, Gott, höre uns! Wir knien vor dir vereint.« Und nun auf einmal triumphierend: »Er ist uns nahe — da ist Gott! Er sieht uns, er neigt sich zu uns, er ist in uns —«

Mit einemmal bäumte das Mädchen sich auf, riß ihre Hände aus den sie fest umklammert haltenden, sank, schwer werdend, mit ächzendem Aufschrei hintenüber.

Die Krisen, die damals in Stendal die Eltern in Schrecken gejagt hatten, waren wiedergekehrt. Charlotte lag im Bett und hatte das Gesicht nach der Wand gewendet.

Die Hofrätin schleppte sich, trotz ihres immer mühseliger werdenden Körpers, die steile oberste Stiege zur Schwester hinauf: »Um Gottes Willen, Lottchen, was ist dir? Ist dir was zugestoßen? Ich kann es mir gar nicht erklären. Hauke ist auch so in Angst!«

Ein Zucken lief über den bis jetzt apathisch hingestreckten Körper, ein plötzliches Zusammenkrampfen aller Glieder, dann ein Sichaufbäumen des Oberkörpers, ein Stoßen mit den Füßen gegen das untere Ende der Bettlade. Erschrocken beug[58]te sich die Hofrätin über das Mädchen, sie sah in Augen, die starr offenstanden, sich aber dann so verkehrten, daß man nunmehr das Weiße sah. Ach, Lotte hatte wohl Krämpfe? »Lottchen, hörst du mich, Lottchen?!« Keine Antwort. Die Hofrätin fing an zu weinen, mit zitternden Händen tastete sie die jetzt wieder ganz gestreckt Liegende ab. Lotte war eiskalt, und ihre Zähne hatten sich in die Unterlippe verbissen. »Lottchen, Lottchen! Gib mir doch Antwort!«

Nichts, kein Laut.

Da fing die Hofrätin an zu schreien, sie schrie nach ihrem Mann: »Hauke, Hauke, komm doch mal schnell!«

Das hätte sie nicht tun sollen, nun fing das Sichaufbäumen erst

recht an und das Stoßen gegen die Bettlade. Charlotte fuhr sich nach der Brust, die sich in heftigen Krämpfen zusammenzuziehen schien, sie stöhnte schmerzvoll, ihr tief erblaßtes Gesicht verzerrte sich, sie stieß einen Laut aus, der wie eine erstickte Abwehr klang.

Ach, Lotte war krank, sehr krank. Man mußte den Doktor rufen. Ernst Ludwig Heim war der einzige Arzt, nicht nur in Spandau, sondern im ganzen vorderen Havelland. Bloß in Nauen gab es noch einen, aber das war zu weit, man mußte schon den Heim rufen, obgleich Hauke lieber einen älteren Arzt gehabt hätte als den ihm noch zu jung erscheinenden Kreisphysikus.

Als Heim endlich, erst nach Stunden, erschien, war der Hofrat sehr ungehalten. Er hatte gehört, daß der Arzt auf seinem Braunen ausgeritten sei. Das war ja unerhört, daß der einzige Arzt spazierenritt, während man sich vor Angst verzehrte. »Er hat seinen Ritt ein wenig lange ausgedehnt«, sprach er in seinem gewöhnlichen, sanft gehaltenen Ton, aber ein scharfer Vorwurf klang doch durch. »Fräulein von Weiß hat inzwischen schwer gelitten.«

[59] »Es leiden noch mehr Leute schwer«, war die in ebenso ruhigem Ton gehaltene Antwort, nur daß die Stimme nicht so sanft klang.

Als der Arzt das Zimmer des Fräulein von Weiß betrat, fand er sie so, wie man sie ihm geschildert hatte, bleich und kalt, das Gesicht zur Wand gekehrt, völlig stumm und teilnahmslos. Aber als der Schwager, der den Arzt heraufgeführt hatte, sich jetzt ihrem Bett nähern wollte: »So liegt sie nun schon gestern und heute, spricht nichts, nimmt nichts zu sich«, schien Unruhe über die Kranke zu kommen. »Wie ist dir denn, geliebte Lotte?« Sie machte mit matter Hand eine Bewegung der Abwehr.

»Ich möchte mit der Patientin allein sein.« Es klang bestimmt. Zögernd nur wandte sich der Hofrat zum Gehen: wer weiß, was Lotte dem jetzt alles erzählt? Dieser Heim, dieser Heim hatte Augen mit einem so scharfen Blick, daß sie anscheinend durch und durch sahen. Es war besser, wenn er zugegen blieb.

Aber »Bitte«, sagte der Physikus, und zwar mit einer sehr energischen Betonung, daß Hauke die Stube verließ. Ihm war nicht wohl dabei zumute, Lotte war ja in betrübender Weise exaltiert. Ob sie es sich wohl zu Gemüt gezogen hatte, daß er sie an der Treppe geküßt? Nun, als Mann ihrer Schwester, als ein so naher Verwandter durfte er sich das doch wohl erlauben. Ein Kuß in allen Ehren. Aber wer weiß, was solch ein Mädchen sich alles einbildet! Der Hofrat blieb auf der Treppe stehen und lauschte nach oben.

Heim hatte sich an das Bett des Mädchens gesetzt, nahm dessen eiskalte Hand und fühlte, wie die langsam in der seinen erwarmte. Der Puls fing an stärker zu klopfen, tickte nicht mehr bloß schwach. »Ruhig, ganz ruhig«, sagte der Arzt und strich über die kleine Hand, die sich wie eine flatternde Taube in die seine duckte. »Und nun gestatten die Demoiselle einmal, daß ich jetzt untersuche.«

[60] Sie faßte nach dem Hemd auf ihrer Brust und hielt es da mit der freien Hand fest zusammen wie in einer sichtlichen Scheu.

Aber ohne auf sie zu achten, machte er ihren Busen frei und legte das Ohr an ihr Herz: oh, das flatterte wie ihr Puls, ängstlich und ruhelos, ein nervöses Herz. Er beklopfte und horchte weiter — Brust, Rücken, Bauch — der ganze entblößte Körper lag vor ihm, rücksichtslos hatte er jede Bedeckung zurückgeschoben; aber er sah nicht, daß das ein sehr schöner Körper war, ein Körper so blütenrein und makellos, wie man selten einen findet, er war hier nicht Mann, er war nur Arzt.

Und als Charlotte das fühlte, so folgte sie willig seinen Anweisungen, drehte sich nach rechts, nach links, stemmte die Knie hoch, streckte die Beine wieder lang, atmete tief ein und tief aus.

»In Ordnung«. Heim nickte befriedigt. »Alle Organe gesund. Wenn die Demoiselle mir folgt, so steht sie jetzt auf, zieht sich an und geht ein wenig an die Luft.«

»Ich kann nicht.« Charlotte steckte den Kopf in das Kissen und fing an zu weinen.

»Sie kann schon. Sie muß nur wollen.« Es lag etwas merkwürdig Stärkendes und Vertrauenerweckendes in seiner Stimme. »Das Gesundseinwollen, mein Fräulein, das ist eine Medizin, die ich Ihnen für das ganze Leben verschreiben möchte. Also auf!« Er lachte ermunternd. »Die Sonne scheint, die Luft ist lind, wir sind jung, wir sind ganz gesund, warum wollen wir denn jetzt nicht aufstehen und wandeln?!«

»Ach, Sie wissen nicht!« Charlotte haschte blindlings nach seiner Hand und hielt sie fest: »Gehen Sie nicht fort, ach, bitte, gehen Sie nicht fort! Mir ist so sehr übel. Ach, warum empfinde ich alles so, Luft und Schmerz, Freude und Leid, alles so ganz anders, so viel mehr als andere Leute?«

»Das bilden Sie sich nur ein. Andere Leute empfinden genau [61] so wie Sie, aber sie geben sich nur nicht so nach.« Er lächelte ein klein wenig sarkastisch. »Wenn die Demoiselle jetzt aufstehen würde, würde es mich herzlich freuen. Oder sollte die Demoiselle keinen Willen dazu haben?« Er sah sie durchdringend an, streng und doch freundlich, sein Blick ließ sie nicht los.

Schon richtete sie sich gerade auf, schon stahl sich ein Füßchen vor unter der Decke.

Sie hatte noch immer seine Hand festgehalten, nun zog er sie sacht weg: »Dann will ich mich jetzt also empfehlen. Gute Promenade, mein Fräulein!«

»Schade, daß Sie schon gehen!« Sie lächelte bedauernd und sah ihn süß dabei an.

»Nervöse Störungen«, hatte Doktor Heim schließlich der besorgten Schwester gesagt. Und genau, wie der Medizinalrat in Stendal damals der Mutter: »Krisen, die in den Jahren liegen.« —

»Willen haben, gesund sein wollen«, hatte der ihr so gut gefallende Doktor Heim gesagt, und daran dachte Charlotte. Ja, sie wollte gesund sein, sie wollte konfirmiert werden, wenn es nun auch erst ein paar Tage später sein würde, sie wollte und fühlte zugleich mit Genugtuung, daß ihr Wollen sie auch interessant machte. Die Schwester staunte sie an: »Wenn ich doch bloß halb so

viel Willenskraft hätte wie du!« Der Schwager staunte auch: wie sich das Mädchen beherrschen konnte, es zuckte mit keiner Wimper, als er die Rede auf den Kuß an der Treppe brachte. Er hielt es für klüger, darüber zu sprechen, damit sie sich überzeugte, wie harmlos Kuß und Umarmung gemeint waren. Aber ob sie wirklich davon überzeugt war? Er forschte in ihrer Miene, doch die war jetzt so ruhig und sanft, als habe Charlotte nie etwas aufgestört.

Da die Zeit drängte — die Hofrätin konnte jeden Tag die Welt überraschen — und man die Konfirmation doch vorher gern erledigen wollte, fand diese statt, ohne weitere Festlich[62]keit. Lotte in weißem Kleid, auf dem weißen, durchscheinend zarten Gesicht fromme Stille; einer keuschen demütigen Braut sah sie gleich. Tante Christiane, die gekommen war, um gleich andern Tags Charlotte mit sich zu nehmen, weinte tief gerührt, obgleich es ihr bitter war, die geliebte Nichte protestantisch werden zu sehen.

Hauke, der etwas ganz Besonderes von Bange erwartet hatte — es war zwar weiter keine öffentliche Feier, aber doch hatten sich Neugierige genug in der Kirche eingefunden — war enttäuscht: warum sprach Bange so kurz und trocken? Nichts von dem vollen warmen Klang, der an die Nerven rührte; wie mechanisch sprach er vorgeschriebene Formeln, und seine Stimme klang auch beim Gebet ohne Schwung. Er schien wieder ganz seiner leidigen Schüchternheit anheimgefallen zu sein. Ein ganz alltäglicher, bescheidener Hilfsgeistlicher, so stand er am Altar.

»Ist dir wieder nicht gut, Kind?« sprach Tante Christiane, als sie am andern Morgen aus dem Festungstor rumpelten. Sie saßen in einer langen, schwerfälligen Reisekalesche, in der gut sechs Personen und im Notfall mehr hätten Platz finden können; die Witte hatte eine Scheu davor, in der allgemeinen Post zu fahren.

Charlotte lehnte sich tief in ihre Wagenecke zurück und hielt die Augen geschlossen; sie war sehr bleich. Und nun drangen unter ihren geschlossenen Lidern Tränen vor und sickerten langsam über

ihre Wangen.

Die Tante war sehr erschrocken: »Du weinst ja, meine geliebte Lotte, warum denn?«

»Ich weiß es selber nicht.«

[63]

6

Charlotte von Weiß hatte lange nicht an ihren Reisegefährten von damals gedacht, an den Geheimen Gerichtsrat Ursinus. Eigentlich überhaupt nicht mehr; sie hatte ihn gänzlich vergessen. Nun aber dachte sie auf einmal an ihn. Und sie fand in ihrem Merkbüchlein seine Adresse. Er hatte sie ihr selber da eingeschrieben: »Geheimrat Theodor Ursinus, Am Gendarmenmarkt 14, bei Bauer.«

Eigentlich wäre es doch sehr nett gewesen, wenn man sich einmal wiedersähe! Denn so lieb Tante Christiane auch war und so behaglich es sich auch bei ihr lebte, auf die Dauer war es Charlotte langweilig hier. Die einzige Abwechslung, die sich bot, war drüben das Landhaus zu beobachten, das der Graf Schmettau verkauft hatte und das nun neu hergerichtet wurde; Handwerker schafften emsig da und Maler mit Pinsel und Farbtöpfen. Mit neugierigen Augen sah das Mädchen nach dem Haus, das der Kronprinz für seine Geliebte gekauft hatte, weil der König die Enke nicht mehr leiden wollte in Potsdam. Wagen wurden abgeladen, ganze Fuhren mit Möbeln, Teppichen, Bildern. Sehr schön kriegt die's, und war doch nur eines obskuren Musikers Tochter, von weiter gar keiner Herkunft.

Die Witte regte sich sehr über solche Nachbarschaft auf: eine Schande war es, daß diese Person hier wohnte! War es nicht traurig genug, daß der große König es nicht hindern konnte, daß ein Neffe und einstiger Thronfolger sich mit Menschern abgab? Und nun eine von ihnen so nahe vor der Nase!

[64] War die Enke schön? Charlotte hatte sie noch nicht gesehen

und lauerte darauf. Endlich hatte sie Glück: vor dem Landhaus hielt eine Hofkutsche, ein Herr in Uniform, einen Stern auf der Brust, stieg aus dem Schlag, den der Leibjäger ehrfurchtsvoll aufhielt. Das war der Prinz! Er ging ins Haus. Aber gleich danach sah sie ihn wieder im Garten, an seinem Arm ging die Enke. Eine stolze Gestalt, ein schönes, hochmütiges Gesicht! Die Enke war noch sehr jung gewesen, als der Prinz sie mit sich genommen hatte nach Potsdam, vierzehn Jahre. Jung, wie sie es auch war. Und eine französische Mamsell hatte er ihr noch gehalten, gerade so, wie sie auch eine gehabt hatte. Charlotte fühlte einen Stich im Herzen: aber die hatte Glück! Denn was die Tante auch sagte und ob sie es ihr allen Ernstes verbot, nach drüben zu spähen, es war doch beneidenswert, genannt zu werden. Und sei es auch nur so. Die Enke wurde genannt, jeder kannte sie, jedes Kind auf der Straße, es schadete ihr gar nichts, daß die Leute schimpften. Der Prinz führte sie öffentlich an seinem Arm, er ging mit ihr in dem Garten spazieren, in den jeder von der Straße aus sehen konnte. Er scherzte mit ihr, sie lachte und lief von ihm fort, ihre Gewänder flatterten, und er lief ihr nach wie ein junger Verliebter, trotz seiner Korpulenz. Charlotte atmete tief begehrend, es regte sich etwas in ihr: nicht um den Prinzen war es ihr zu tun, auch nicht um das schöne Haus und den Garten — die Enke war ganz Berlin interessant!

»Nun bin ich schon über ein Jahr in Spandau und bin noch nicht einmal in Berlin gewesen«, klagte Charlotte. »Wir sind hier so nah, ich möchte es gern sehen, brennend gern!«

Christiane Witte sah das auch ein: dieser Wunsch von Lotte war ganz berechtigt. Sie würde ihn ihr auch gern erfüllen, aber, aber — ach, Lotte zuliebe würde sie sich wohl entschließen müssen.

[65] »Nein, Tantchen, du brauchst nicht mit!« Charlotte streichelte ihr zärtlich die Wange. »Ich werde an den Freund meiner Eltern schreiben, er hat mich damals nach Spandau gebracht, er zeigt mir auch gern Berlin.«

»Wie heißt er? Und ist er alt oder jung?«

»Geheimer Gerichtsrat Ursinus, Gendarmenmarkt 14, bei Bauer. Er ist schon recht ältlich.« Und Charlotte schrieb an Ursinus.

Daß der Geheimrat Ursinus an einem schönen Morgen in einem der besten »Visavis« nach Charlottenburg fuhr, um die Kleine von Weiß abzuholen, wunderte ihn selber. Wenn man ihm das in voriger Woche noch zugemutet haben würde, hätte er ablehnend den Kopf geschüttelt: »Denke nicht daran.« Aber seitdem er das Briefchen empfangen hatte, das so charmant abgefaßt war, war er umgestimmt. Warum sollte er der Kleinen den Gefallen nicht tun? Sie war ein reizendes Wesen, und daß er sie ein wenig vergessen hatte, das war nicht ihre Schuld. Schuld daran war seine Überhäufung mit Geschäften und daß er gesundheitlich nicht so stark veranlagt war, um neben all diesem Geschäftlichen noch an Vergnügliches denken zu können. Heute aber war er gut gelaunt; er hatte seinen Hut mit den aufgeschlagenen Filzkrempen neben sich liegen, es war ja schön warm. Sogar jetzt, am frühen Morgen schon, brauchte er den Luftzug beim Fahren nicht mehr zu scheuen. Im Walde des Tiergartens sangen die Vögel, und die Linden an der Landstraße blühten. Warum die Kleine eigentlich so lange nichts von sich hatte hören lassen — überhaupt gar nichts? Sie war eben bescheiden, ein schüchternes Kind. Junge Mädchen müssen bescheiden und schüchtern sein. Wenn sie damals etwas gesagt hatte, was vielleicht nicht ganz bescheiden und schüchtern geklungen hatte, so war es nur ihre ganz unbefangene Kindlichkeit gewesen und dadurch doppelt reizend. Schon daß sie [66] jetzt an ihn geschrieben, ihn daran erinnert, daß er ihr damals versprochen hatte, ihr Berlin zu zeigen, war unbefangen und kindlich. Er als Papa, sie als Töchterchen, oder er der Vormund und sie das Mündel.

Aber als jetzt die ersten niedrigen Dorfhäuschen auftauchten und kleine Landhäuser, kam er sich selbst doch komisch vor: er, der Geheime Gerichtsrat Ursinus, holte ein Mädchen zum Ausführen ab?! Wenn nur die Tante nicht da wäre! Gewiß eine

grämliche Alte mit einer riesigen Dormeuse. Die würde am Ende gar mitwollen?!

Aber seine Befürchtungen zerstoben, er fand in der Tante eine liebenswürdige, sogar noch recht ansehnliche Person, eine Dame, ganz wie sie sein soll. Die zierliche Wohnung umfing ihn lind. Ach ja, solche Häuslichkeit war recht behaglich; seine Wirtschafterin sorgte zwar auch für ihn, aber was ist eine bezahlte Kraft gegen eine sorgende Hausfrau? Es war schön für das junge Mädchen, daß es solches Beispiel vor Augen hatte; es ging doch nichts über eine gute häusliche Erziehung.

Als Theodor Ursinus sich von der Demoiselle Witte verabschiedete, ihr sogar die Hand küßte, versprach er ihr, das Kind beizeiten wieder abzuliefern und dann noch an einem kleinen ländlichen Imbiß teilzunehmen. Das Kind — das Kind? War denn das Fräulein von Weiß jetzt noch ein Kind? Es verwirrte den Mann, der wenig Weiblichkeit kannte, wie rasch sich das Kind zur Jungfrau entwickelt hatte. Schon vollendete junge Dame. Aber nicht weniger reizend als vor einem Jahr — nein, reizender noch in ihrem nur wenig gebauschten kurzen Reifrock aus einem rosa Stoff und mit einer kleinen schwarzen Mouche am Mundwinkel; ihr schönes Haar, in natürlichen Wellen fließend, war ungepudert. Sie fragte liebenswürdig und antwortete, wenn sie gefragt wurde, ebenso liebenswürdig, war parlant, aber schwatzte nicht so drauflos, daß es ermüdet hätte.

[67] Und doch wurde Ursinus nach und nach müde. Das hätte er nicht gedacht, daß Jugend-Ausführen so müde machen könnte. Verstohlen blickte er auf die ihm Anvertraute: hatte sie noch nicht genug?

Charlottes Augen leuchteten; sie trippelte nicht langsam, sie trat rasch und sicher. Das war etwas anderes als die langweilige Wallpromenade in Spandau — ach, und bei der Tante erst die ländliche Stille! Sie bekam nicht genug. Leben, Leben, großartiges Leben! Das Schloß, die Schloßfreiheit, Schloß Monbijou, Menschen, Karossen, Statuen, Kirchen, Brücken, Plätze, so groß

und weit, daß das halbe Spandau drauf stehen konnte. Und Stendal erst recht. Ursinus hatte den Wagen abgelohnt, sie wollte durchaus zu Fuß gehen, trotz ihrer seidenen Schuhe mit den hohen Hacken. Es war ja so schön hier, so wunderschön! Selig drückte sie seinen Arm, den er ihr gereicht hatte.

Ursinus, dem die Füße wehtaten — er war des Gehens ganz ungewohnt —, so weh, daß er anfing zu hinken, fühlte sich für dieses Ungemach dadurch belohnt. Ihre junge Fröhlichkeit wirkte ansteckend. Und er wurde ordentlich stolz: die Passanten sahen sich um nach ihnen. Ja, gafft nur, gafft und wundert euch: ein älterer Herr schon und doch solch schöne Junge unterm großen Florhut mit den unterm Kinn gebundenen rosenfarbenen Bändern! Er reckte sich höher, und sein sonst ernsthaftes Gesicht zeigte ein beständiges Lächeln.

In einer der vornehmsten Weinstuben der Stadt saßen sie eine Weile und stärkten sich. »Wissen Sie noch? Wie dazumal«, sagte das Fräulein von Weiß und nickte ihm über ihrem Glase blinzelnd zu. »Nur, daß es heute noch viel schöner ist.«

»Sie sind noch schöner«, hätte Ursinus beinahe gesagt. Er hatte entschieden zu viel getrunken: drei Gläser schon? Ursinus, Ursinus, wo soll das hin mit dir? »Das nenne ich über die Stränge schlagen«, sprach er jetzt laut, sich aufraffend.

[68] Sie lächelte nur; mitleidig fast war dieses Lächeln. Seinen Arm nehmend, ihn mehr führend, als daß er sie führte, wanderten sie nun noch nach dem Halleschen Tor. Das hatte er ihr versprochen — »leichtsinnigerweise«, sagte er sich. Es war heiß und sehr staubig. Aber der König kam von der Revue, und das mußte sie sehen. Auf der Tempelhofer Heide fand die Truppenschau statt, und dann ritt er stets durchs Tor über das große Rondell und von da die Wilhelmstraße hinunter.

Eine große Menge Volks war heute auf den Beinen. Ursinus vermied sonst dergleichen Tumulte, aber ihr zuliebe drängte er durch. Charlotte war nicht zu halten: der König, der große König! Den mußte sie sehen. Die Straße war dicht voller Menschen, die

standen wie die Mauern. In den Fenstern der Häuser auch viele, halben Leibes hingen sie so weit heraus, daß man fürchten konnte, sie stürzten herunter. Der König, der große König! Jetzt kam er!

Er ritt ganz allein und im Schritt voran auf einem großen weißen Pferd. »Das ist sein Condé«, sagte jemand. »Sssst!« Alle Häupter entblößten sich. Tiefstes Schweigen.

Der König grüßte, er nahm fortwährend den Hut ab.

Durch das Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde. Hinter dem König ritten die Generale, die Adjutanten, dann kamen die Reitknechte.

Charlotte war einigermaßen enttäuscht, sie hatte sich das ganz anders gedacht: Pracht, Kanonenschüsse, Trommeln, Musik, Pferde mit Federbüschen, königliche Wagen, Läufer, Vorreiter in blauer Livree mit roten Tuchstreifen und goldenen Tressen, Pagen mit Federbüschen und seidenen Strümpfen. Und Jubel. Aber nichts von alledem. Und der König war ein kleiner, schon alter Mann. Am dreieckigen Hut die weiße Generalsfeder ruppig und grau, einfacher blauer Soldatenrock, verstaubte schwarze Sammethosen, der Kragen am Rock und [69] das goldene Achselband auch alt und verstaubt. War das wirklich ein König?!

Charlotte hatte sich bis ganz vorne hingedrängt: sehen, sehen! Nun traf sie plötzlich sein Blick. Große, durchdringende Augen, gebietend, ehrfurchtheischend. Alles Blut schoß ihr auf einmal zu Kopf, in die Knie kam ihr ein Beben. Klein, ganz klein kam sie sich plötzlich vor.

Und klein alle anderen, die vielen, klein das große Berlin — oh, das war doch ein König!

Daß Lotte doch immer gleich so erregt war! Man müßte sie wirklich von allem fernhalten. Tante Christiane fand, daß der Ausflug nach Berlin Lotten gar nicht bekommen war, einsilbig war sie heimgekehrt und gleich danach zu Bett gegangen. »Wenn ich nicht wüßte, was für ein feiner und liebenswürdiger Mann der Herr Geheimrat ist, ich würde wahrhaftig denken, er habe dich mit

irgend etwas verletzt«, sagte sie.

»Ach der!« Lotte warf geringschätzig die Lippen auf.

Christiane Witte fühlte das förmlich wie eine Kränkung. Ach, dieser gute und vornehm denkende Mann! Sie war recht eingenommen für ihn. Als Lotte erklärt hatte, sie sei zu müde, und sich gleich zurückzog, war er anfänglich ein wenig betroffen gewesen — es war ungezogen von Lotte, — aber dann war er doch noch geblieben. Christiane saß mit ihm in ihrem hübschen Empfangszimmer, in dem es nach Lavendel roch und kein Stäubchen lag; auf den gestreiften Damastbezügen der geschonten Möbel spielte freundlicher Abendsonnenschein, und durch ein wenig geöffnetes Fenster stahl sich süßer Duft aus weiten Gärten herauf, Ursinus fühlte mit Genuß die Annehmlichkeit dieser Stunde. Er vergaß ganz, daß er den Wagen draußen hatte warten lassen. Das Fräulein machte mit Grazie und ruhiger Würde die Wirtin. Eine Magd in sauber gefälteltem [70] Busentuch und nettem Flügelhäubchen brachte auf silbernem Tablett Schokolade in gemalten Tassen, die goldene Füßchen hatten, und im Silberkorb zierliche Butterbrötchen und Sandkuchen. Gerade den Kuchen, den er gerne aß und auch vertragen konnte. Es war nur ein Zufall, aber es berührte Ursinus wie eine Weisung.

Sie unterhielten sich vortrefflich. Da war so vieles, was sie beide gleicherweise miterlebt hatten: die Kriege, Preußens Niedergang und sein Wiederauferstehen unter der nie ermüdenden Tatkraft des großen Königs. »Wissen Sie noch?« fragte er. Und sie darauf: »Oh, ich erinnere mich gut!« Sie waren beide ungefähr gleichen Alters. Das Fräulein hielt nicht zurück, freimütig zu sagen, daß sie schon Fünfzig gewesen sei. »Meine Schwester Weiß ist erheblich jünger, obgleich sie schon viermal Großmutter ist. Jettchen, die jetzige Hofrätin, hat eben sehr früh geheiratet. Ach, ich wünschte Lotten nicht, daß sie sich so früh schon bände. Sie ist ein selten begabtes Mädchen, sie bedarf auch eines seltenen Gatten, eines vortrefflichen und hochgebildeten Mannes, wie man ihn heutzutage so leicht nicht mehr findet.«

Ursinus rückte sich zurecht: ja, das fand er auch. Es gab leider heutzutage wenig glückliche Ehen. Das kam daher, weil die Mädchen zu wenig häuslich erzogen wurden; nichts als Tanzen und Tand.

Sie widersprach: »Daher nicht allein. Weil die Kriege die Männer aufgezehrt haben, gibt es ihrer zu wenige; die Mädchen besinnen sich nicht genug, sowie einer sich nähert, gleich greifen sie zu.« Des Fräuleins Blick suchte das schöne Männerbildnis in Uniform an der Wand; über ihre Stirn, die trotz der Dormeuse noch ohne viele Falten war, flog ein leichter Schatten und ein zartes Rot über ihren vom allzu vielen Stubensitzen blaßsilbrigen Teint. Sie lächelte wehmütig: »Man war auch einmal jung. Aber man war eben verständig.«

[71] Daß dieses liebenswerte Frauenzimmer sich nicht verheiratet hatte, war trotzdem ein Wunder. Des Geheimrats Blick war dem ihren gefolgt, auch er sah den jungen Mann in Uniform: aha! Aber er war zu zartfühlend, um zu fragen: wer ist das?

Sie hätte es ihm gerne gesagt, ihr war es sogar eine kleine Enttäuschung, daß er nicht fragte. In ihrem stillen Leben gab es kaum jemanden, dem sie noch nicht von ihrem teuren Dahingegangenen erzählt hatte. Ach, ein Teil wenigstens von jener Herrlichkeit, die keine Macht des Todes zu trüben vermochte, kehrte ihr ja zurück, wenn sie von dem Geliebten sprechen konnte. Ursinus hatte nicht gefragt, aber das Fräulein ließ durchblicken, daß sie ein Geschick hinter sich hatte.

Eine ganz interessante Person und, wie es schien, eine rechte Dulderin und eine Heldin! Mit großer Ehrerbietung fragte der Gerichtsrat, als er sich endlich empfahl, ob er bald einmal seinen Besuch wiederholen dürfe?

Sie lächelte verbindlich in fein zurückhaltender und doch herzlicher Weise: gewiß, Lotte würde sich freuen. Und sie auch. —

»Der Herr hat woll nich gehört, det ich schons xmal mit die Peitsche geknallt habe?« fragte der Kutscher. »Na nu man rin in den Kasten und denn losgezockelt!«

Der Geheimrat war heute gar nicht empört über solche ungebildete, ihm sonst höchst unsympathische Ausdrucksweise. Er nahm es auch nicht übel, daß ein paar stark geschminkte Frauenzimmer, die unweit des Brandenburger Tores nach den Soldaten der Wache Ausschau hielten, ihm lachend zuwinkten. Nun ja, die wollten sich auch einmal amüsieren.

Hatte er sich denn amüsiert? »Amüsiert«, das wäre zu viel gesagt, in seinem Alter amüsiert man sich nicht, aber man nimmt in Dankbarkeit einen guten Tag aus der Hand des gnädigen Lenkers menschlicher Geschicke. Sollte ihm vielleicht [72] mit seinen Zweiundfünfzig noch ein dankenswertes Geschick beschieden sein? Fast schien es ihm so. Denn war es nicht merkwürdig, daß zu ihm, der damals nach schlecht verbrachter Nacht abgespannt und vor der Langweile der Fahrt sich fürchtend in der Ecke saß, die strahlende Jugend in die Postkutsche gestiegen war? Und daß jetzt noch, nach einem ganzen Jahr, das Fräulein von Weiß ihn nicht vergessen hatte, daß sie ihm schrieb und daß er durch die reizende Nichte die reizende Tante kennenlernte? Solche Verkettungen kommen nicht von ungefähr. Man brauchte deswegen noch nicht an Übernatürliches zu glauben. Bedeutungsvoll waren sie jedenfalls.

Der Geheimrat war abgespannt, er zog sich gleich, als er nach Hause gekommen war, die Stiefel aus und Pantoffeln an, zog auch den langen Schlafrock an, der ihm bis auf die Fersen niederhing, und meditierte dann noch eine Weile, im Lehnstuhl sitzend. Er war zu erregt, um gleich zu Bett zu gehen. —

Auch Charlotte war erregt: wenn man doch immer in Berlin ein könnte! Alles andere, was sie bis jetzt gesehen und erlebt hatte, kam ihr unbedeutend und nichtig vor; Spandau, wo sie doch gern gewesen war, anfänglich sehr gern, schien ihr auf einmal widerwärtig und unerträglich. Und Stendal erst recht. Nie, nie würde sie sich da mehr gewöhnen können. Glücklich die Menschen, die in einer Stadt wie Berlin leben konnten. Dort entwickelte man sich ja erst, kam in die Lage, seine Fähigkeiten zu

zeigen, die anderswo ewig begraben lagen. Sie sah sich selber, jung, hübsch, den Männern nicht ungefährlich; dem Schwager, dem Kandidat Bange, den Offizieren auf der Wallpromenade, — von Ursinus gar nicht zu reden. Sie lachte in sich hinein, ein noch kicherndes Jungmädchenlachen, aber ein klein wenig boshaft: auch der schon vorgerückte Junggeselle hatte Feuer gefangen. Das war ihr ganz klar. Aber waren das Männer, von denen es sich nur verlohnte zu reden? Wen sie lie[73]ben sollte, der mußte ganz anders sein. Kein Prinz mit goldenem Stern auf der Brust — sie fuhr auf in ihrem Bett — ein Mann wie der große König, so einer müßte es sein! Alt war der gewesen, verstaubt und schlecht angezogen, aber in seinem Blick war das, vor dem eine Welt sich beugt: die zwingende, unerklärliche Macht.

Zum erstenmal in ihrem Leben war es Charlotte bewußt geworden, was es heißt: eine Persönlichkeit zu sein. Sie holte tief Luft: ja, auch sie wollte eine Persönlichkeit werden. Ein Ehrgeiz, der schon in ihr geschlummert hatte, als sie noch Kind war, wurde jetzt plötzlich bewußt wach in ihr, glühte auf: nicht weich durfte man sein, nicht sentimental, nicht verspielen und nichts verschenken, bewußt mußte man alles tun. Denn dann nur konnte man das, was man sich als Ziel steckte, erreichen. War es Eitelkeit, daß sie so gern »Jemand« sein wollte? Sie lauschte in sich hinein: nein, Eitelkeit war es nicht allein, es war noch etwas anderes, das in ihr trieb, etwas Unerklärliches, fast Unheimliches.

Charlotte von Weiß saß aufrecht im Bett, grub über der Stirn die Hände in die Haare und wühlte darin. Jetzt sah sie sich wieder, aber nicht mehr als das junge Mädchen, das ein bißchen da tändelt und ein bißchen dort. Jetzt sah sie die Dame, die große Dame, respektiert, bewundert, von Berlin und von ihrer Zeit gekannt und genannt.

7

In Spandau war ein fünftes Kind geboren, ein recht kräftiges. Sämtliche Stuben des Hauses hallten wider von seinem ungebührlichen Geschrei. Aber die Mutter war schwach, die fünf Geburten so bald hintereinander hatten die Frau erschöpft, welk und müde lag sie noch wochenlang in den Kissen. Charlotte weinte, als sie die Schwester zum erstenmal wiedersah. Aber es waren nicht Tränen des Mitleids, es waren Tränen unterdrückter Wut. Wenn der Schwager Jettchen wahrhaft liebte, würden nicht so viele Schreihälse deren Kräfte verbrauchen. Aber konnte der überhaupt wahrhaft lieben? Sie möchte es wohl einmal versuchen, ihn auf die Probe stellen.

Sie war jetzt alt genug, um genau zu wissen, wie man das macht. Sie war so weich und schmiegsam zu ihm, daß ihre frische Schönheit, die neben der ermüdeten Schwester doppelt wirkte, alle Rücksicht und alle Vorsicht in ihm schweigen ließ. Durch ihre Blicke, die ihm nicht gleichgültig schienen, kühn gemacht, hoffte er: hatte sie sich anders besonnen? Sie wich ihm nicht mehr aus — ja, sie liebte ihn! Aber wenn er dann, zu einer Begierde entfacht, die er nicht mehr zu zügeln vermochte, ihr von Liebe sprach, von einer Liebe, die ihn, wie er in einem maßlosen Sichvergessen stammelnd sagte, dazu bringen könnte, Frau und Kinder zu verlassen, brauchte sie nur ja zu sagen: »Und deine Stellung? Was werden sie hier in Spandau sagen, wenn du als Hofrat —« und schon war er ernüchtert, alles Blut wich aus seinem Gesicht. Dann lachte sie ihn aus mit einem hel[75]len, spitzen, fast schneidenden Lachen. Mit Augen, die böse funkelten, sah sie ihn an und drehte

ihm mit einer Gebärde den Rücken zu, die er sich ebensogut als beleidigte Eitelkeit wie als schmerzliche Enttäuschung auslegen konnte. Jeder dritte aber hätte Verachtung darin gesehen.

Und doch, ganz gleichgültig war er Charlotte trotz alledem nicht. Es war ein schöner Mann und von einnehmendem Wesen, Jettchen hatte sich, wie sie selber der Schwester erzählte, damals ja auch gleich so in ihn verliebt, daß sie, vor Angst, er möchte sich zurückziehen, sofort bereit war, ihren katholischen Glauben aufzugeben und ihm jedes Zugeständnis zu machen. Ach, Jettchen! Mit einer geringschätzigen Gebärde zuckte Charlotte die Achseln. Wie war eigentlich Jettchen in die Familie von Weiß geraten? Von der Mutter hatte sie keine Spur, und unähnlichere Schwestern, als sie beide waren, konnte man sich auch nicht denken. Blieb nur der Vater übrig — ja, viel eigenen Willen hatte der Papa auch nicht, er ließ sich völlig von der Mutter bestimmen, obwohl sie nicht herzlich miteinander waren. Warum war er so schwach ihr gegenüber? Weil jeder Mann im Grunde das tut, was seine Frau will — sofern sie eine kluge Frau ist. Das sagte sich die kaum Erwachsene mit einem sicheren Instinkt.

Charlotte war nun eingeführt in die Gesellschaft von Spandau. Man ahmte genau das Treiben von Berlin nach; wie in der Hauptstadt, so war auch hier rege Geselligkeit: Kahnfahrten, Picknick, Schäferspiele und venezianische Nächte in den den äußeren Fortifikationen zu gelegenen Gärten der Festung. Im Winter Schlittenfahrten, Bälle und Redouten. Da man, wenn man einen Theaterabend genießen wollte, nach Berlin hätte fahren müssen, entweder in die Königliche Italienische Oper, in das Französische Schauspiel oder in das kleine Deutsche [76] Theater zur Döbbelinschen Truppe, was jedesmal mit der Umständlichkeit einer stundenlangen Reise verknüpft war, so spielte man selber Theater. Nicht die Schäferspiele des Sommers waren es, bei denen man sich allerhand Freiheiten erlauben durfte — wer fragte viel nach Etikette auf den lauschigen Waldwiesen mitten im großen

Spandauer Forst, wo nur das Wild aus dem Versteck der Büsche äugte und bei den sanften Tönen einer melodischen Flöte Hirt und Hirtin mit bebändertem Stab und blumengeschmücktem Schäferhut sich in ländlichem Reigen umschlangen? — jetzt im Winter spielte man ganz ernsthaft Theater. Es waren wirkliche Schauspiele, wie sie gelernte Schauspieler von Berufs wegen im Hinterhaus der Behrenstraße spielten, die man hier schlecht und recht einem sehr beifallsfreudigen Publikum vorführte. Und hierin exzellierte das Fräulein von Weiß.

Wer hätte solch jungem Wesen eine »Emilia Galotti« zugetraut? Wenn das Stück auch nicht großen Beifall fand, die Darstellerin der Emilia fand ihn. Sie starb so sanft und anmutvoll — »eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert« —, daß die Zuschauer in Tränen zerflossen. Die Hofrätin in der vordersten Zuschauerreihe des großen Spandauer Saales, in dem beim Karneval die Redouten stattfanden und der Hanswurst auf der kleinen Bühne seine Purzelbäume schoß, hielt krampfhaft ihr spitzenbesetztes Taschentuch gegen den Mund gepreßt. Sie konnte ein immerwährendes Aufschluchzen nicht unterdrücken. Ihre erschrockenen Augen starrten die Schwester an, fast schämte sie sich: war das wirklich ihre Schwester Lottchen, die eben noch ein Kind gewesen war, auch jetzt zuweilen noch auf ihren Schoß hopste, den Arm um ihren Nacken schlang und ihr allerlei Blödsinn ins Ohr tuschelte? Nein, das war Lottchen nicht mehr, das war eine ganz andere, eine ganz fremde Charlotte, die sie nichts anging, von [77] der sie nichts wußte, deren ach so fernes Wesen ihr fast Angst einflößte.

Als Charlotte, nachdem die Vorstellung beendet war, zu ihr in den Saal herunterkam — schon im Ballkleid, es sollte sich noch ein Tanz anschließen —, wisperte sie erregt: »Leg' andere Schminke auf, diese macht dich so blaß! Die Schatten unter den Augen wisch auch weg — ich kenne dich ja gar nicht mehr!«

Kannte Charlotte sich denn selbst? Sie fühlte noch, daß es ihr lag und ihr gefiel, eine andere vorzutäuschen, als die sie wirklich

war. Eine andere, vollständig eine andere.

»Die Demoiselle Weiß hätte das Zeug dazu, die größte Schauspielerin des Jahrhunderts zu werden«, hörte sie jemanden enthusiastisch sagen.

»Da sei Gott vor!« Und war das jetzt nicht Kandidat Banges Stimme? Der auch hier? Sie fühlte, sie allein, ihre Emilia hatte ihn hergelockt, sonst wäre er niemals gekommen, er ging ja nicht in Gesellschaft. Sie hörte ihn weitersprechen (oder hörte sie das nur in ihren Gedanken?), ›Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?‹ — Aber dann ganz laut: »Fräulein von Weiß hat es nicht nötig, Komödiantin zu werden.«

Was sollte das heißen? Betonte er das ›zu werden‹ nicht ganz besonders? Sie vermied es den ganzen Abend, ihm zu begegnen.

An ihres Schwagers Arm wandelte Charlotte durch den Saal, sie war sehr stolz heute, ihres vollen Erfolges bewußt. Und der Hofrat war nicht minder stolz, denn »Gib mir deinen Arm«, hatte Charlotte gesagt, »ich bin zu müde, um zu tanzen.« Aber dann hatten sie doch getanzt. Mit einemmal ließ sie ihn stehen, war mit einem Herrn von Revell im nahe sich umschlingenden Rundtanz davongeschwebt. Ein junger Offizier, [78] der hier in Garnison lag, arm wie eine Kirchenmaus, weiter nichts an ihm, nur daß er gut tanzte. Ein schönes Paar, schlank, fast gleich groß, und jung, so jung! An dem Hofrat nagte Eifersucht. «

»Wir gehen jetzt«, sagte er zu seiner Frau, die er in einem Kreis schon älterer Damen fand; sie unterhielten sich über Kinder und Dienstboten.

»Wir müssen noch auf Lotte warten«, sagte sie, »wenn sie doch noch tanzt!«

»Fällt mir gar nicht ein.« Es klang scharf. »Geh hin, sage ihr, daß sie sich verabschiedet. Es dauert mir zu lange.«

Als sie auf dem Heimweg waren — fahren konnte man in Spandau nicht, man ging zu Fuß —, schritt die Hofrätin mit ein paar Bekannten voraus, hinterher gingen der Hofrat und seine

Schwägerin. Der Mond war halb, er warf erst ein bleiches, zitterndes Licht auf die verödeten Straßen. Ein paar Betrunkene wankten, um eine Ecke drückte sich ein Frauenzimmer, das, als es die Herren in Gesellschaft von Damen sah, die Hoffnung aufgab. Eisig klirrte der Frost. Es war so kalt, daß die Havel zugefroren war, auch alle Kanäle und die mit Wasser gefüllten Wallgräben hatten eine Eisdecke — schwarzes Eis —, der Mond konnte sie nicht erhellen. Charlotte schauderte, sie hatte gehört, daß in der Festung Gefangene lagen, achtzig Fuß tief unter der Erde: wie kalt, o wie kalt mußte es sein, wenn man da gefangen lag!

Der heiße Atem ihres Schwagers wehte sie an, stand wie ein Rauch in der Nacht. »Warum hast du mit diesem Kerl, mit diesem Revell, getanzt?« zischelte er hinter zusammengebissenen Zähnen.

»Weil er mir gefiel.« Sie sagte es gleichgültig. Wie ein leerer Schall glitt die Stimme des Schwagers ihrem Ohr vorbei; ihre Seele war in der Mondnacht. Sie hatte heute abend Bewunde[79]rung geerntet, mehr als Bewunderung, der Herr von Revell hatte ihr gesagt, daß er sie anbete, aber dies bleiche, kalte Licht bezauberte sie weit mehr, verzauberte sie: war sie noch Charlotte von Weiß? Oh, wäre sie doch jener Mondstrahl, so keusch und kalt, der da vor ihnen her gespenstig über das hartgefrorene Pflaster der Straße lief, nun so nah vor ihnen war, daß man nur zuzufassen brauchte, und man hielt ihn fest in der Hand! Und gleich war er doch wieder weg, schon da drüben, jenseits der Straße im Graben, auf schwarzes Eis einen blanken Schein werfend. Wie solch ein Mondstrahl täuschte! Er war hell und doch nicht hell, schien durchsichtig wie klares Glas und war doch alles andere eher als durchsichtig. Tief duckten sich Schatten, in ihrer Schwärze lauerte etwas, der kalte Strahl, der an sie rührte, ließ ihn noch viel dunkler erscheinen. —

»Eine unheimliche Nacht«, hörte Charlotte jemanden sagen. Unheimlich? Eine kalte, unerbittliche, grausame, aber zauberisch-schöne Nacht! Sie zog ihren Mantel fester um sich, an ihren nackten Schultern hatte sie es eisig verspürt, aber sie selber war

heiß, das Blut trieb ihr rasch durch die Adern.

Der Schwager drängte sich näher an sie, die Vorangehenden sahen sich nicht um, und sonst war niemand mehr auf der Straße. Er wagte es, sein Gesicht ganz nah an das ihre zu bringen: »Mach mich nicht toll! Du bist eine ganz herzlose, abgefeimte Kokette!«

Sie stieß ihn zurück: »Laß mich!« Mit weit geöffneten Lippen sog sie die Nachtluft ein; sie hatte, erregt vom Schauspiel, ein volles Kelchglas in einem Zug ausgetrunken — Damen nippten sonst nur —, aber doch noch hatte sie Durst, einen ungeheuren Durst, aber nicht nach gewässertem Wein und Limonade, nicht nach Mandelmilch, nicht einmal nach Sekt, nach keinem der Getränke, die einem angeboten wurden im Saal beim Kerzenschein. Sie alle löschten den Durst nicht.

[80] Von überall her, aus den Straßenwinkeln und Häusernischen schienen ihr Geister zu drängen, die auch durstig waren, durstig wie sie; sie fing an zu eilen, der vorausgehenden Schwester und den Bekannten nach, wie um zu fliehen.

»Lauf doch nicht so!« Hauke hielt sie am Mantel zurück; die Gelegenheit dieser einsamen Nacht war zu günstig, er fieberte danach, ihr zu sagen, daß sie, so wie sie sich stelle, ihn quälte — ihn und sich —, er wußte es ja doch, daß sie ihm ungern nur widerstand. Mit diesem Leutnant von Revell hatte sie nur getanzt, um ihn zu reizen. Dafür mußte sie ihm aber jetzt — »einen Kuß geben«, wollte er sagen —, aber schon schlug sie ihn ins Gesicht: »Da hast du ihn!«

Und im gleichen Augenblick rasselnder Trommelwirbel, fern hallende Stimmen, dumpfes Geschrei, Gewehrschüsse, die, die schlafende Nacht erschreckend, knatternd ein langes Echo erweckten. Von der Zitadelle? Alarm?!

Vom Wallgraben her kam das Durcheinandergeschrei. Der Graben war tief und sumpfig, Algen und Wasserlinsen zogen den, der ihn durchschwimmen wollte, in ihre Schlingen, aber jetzt war er zugefroren — sollte ein Häftling über ihn flüchten?!

Ängstlich nach ihrem Gatten rufend, kam die Hofrätin zu ihm

zurückgelaufen, sie hing sich zitternd an ihn.

Er sagte unwirsch: »Wozu deine Alteration?«

»Aber wenn sie ihn nun einfangen?«

»Dann wird er morgen erschossen. Oder kommt in ein noch tieferes Loch. En avant!« Er bot ihr den Arm und ging hastig weiter: in der Tat, es war nicht angenehm, in so etwas hineinzugeraten. Hier war der Graben, womöglich lief der Kerl einem noch in den Weg. Fort, schnell nach Hause! »Komm, Lotte!«

Aber Charlotte blieb stehen: »Geht nur!« Sie rührte sich nicht.

[81] »Lotte, so komm doch!« Jettchen zerrte sie. »Du kannst hier nicht stehenblieben!«

»Ich möchte ihn sehen.«

»Du bist wahnsinnig!« schrie der Hofrat. Lotte fing wahrhaftig an, nachgerade zu exzentrisch zu werden. »Jetzt kommst du mit!« Er faßte aufgeregt ihren Arm, sie machte ihren Arm wieder frei.

Und Trommelwirbel und Schüsse. Schüsse ohne sichtbares Ziel ins Dunkel hinein. Und Kommandorufe. Rauh klangen sie durch die Nacht. Wildes Geschrei. Es kam näher. Auf der Zitadelle schien alles erwacht, Lichter huschten. Trompetenstoß, dem einer aus anderer Richtung antwortete — Hundegebell, die Spürhunde sind losgelassen.

»Schnell, schnell!« drängte Hauke. Es war nicht das erstemal, daß entsprungene Sträflinge oder desertierte Soldaten den Bürger anfielen.

Aber Charlotte zögerte immer noch, sie sah sich um, eine unbezähmbare Neugier hatte sie erfaßt: wie sah solch ein Mensch aus, solch ein Verbrecher? Und als hätte ihre Neugier ihn gerufen, so war er auch schon da.

Vom Graben herauf stampfte es, es durchbrach die begrenzende Hecke, im zitternden Mondlicht floh ein Mensch, raste dahin mit keuchendem Atem, die Brust offen, das Sträflingshemd in Fetzen zerrissen. Er läuft, läuft, läuft um sein Leben. Aber hinter ihm läuft auch einer, fast ebenso schnell, der Schnellste der Wachthabenden; Ehrgeiz stachelt ihn an und die Gier, die Belohnung zu erwerben,

die ausgesetzt ist für den, der einen entsprungenen Sträfling einfängt. Menschenjagd. Sie keuchen, sie stolpern, sie gleiten aus, ihr Keuchen ist so laut wie das Fauchen eines Blasebalgs, Hinter ihnen Drohrufe, Flüche, Hundegebell, anfeuerndes »Faß ihn«, die ganze Jagdwut entfesselter bestialischer Gelüste.

[82] Vor Charlotte springt ein Mensch aufs Pflaster, zerrissen, zerschunden, verwildert, von Kerkerhaft abgezehrt, aber doch noch stark an Beinen und Armen, seine Brust ist zottig, sein Gesicht zur Fratze verzerrt, sein zur Hälfte geschorener Kopf glänzt wie ein Totenschädel im Mondschein. Er will fliehen — wird er entkommen? Aber hinter ihm streckt sich schon die Hand aus, die Soldatenfaust, die unabschüttelbar ihn packen wird.

An Charlotte saust er vorbei, wie Sturmwind weht es sie an, weht sie fast um — oh, der Arme! — rasch hält sie den Fuß vor, der Verfolger strauchelt darüber, stolpert, fällt, liegt auf dem Pflaster, schimpft und flucht. Der Verfolgte nutzt das. Jetzt hat er schon einen Vorsprung, wie ein Hirsch setzt er weiter in gewaltigen Sprüngen. Da ist das Ende der Straße, ein Weg nach rechts, ein andrer nach links, der Flüchtende biegt nach links ein.

Und der Mond löscht sein Licht hinter Wolken aus. Der Verfolgte ist verschwunden in der Finsternis.

»Dahin«, schreit Charlotte dem Verfolger zu, der sich jetzt aufgerafft hat, »dahin!« Aber sie zeigt nicht nach links, sie zeigt nach rechts.

Jetzt war das ganze Kommando zur Stelle. Hauke und seine Damen wurden umringt und ausgefragt: hatten sie den Entsprungenen gesehen? Hier mußte er gelaufen sein, hier bei ihnen vorbei. Die Soldaten waren nicht höflich, sie schlugen einen Ton an, als seien diese nächtlichen Passanten einer Begünstigung des Flüchtlings schuldig.

Hauke, der seine Damen mit beiden Armen umklammert hielt, halb ohnmächtig vor Schreck, das Gesicht an seiner Brust verbergend, behauptete, daß er nichts gesehen habe, niemanden. Ein Kolbenstoß belehrte ihn, daß man ihm das nicht glaubte.

Vergebens suchte sein Blick umher; war denn kein Of[83]fizier dabei, der ihn kannte? Im Licht der hochgehaltenen Kienfackeln, deren Ruß in großen schwärzenden Flocken niederregnete, sah er lauter Gesichter, die roh waren und wütend über entwischte Beute. »Hofrat, was schert uns ein Hofrat? Komm Er jetzt nur mit zum Verhör. Vielleicht daß Er ihn dann doch gesehen hat!«

»Ich habe ihn gesehen!« Charlotte reckte sich gerade auf. Ihr Gesicht war trotz flackernden Scheins jetzt deutlich zu sehen, einer hielt ihr seine Fackel so nahe vor, daß ihr Haar fast ansengte. Sie stieß sie beiseite. Ihr Gesicht war sehr hochmütig: »Lasse Er das! Ich sah einen Menschen laufen — dahin!« Und wie vorher, so wies sie auch jetzt nach rechts.

»Warum hat die Demoiselle das nicht gleich gesagt?« Die grobe Stimme war längst so grob nicht mehr.

»Warum hat Er mich denn nicht gleich gefragt?« Sie lächelte, als sie das sagte, so von oben herab und zugleich so heimlich belustigt, daß der blöde Kerl ganz verblüfft war.

»Ohne Tritt — marsch!« Die Kolonne wendete sich eilig nach rechts. Jetzt sah man sie nicht mehr, hörte nur noch ihr Traben.

»Was fiel dir ein, die Soldaten so irrezuführen?« herrschte der Schwager Charlotte an, als sie zu Hause waren.

Sie zuckte die Achseln.

»Ich sage, ich habe niemanden gesehen, weil ich mit solchen Sachen mich nicht bemengen will, und du stehst neben mir und sagst, du hast ihn gesehen — was soll das heißen?«

Sie zuckte wieder nur stumm die Achseln, ging zur Schwester hin, die noch immer verängstigt dastand, küßte sie und sagte: »Gute Nacht.« —

Ob es ihm wohl gelungen war, zu entkommen? Draußen blieb alles still, kein neuer Alarm. Mitleid, das sie selten weich machte, hatte sich ihrer bemächtigt. Sie dachte, als sie die hohe [84] Treppe zu ihrem Stübchen hinaufstieg, an jenen Menschen, der verwildert, mit vor Angst und Anstrengung verzerrtem Gesicht an ihr vorbeischoß. Die Kerze, die sie trug, flackerte, sie brannte mit

langer Schnuppe, Talg floß nieder und tropfte ihr heiß auf die Finger — Tränen, die nicht abzuwischen waren. Wer mochte um ihn weinen? Eine Mutter? Eine Frau? Eine Schwester? Ein Mädchen, dem er die Ehe versprochen? Sie konnte die Gedanken von ihm nicht losreißen. Der Glanz des Abends, ihr Triumph, die Anbetung des jungen Revell waren verblaßt, sie dachte nur an den Sträfling, an den Verbrecher. Hatte er geplündert, geraubt, gemordet? Er war noch jung, seine Schnelligkeit, die Gewandtheit, mit der seine sehnigen Glieder sich in gewaltigen Sprüngen schnellten, waren ungeheuer. Noch hatten elende Wassersuppen und trockenes Brot nicht all seine Kraft verzehrt — jung, und vielleicht noch zwanzig, dreißig, vierzig Jahre eingesperrt bleiben — fürchterlich!

Sie saß auf dem Schemel an ihrem Bett, sie war todmüde — Theater gespielt, getanzt, sich anbeten lassen, ein langer, langer Abend — und nun fühlte sie plötzlich, daß ihr Fuß sehr schmerzte. Dieser zarte Fuß hier hatte den Verfolger zu Fall gebracht. Sie streckte ihn von sich, zog Schuh und Strumpf ab und sah, daß der Knöchel hoch angeschwollen war, der heftige Stoß des nägelbeschlagenen Soldatenstiefels hatte ihn getroffen. Aber dem Verfolgten hatte sie dadurch geholfen. Wo war der jetzt?! Irrte er noch in der eisigen Kälte und suchte ein Obdach? Mitternacht war schon längst vorbei, sie hörte die Turmuhr schlagen; schon zwei! Ihre Kerze war niedergebrannt, ihre Kräfte waren auch zu Ende — ach, und wie sehr heftig der Fuß schmerzte! Wer würde zu dem Armen barmherzig sein? Wer war barmherzig? Niemand. Es gibt keine Barmherzigkeit, denn keiner versteht den anderen, denn niemand weiß, was in [85] der Brust des anderen vorgeht. Von anderen nicht gekannt, verdammt, geht man zugrunde.

Sie seufzte tief, und dann falteten sich ihre Hände. Wird eine gutmütige Bäuerin, wenn er an ihre verschlafene Hütte klopft, ihm die Tür des Stalles öffnen, daß er unterkriecht beim Vieh? Oder wird er ein gefälliges Mädchen finden, das ihn bei sich versteckt? Vielleicht hatte er Glück. Und wenn er das nicht hatte? Daß Gott

sich seiner erbarme!

Die Demoiselle von Weiß war unpäßlich, der Leutnant von Revell hörte es mit Bedauern, als er andern Tags seine Aufwartung machen wollte und sich erkundigen, wie den Damen das Fest bekommen sei.

»Du nimmst ihn nicht an«, fuhr Hauke seine Frau an, »jetzt nicht, und überhaupt nicht. Eine Unverschämtheit von dem jungen Laffen, sich unaufgefordert in ein Haus zu drängen!«

»Unaufgefordert nicht. Ich glaube, Lottchen hat ihn aufgefordert«, gestand Jettchen kleinlaut.

»Was, Lotte? Unmöglich! So etwas tut sie nicht.«

»Wie soll sie sich denn aber verheiraten«, wagte die Hofrätin schüchtern zu sagen, »wenn sie einem jungen Mann nicht ein bißchen entgegenkommt? Lotte muß doch heiraten. Hat Revell nicht Vermögen?«

»Keinen Pfennig.« Der Hofrat machte unsanft die Tür des Zimmers hinter sich zu und stieg die Treppe zur Stube seiner Schwägerin hinauf. Er wartete auf sein Klopfen das »Entrez!« nicht erst ab, sondern trat gleich ein. »Du warst zwar gestern abend so unartig, daß es eigentlich viel zu viel Güte von mir ist, dich aufzusuchen. Aber ich höre, es geht dir nicht gut. Soll ich nach dem Heim schicken?«

»Ich bitte darum«, sagte sie ebenso höflich. Sie machte sich gerade Umschläge auf den schmerzenden Knöchel, der Mann [86] sah diesen nackten Fuß, der so zart war, daß unter der schneeigen Haut das blaue Geäder durchschimmerte, und der Ton, den fortab beizubehalten er sich gestern in dem ersten Ärger geschworen hatte, ein gemessener, leicht tadelnder Ton, war im Augenblick geschwunden. Wie sie so dasaß, das Füßchen auf einen Schemel hochgelegt, die Hände, von denen die Ärmel des Negligés weit zurückgefallen waren, in dem Wasser des Beckens, das sie auf dem Schoß hielt, erschien sie ihm matt und hilflos. Mit einem hastigen Schritt war er neben ihr.

Sie bemerkte seine Hast und senkte so rasch ihr Gesicht, daß der Kuß, der ihren Mund treffen sollte, nur die Haarlocke über ihrer Stirn berührte. Sie schien diese Berührung gar nicht bemerkt zu haben. Mit einem harmlos freundlichen Lächeln sah sie zu dem Schwager auf: »Es ist sehr lieb von dir, daß du den Arzt holen lassen willst.«

»Wo hast du dir das bloß zugezogen?« Er faßte mit unruhig tastenden Fingern an den geschwollenen Knöchel.

»Au!« Sie zuckte unwillig, aber sie zwang sich wieder, freundlich zu scheinen. »Ich bin ein rechter Pechvogel. Als ich heute nacht so müde war, trat ich auf der Schwelle da fehl, der Fuß knickte mir so um, daß ich hinfiel.«

»Hättest du doch gerufen! Man hätte dir sofort Kompressen gemacht.«

»Danke. Ich wollte niemanden stören. Es war auch anfänglich nicht so schlimm.«

Also dieses Mal waren es keine Launen und auch keine hysterischen Krisen? Doktor Heim hatte seine Patientin gut im Gedächtnis behalten — er behielt alle seine Patienten so gut, wenn er sie auch noch länger nicht gesehen hatte, und sie nicht so hübsch waren wie das Fräulein von Weiß. Sie gefiel ihm heute besser als damals. Kein Getue. Und ganz tapfer war sie auch, als er ihr den Fuß einrenkte, der aus dem Gelenk ge[87]sprungen war und einen Bluterguß hatte. »Tat das weh?« fragte er mit seinem sarkastischen und doch guten Lächeln.

»Ein bißchen.« Sie lächelte mühsam; es hatte weh, sogar zum Schreien weh getan, aber sie hielt an sich. Sie kam sich wie eine Märtyrerin vor. Und der Doktor würde doch auch erzählen, welche Tapferkeit sie gezeigt hatte, die schmerzhafte Einrenkung ohne Laut zu ertragen. Sie war der Bewunderung sicher.

»Brav, brav«, sagte Heim und strich ihr übers Haar.

»Warum behandeln Sie mich noch wie ein Kind?« fragte sie und sah ihn von unten herauf ein bißchen schielend an, und doch so verführerisch schmollend, daß ihm, dem Ehrenfesten, obgleich sein

Herz schon anderweitig gefesselt war, das Blut doch klopfte. Es machte ihn ordentlich verlegen. Er vermied die Antwort auf solche Frage. Verfiel diese reizende Person schon wieder in ihr früheres Getue? Schade! Aber Künstelei war leider jetzt so in der Mode. Wahrhaftig, da war ihm ein gemeines, ehrliches Bauernmensch, das sich nicht anders gab, als es war, eigentlich doch lieber, jedenfalls bequemer. Selbst die Ebel, das Fischerweib, das jetzt alle Gemüter hier beschäftigte konnte, trotz ihrer Missetat, auf mehr Sympathie bei ihm rechnen als eine moderne Dame mit verlogenem Getue.

Als das schöne Mädchen von Weiß jetzt die Hand nach ihm ausstreckte, ihn auf den Stuhl neben sich niederziehen wollte und mit ihrem schmachtenden Lächeln bat: »Sie bleiben doch noch ein wenig, Herr Doktor? Sie sind so nett. Und ich langweile mich so«, sagte er ziemlich brüsk: »Langeweile ist sehr gesund.« Und empfahl sich. Das sollte ihm fehlen, daß er diesem verwöhnten Dämchen die Zeit vertriebe!

»Ich habe doch arge Schmerzen«, klagte sie und rief noch hinter ihm drein: »was soll ich dagegen noch machen, werter Herr Doktor?«

[88] »Umschläge, Umschläge, Umschläge.« Und damit machte er die Tür hinter sich zu.

Wie unverbindlich dieser Mann war! Eigentlich nur ein Bauerndoktor. Mochte er denn zu seinen Bauern reiten, auf dem großen braunen Teufel von Pferd, das, wie man sich erzählte, kein anderer reiten konnte als der Doktor Heim. Unter ihm ging es aber vorzüglich, Schritt, Trab, Galopp auf den leisesten Druck. Halbe Tage dauernde Ritte waren es, die der Doktor wegen seiner weit draußen in Heide und Moor entlegen wohnenden Patienten machen mußte. Das imponierte Charlotte wieder: er war doch ein ganzer Mann. Und nun fand sie sich dumm, daß sie auch ihm nicht erzählt hatte, wie sie zu ihrem verletzten Fuß gekommen war; da hätte sie ihm imponiert. Aber auch daß sie nicht nach dem Flüchtling gefragt hatte, bedauerte sie, Heim hätte gewiß gewußt,

ob man den Menschen wieder eingebracht hatte oder ob es ihm gelungen war, wirklich zu entkommen. Ein gewisses Mitgefühl und noch stärker die Neugier plagten sie. — '

Neugier plagte ganz Spandau. Nun war es schon Tage her: wo war der tollkühne Kerl geblieben? Ein früherer Soldat, der wegen Insubordination zu zwanzigjährigem Kerker verurteilt worden war. Noch immer war er nicht eingebracht, und er konnte doch unmöglich weit gekommen sein. Patrouillen durchschweiften ständig die ganze Gegend, bei den Bauern und in den entlegensten Waldhütten wurde Haussuchung gehalten; ein ganzes Aufgebot von Förstern, Grenzjägern, Gendarmen war auf den Beinen. Auch war ein Preis auf den Kopf des Entflohenen gesetzt. Und das Volk war arm —, wer würde sich den nicht gern verdienen wollen? —

Charlotte dachte nicht mehr an den Flüchtling — auch ihr Fuß war keine Erinnerung mehr an ihn —, da kam der Hofrat eines Tages in das Zimmer, in dem die Schwestern mit dem [89] Mittagessen auf ihn warteten. »Nun haben sie ihn! Im Spandauer Forst, in einem hohlen Baum hat er gesteckt.«

»Tot — lebendig?«

»Natürlich tot. Bei solcher Winterkälte hält selbst ein Bär es nicht lange aus. Dazu ohne Futter und ohne Pelz« — der Hofrat lachte —, »er war ja nur im zerfetzten Sträflingskittel.«

»Schrecklich, schrecklich!« Die Hofrätin hielt sich die Augen zu. »Ich sehe ihn vor mir — ach, schrecklich, schrecklich!«

»Schrecklich«, sagte auch Charlotte. Aber sie hielt sich nicht die Augen zu, sie richtete sie weit geöffnet auf Hauke. Sie hätte dem Schwager die Worte herausziehen mögen. »Ob er verhungert ist?«

»Das wohl auch, aber bestimmt erfroren.«

»Wie sah er aus? Erzähle doch!« Für Charlottes Ungeduld schilderte der Schwager lange nicht rasch und lebendig genug.

»Er stand aufrecht im Baum, er füllte die ganze Höhlung aus, selber ein Baum, so groß und stark. Aber steifgefroren, Eis geworden, man konnte ihn nicht bewegen. Und —«

»Hör' doch auf«, rief die Hofrätin und hielt sich die Ohren zu.

»Und — und?« Charlotte klopfte ungeduldig mit dem Fuß auf: Jettchen sollte sich nur nicht so haben. »Und — also und?!«

»Und die Füchse müssen ihn angefressen haben, so lange sein Fleisch noch Fleisch war. Vielleicht hat es auch ein Wolf getan. Seine Beine waren zerfleischt, von seinen Fingern waren ein paar abgebissen. Seine Nase war auch weg.«

»Oh —!« Die Hofrätin seufzte zittrig.

Charlotte seufzte nicht. Von dem Mitleid, das sie mit dem Fliehenden, Gehetzten gehabt hatte, und von den anderen Regungen, die sich diesem Mitleid verbanden, war jetzt nicht mehr viel in ihr, nur Neugier, eine grauenvolle Neugier, die zur [90] Wollust wurde. Sie hielt ihre Hände in die Falten ihres Kleides verkrampft, beugte sich weit vor und hing mit ihren Blicken an dem Erzähler, als wollte sie ihm noch weiteres, noch Schrecklicheres von den Lippen ziehen. Ihre Gesichtsfarbe, die rasch wechselte in Blaß und Rosenrot, von einem fliegenden zarten Erröten so leicht überhaucht wurde, war jetzt sehr bleich. Sie atmete rasch und erregt.

»Die Schilderung dieses grausigen Anblicks scheint Lotten angenehmer aufzuregen als eine Liebeserklärung«, sagte spöttisch der Hofrat. Es tat ihm wohl, der ihn sooft Quälenden auch einmal einen Hieb versetzen zu können.

»Wenn du das meinst, wird es wohl so sein«, sagte sie spöttisch. Und dann: »Jettchen, wir wollen jetzt endlich essen. Ich habe Hunger.«

[91]

8

Der im hohlen Baum zu Eis gewordene entflohene Sträfling schien das letzte Opfer des Winters gewesen zu sein, der grimmige Frost tat nun so, als ginge er jetzt auf Nimmerwiedersehen. Zu trauen war ihm freilich noch nicht, die Bauern um Spandau in der Niederung, deren Moorflächen sich nachts noch immer glitzernd überkrusteten, hielten die warmdampfenden Ställe noch fest geschlossen und ihre niedrigen Fensterchen unter dem kaum mannshohen First auch. Tief hingen die altersgedunkelten bemoosten Strohdächer der Tagelöhner und Scharwerker über Menschenleben, die keine anderen Wünsche kannten, als bei Torf und im Forst gesammeltem oder gestohlenem Holz warm zu sitzen, Brot genug zu haben und ab und zu einmal ein Schauspiel zu genießen, das zu jener Zeit noch öffentlich war, damit es abschreckend auf das gemeine Volk wirke.

Der Himmel meinte es gut mit allen, die heute, um solches Schauspiel zu genießen, sich nach Spandau aufmachten. Überall in der Öde noch unbestellter Felder wandernde Landleute im Sonntagsstaat. Der Himmel blaute so hell heute über dieser Öde, als sei es schon wirklich Frühling, und auf dem vom harten Winter gebleichten und gedörrten Gras der Wälle wärmte schon der Sonnenschein. Die Zitadelle mit ihren Kasematten schaute heute nicht gleich finster wie sonst drein, sie blickte fast freundlich auf die Straßen der Stadt, in denen viel mehr Betrieb, mehr Handel und Wandel waren als sonst je. Die [92] Kaufleute hatten die Waren vor ihrer Haustür schön aufgestellt, standen selber dabei und priesen laut an. Die vom Lande kamen, benutzten gleich die

Gelegenheit, um Fehlendes heute in der Stadt einzukaufen. Mancher Vater führte seinen Jungen an der Hand, um gegen selbstgesponnenes und -gewebtes Leinen dem ein Sonntagshabit anmessen zu lassen; auch manches Weib tauschte für die jetzt noch sehr seltenen Eier, die sie nicht hätte, hätte sie nicht die Hühner den ganzen Winter bei sich in der Stube gehalten, eine Schürze oder ein Halstuch ein.

Die Fischerfrau Ebel sollte heute hingerichtet werden, Glock zehn auf offenem Marktplatz. Das Gerüst mit dem Hauklotz, auf den die Mörderin den Kopf legen mußte, stand schon da; sehr Neugierige, die es nicht abwarten konnten, hatten sich bereits aufgestellt. Der Büttel trieb sie zwar zurück, es war ja noch viel zu früh, aber sie kamen immer wieder, aus Angst, zu hinterst zu kommen und nicht genug zu sehen. Es würde auch abgesperrt werden, ein Leutnant mit einer Kompanie war dazu kommandiert.

Daß die Tübbeke Ebel, das Fischerweib, die Armseligste von all jenen, die an der Havel Fische fangen und Krebse in den Seen, einmal so viele Menschen auf die Beine bringen würde, hatte sie nicht geahnt. Es hatte sich sonst nie einer um sie gekümmert. Sie wohnte in der niedrigsten Kate am äußersten Wallgraben; es wuchs da nichts als Schierling und Schweinediestel, und so feucht war es dort, daß das Strohdach verfaulte, es stank mit dem Sumpfwasser des Grabens um die Wette. Wenn Prinz Ferdinand, der jetzt das Regiment in Spandau führte, hier vorbeiritt, verfehlte er nie, zu sagen: »Une vue dégoûtante!« Aber das änderte nichts, die Kate blieb stehen. Nun würde sie aber doch wohl bald vom Erdboden verschwinden, schon hatten Buben das Fensterchen eingeworfen, aus der Tür Bretter gebrochen, und der Wind hatte vom Dach abgedeckt, [93] was noch abzudecken dran war. Die Tochter der Ebel, die blöde Grete, saß im Spinnhaus, der Mutter aber machte man den Prozeß.

»Mord«, sagten die Richter. Die Ebel hatte das kleine Kind der Grete, das kaum geboren war, nackt, wie es auf die Welt gekommen, auch nackt ausgesetzt in die dunkle Kammer hinten

heraus, wo Nordwinde eisig gegen die baufällige Wand bliesen und jeder Tropfen Feuchtigkeit sogleich gefror. Sie leugnete auch gar nicht; als man sie griff, gestand sie ihre Untat gleich ein. Kann ein Weib solch ein Unmensch sein? War sie bei Sinnen? Oder war sie betrunken gewesen? Keinen Schnaps getrunken. Sie sagte immer nur: »Zu arm, zu arm«, schlug sich an die Brust und wiederholte wieder: »Zu arm.«

Die blöde Tochter war nicht verantwortlich zu machen, mit der Mutter aber war streng ins Gericht zu gehen, mit ihr konnte man kein Mitleid haben. Hätte der Büttel sie nicht geschützt, die Weiber hätten sie gleich auf der Stelle zerrissen. So saß sie nun eingelocht bei Wasser und Brot, ohne Feuer und Licht. Sie saß viele Wochen, denn es galt, durch ärztliche Beobachtung zu erweisen, daß sie zurechnungsfähig sei. Der Kreisphysikus sollte das Gutachten abgeben auf seinen Eid. Niemals war Heim etwas schwerer geworden; Mitleid faßte ihn immer wieder: stand denn dieses Weib nicht auf einer so tiefen Stufe der menschlichen Entwicklung, daß ihm der Mord am Neugeborenen nichts anderes war, als dem Zappeln eines gefangenen Fisches ein Ende zu machen? Und doch war die Ebel zurechnungsfähig. Als ihr bekanntgegeben wurde, daß sie wegen Mordes zum Tode verurteilt war, nahm sie das ruhig auf, aber als sie weiter hörte, daß auf öffentlichem Markte ihre Enthauptung stattfinden sollte, jedermann zum abschreckenden Exempel, schnürte sie sich noch am gleichen Abend die Kehle zu. Sich aufzuhängen, dazu fehlte der Nagel und auch der [94] Strick; aber den Bändel ihres Unterrocks hatte sie sich so fest um den Hals gewickelt, daß sie schon blau war, als man sie röcheln hörte. Der Kreisphysikus mußte sie wieder ins Leben zurückrufen; er hätte es lieber gesehen, sie wäre nicht wieder erwacht.

Auch Gotthold Bange, der jetzt zum Garnisonspfarrer in Spandau ernannt war und nebenbei noch das Amt des Gefängnisgeistlichen versah, mußte zugeben, daß die Angeklagte verantwortlich zu machen sei. Er gab sich viel Mühe mit ihr; nun ihr Leib nicht mehr zu retten war, hätte er gern ihre Seele gerettet,

er warb um die, er kämpfte um die mit der Starrköpfigkeit, mit der stumpfen Gleichgültigkeit, die das Fischerweib zeigte. Stumm wie ihre Fische waren, so blieb auch sie. Er sprach zu ihr in Worten, die so warm klangen, von einem so heiligen Pathos getragen waren, daß sie einen Stein hätten bewegen können; wäre eine Gemeinde zugegen gewesen, so wäre die in Tränen zerflossen. Er flehte die Sünderin förmlich an, zu bereuen, damit das Blut Christi sie weißwasche und »dir vergeben werde durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christ«. Sie aber schüttelte stumm den Kopf. Wollte sie keine Gnade?

Nun, an diesem hellen Tag, ging das finstere Schicksal zu Ende. Aber die meisten dachten nicht daran, wie finster dieses Schicksal war, sie freuten sich, daß die Sonne hell schien und daß sie etwas zu sehen bekamen. Es war wie ein Festtag. Die Bäcker hatten guten Zuspruch, weiße Wecken und zuckerbestreute Fladen wurden viel verlangt, man brachte denen, die zu Hause hatten bleiben müssen, davon mit. An einer Straßenecke stand der wohlbekannte Mann mit dem Stelzfuß, der auf Jahrmärkten die Moritaten mit dem Stock auf der in schreienden Farben bemalten großen Leinwand zeigte; die Moritat war dieses Mal noch nicht in Bildern zu sehen, aber bereits in Reimen zu hören. Er brachte sie einem sich dicht um ihn sammeln[95]den Publikum mit schallender Stimme zur Gehör, bis der Büttel kam und ihn davonjagte.

Heute war keine Magd im Hause zu halten, und keine Herrschaft verwehrte ihr, zuschauen zu gehen. Man machte sich selber ans Kochen. »Es ist ein warnendes Schauspiel und sehr erziehlich«, sagte die Hofrätin. »Man darf keine zurückhalten, sich das anzusehen. Sie wird abgeschreckt.«

»Meinst du?« sagte Charlotte. Sie spürte ein sonderbares Prickeln, bis in die Fingerspitzen ging das. Es mußte etwas sehr Eigentümliches sein, wenn ein Mensch durch Menschenhand zu Tode gebracht wird, etwas Gewaltsames, Schauerliches. Aber sie mochte es doch gerne sehen. Sie scheute sich nur, das zu sagen. Sie konnte sich doch auch unmöglich unter den Pöbel mischen, auf

offener Gasse zwischen den Gaffern stehen. Die Frau Apotheker hatte sie zwar eingeladen, ihre Fenster gingen hinaus auf den Markt, aber Jettchen hatte dummerweise die Einladung abgelehnt. Wenn sie nun doch hinginge? Sie brauchte es ja vorher Jettchen gar nicht zu sagen. Oder war es doch ein zu widerwärtiges Schauspiel?

Sie ging in ihr Zimmer hinauf und begann einen Brief zu schreiben: »An Seine Hochwohlgeboren den Herrn Leutnant: Freiherrn Maximilian von Revell.« — Er hatte nun schon so oft sich nach ihrem Befinden erkundigen wollen, war immer abgewiesen worden an der Tür, daß es nun wirklich in der Ordnung war, ihm ihr Bedauern darüber auszusprechen. Jettchen durfte freilich nichts davon wissen, die hatte gesagt: »Den Revell schlag dir nur aus dem Kopf, Hauke sagt mir, er hat keinen Pfennig, und du hast doch auch kein Vermögen.«

Wer sagte denn, daß sie ihn heiraten wollte? Sie dachte nicht daran. Aber er war liebenswürdig und hübsch, warum sollte sie denn unliebenswürdig gegen ihn sein? Der Schwager gönnte sie nur keinem anderen, weil er sie nicht haben konnte. Aber nicht [96] ihre Fingerspitzen sollte der mehr berühren. Wenn er sich noch einmal etwas herausnahm, gleich würde sie gehen und es Jettchen sagen; dann würde die einmal sehen, was für einen sie zum Mann hatte, nach außen vornehm und scheinheilig fromm, aber im Innern —?! Pfui, wie waren die Menschen doch schlecht!

Das Armesünderglöckchen fing an zu läuten, sie warf den Federkiel hin. Nein, sie konnte nicht schreiben, da läutete es ja für die Fischerfrau! Wie der wohl jetzt zumute war? Wer das wüßte! Sie seufzte. Wie es überhaupt einem Menschen zumute ist, der stirbt? Ihre Neugier stieg. Ob das Weib sich sehr fürchtete? Jeder Mensch hängt am Leben und stirbt nicht gern. Hing sie selber denn nicht am Leben? Gewiß. Aber manchmal war der Gedanke; ›Wenn du willst, kannst du sterben‹, doch sehr schön.

Das jämmerlich dünne Glöckchen bimmelte wieder, nun hielt sie nichts mehr zurück. Sehen! Sie wollte, sie mußte zusehen.

Leise, damit niemand sie höre und sie etwa zurückhalte, schlich sie die Treppe hinab. An den Häusern drückte sie sich entlang, im dunklen Mantel, nur ein Spitzentüchlein über den Locken. Atemlos erreichte sie die Apotheke, schlüpfte schnell hinein. Schon traten die Soldaten an. War das nicht Revell, der sie kommandierte? Jetzt bildeten sie die Kette, jetzt kam niemand mehr durch. Doch — der Karren!

Es flimmerte ihr vor den Augen, sie war allzu rasch gelaufen, alles Blut war ihr siedend zu Kopf geschossen. Rote Kringel, schwarze Kringel, sich drehende Kreise, zuckender Zickzack, wirbelnde Sonnen, hüpfende Sterne, Farben, Flecken, blau, grün und gelb, ein Durcheinander, ein Wirrwarr. Ah, nun sah sie endlich wieder! Sah Gestalten, Menschen, viele Männer im Bauernkittel, im Bürgerrock, in Hüten, in gemei[97]nen Kappen, Frauen in Kopftüchern, ohne Kopftücher, in den kleinen Häubchen der Dienenden, in den großen Hauben der Bürgerfrauen. Wie das wimmelte, sich drängte, wie Ameisen kribbelte. Die hellen Flecken der Gesichter, die Gespanntheit in aller Mienen konnte sie jetzt deutlich erkennen. Wie sie die Augen herausdrückten, die Mäuler aufrissen!

Wie aufregend war das! Charlotte, die eine Hand gegen ihr klopfendes Herz drückend, hielt sich mit der anderen am Vorhang fest. Nicht gesehen werden, aber selbst sehen, sehen!

Sie sah nichts. Die Fenster der Hofapotheke blickten wohl auf den Markt, aber das Schauspiel fand mehr nach der rechten Seite zu statt. Doch sie hörte.

Eine Stimme, klar, kalt und deutlich: jetzt las der Richter noch einmal das Urteil vor. Jetzt brach er das Stäbchen entzwei. Und jetzt, erklang jetzt nicht Banges Stimme? Seine schönste Stimme. Wohllautend warm, feierlich pastoral, er betet. Die Stimme schweigt. Nun dumpfes Gemurmel. Und jetzt ein Wogen, ein Wellenschlagen im Meer der Menschen. Das Meer brandet, schwillt an — sie wollen sehen, alle wollen es sehen, sie recken die Hälse, sie stellen sich auf die Zehen.

Unwillkürlich hob auch Charlotte sich auf die Zehenspitzen. Sie konnte nichts sehen, und doch sah sie alles, alles … jetzt wurde das Weib hinaufgeschleppt, die Stufen zum Richtbock hinan, jede Stufe schon ein Tod! Die Henkersknechte zerren sie ungestüm, ihr graues Haar hängt wirr, von ihrem welken Hals ist das Hemd, darinnen sie sterben soll, herabgerissen, man will ihr ein Tuch um die Augen binden, aber sie widersetzt sich, stößt um sich wie eine Rasende, wehrt sich mit Händen und Füßen. Man muß ihr die Arme nach hinten biegen, ihr die Hände auf dem Rücken zusammenschnüren — ah, es ist ein so grausamer Tod, dieses Sterben auf dem Richtblock, ein gemeiner Tod! Sie schreit, sie kreischt, ihr Heulen wird das eines tol[98]len Wolfes — der Henker im roten Hemd drückt ihr mit Gewalt den Kopf nieder, die Knechte halten sie eisern fest — das Schwert blitzt, es ist erhoben, seine Schneide glänzt im Sonnenschein — — —

Ha, war das jetzt nicht in Wirklichkeit ein Schrei? Charlotte fuhr zusammen. Ein Schrei ertönte, ein furchtbarer Schrei, der letzte Schrei einer Weiberstimme: »Arm!« Und dann war's vorbei.

Die Schaulustigen hatten sich schnell verstreut, nun ging es in den Alltag wieder zurück, jeder an sein gewohntes Tun. Aber Charlotte stand noch immer am Fenster, sie starrte ins Leere, an allen Gliedern war sie wie gelähmt, ihr Blut war wie Eis. Was war ein Leben? Ein kurzer Schritt nur war's vom Leben zum Tode. Sie fühlte sich elend, angewidert, entsetzt und doch auch beruhigt, und alle Neugier war gestillt: es läßt sich schnell Schluß machen, wenn man es will.

Die Frau Hofapotheker kam jetzt auf sie zu, sie bedauerte lebhaft, ihren Gästen nicht mehr habe bieten zu können, es war leider nur so wenig zu sehen. Nun bot sie kleine Kuchen an und Schokolade in Tassen. Aber Charlotte lehnte ab, die Süßigkeiten hätten ihr übel gemacht; sie ging. Es war ihr auf einmal so eng geworden, entsetzlich eng in dem Zimmer. Aber auch draußen ließ dieses Beengtsein nicht nach, dieser schwer auf die Brust sich legende Druck: Luft, frische Luft! Aber die Luft roch ihr nach Blut.

Heraus aus den stinkenden Gassen, weg, nur weg! Ihr war, als müsse sie fliehen, vor allem und auch vor sich selber. Wie hatte sie nur dahin gehen können, sich so etwas ansehen wollen, sie, Charlotte von Weiß?!

Gott sei Dank, nun war sie auf der Wallpromenade. Noch niemals war sie allein hier gewesen, nun war sie es, allein, ganz allein. Sie breitete die Arme aus, als wollte sie die große Weite, [99] die sich vor ihr breitete, an sich drücken, in ihr vergehen. Man sah von hier aus das flache Land der Havel sich dehnen bis fern an den Horizont. Der hing niedrig, und die dunklen Moorflächen und noch dunkleren Massen der Wälder gingen in ihn über. Das Eis war geschmolzen in schon wärmlicher Sonne, die Moore hatten trübwässerige Spiegel, aber hell, wasserhell und vom sich spiegelnden Himmel freundlich überblaut, glänzte ein großer See. Ein Flug wilder Enten, von weitem gesehen wie Spatzen so klein, flatterte über ihm und ließ sich dann auf ihm nieder. Man sah sie wie Punkte sich wiegen. Dürr stand noch das Schilf am Ufer. Es grünte auch hier auf besonntem Wall noch kein Gräschen, aber es war der einsam Hinundhergehenden doch, als spüre sie Frühling. Nicht lange mehr, und es spazierten die Störche dort im Moor, neigten die langen Schnäbel, und vom Winterschlaf aufgeschreckte Frösche quarrten den Tag an.

Ein Fink schlug plötzlich. Wie, kaum der harte Frost, der starre Himmel des Winters vorbei, und schon ließ der sich hören? Konnte der's nicht erwarten, lockte sich schon eine Frühlingsgefährtin? Es klang heiter — ah, und so süß! Charlotte seufzte. Sie lauschte, stehenbleibend, den Kopf geneigt, die Blicke wie suchend ins Weite gerichtet. Auch sie lockte etwas. Nach der Kälte des Todes, die sie heute verspürt hatte, lockte die Wärme des Lebens. Hier war kein Blutgeruch mehr, hier duftete es nach auftauender, treibender Erde. Sie sog diesen Duft, die Lippen geöffnet, tief in sich hinein. Sie fing an, schneller auf und nieder zu laufen, ihr Atem ging rasch, ihr Blut, das vorhin wie vereist in ihren Adern gewesen, floß jetzt lebendig. Der Mantel wurde ihr lästig, sie ließ ihn von ihren

Schultern gleiten und riß rasch das umhüllende Tüchlein vom Haar. Ein Windchen kam und spielte in ihren Locken; sie hatte die nie nach der Mode gepudert, deren schönes seidiges Blond niemals dadurch entstellt.

[100] »Wie ein englischer Kupferstich« — wer hatte das doch einmal von ihr gesagt? Ach so, der Geheimrat Ursinus. Seit sie mit ihm in Berlin gewesen war, hatte sie ihn nicht wiedergesehen. Wenn er nur nicht schon so ältlich wäre! Er paßte besser zu Tante Christiane als zu ihr. »Ach, lieber Gott, ich bin noch sehr jung!« Sie sagte das plötzlich ganz laut. Es war zuletzt unleidlich gewesen in Charlottenburg, die Tante war wirklich gut, aber immer hatte sie ihr den Ursinus gepriesen.

Ein Schritt, der eilig hinter ihr her kam, ließ Charlotte auf schrecken. Sie sah sich rasch um, aber das Erschrecken auf ihrem Gesicht wandelte sich schnell in ein Lächeln: ah, da war ja Revell! Hatte er sie hierher gehen sehen, war ihr nachgegangen? Schon küßte er ihre Hand.

Die Damen, die Revell wohlwollten — und alle wollten ihm wohl —, nannten ihn einen jungen Mars, die Herren dagegen nannten ihn einen Zigeuner. Er war schlank und schwarz, mit leicht gebogener kühner Nase und blitzenden dunklen Augen; unter den hier meist blonden Gesichtern fiel er auf. Und er wußte das und baute auf seine Erscheinung. Er und das Fräulein von Weiß gaben stets das schönste Paar ab. Wo immer sie in Gesellschaft zusammentrafen, führte er mit ihr die Quadrille an und führte sie auch zu Tische. Aber über ein neckendes Tauschen von Blicken und ein Spiel mit galanten Worten war es noch nie hinausgegangen. Daß er sie anbetete, hatte er ihr zwar letztlich gesagt, und sie hatte es gern gehört, aber daß es ihr wonnevoll sein könnte, wenn er, wie jetzt, seine Lippen fest, saugend auf ihre Hand preßte und sie gar nicht losließ, das hätte sie nicht gedacht. Aber es war so: es war wonnevoll. Es durchrieselte sie heiß, eine Welle von Rot überflutete ihr Gesicht, sie schlug die Augen nieder und wagte es nicht, ihn anzusehen. Ein Glück, daß gesenkte Lieder

Augen verhüllen, sonst hätte er vielleicht zu viel gesehen. Benahm sie sich nicht [101] wie ein simples Bauernmädchen, wie eine törichte kleine Gans? Charlotte nahm sich zusammen; ihre Stimme zur Ruhe zwingend (aber ein leicht zitterndes Hauchen verriet doch ihre erwartungsvolle Unruhe) sagte sie: »Herr von Revell, Sie sind mir gefolgt, wie durften Sie das? Sie kompromittieren mich.«

Es sollte wie Vorwurf klingen, aber er nahm es nicht dafür. Mit leiser, leidenschaftlicher Stimme, mit diesem Ton, der ihm schon manchesmal zum Siege verholfen hatte, bat er: »Gnädigstes Fräulein, schönste Göttin, schenken Sie mir einen Blick! Vergeblich bin ich an Ihrer Tür gewesen — nun sehen Sie mich hier doch wenigstens an!«

Lockte der Fink immer noch? Charlotte hob die Lider und sah Revell an. Seine dunklen Augen, schwimmend vor entzücktem und entzückendem Verlangen, senkten sich tief in die ihren, so tief und so lange, daß auch ihre Augen jede Zurückhaltung verloren. Und wenn es auch nur ein Spiel war, so war es doch ein wunderschönes, ein süßes Spiel. Charlotte gab sich diesem Spiel hin. —

Noch nie war sie so glücklich gewesen wie in dieser einen Stunde. Sie, die bewußt den Schwager reizte, um ihn dann, ebenso bewußt, wieder zurückzuweisen, sie, die jedem Mann gegenüber kokett war, es sein mußte wie in einem Zwang, sie, immer berechnend, war in dieser Stunde ganz ohne Berechnung. Sie glaubte zu lieben und geliebt zu werden.

Revell hatte sie von der Höhe des Walles heruntergeführt. Ohne jede begrünende Deckung war man da noch zu weit sichtbar; sie schlichen auf der inneren Seite des Walles, auf einem schwach getretenen, unebenen Pfad, Aber daß es sich schlecht ging, das merkten sie nicht. Der Leutnant hatte seinen Arm um ihre Schultern gelegt, sie so ganz nah an sich gezogen, und sie schmiegte sich willig an, Sie hätte gewünscht, daß sie so in Ewigkeit gehen könnte. Ihre Augen waren in einer süßen [102] Mattigkeit halb geschlossen, sie dachte nicht daran, daß das, was

sie tat, aller Sitte entgegen war; sie wollte auch nichts sehen von der Welt, von gar nichts und von gar niemandem mehr etwas wissen, sie wollte nur küssen, küssen. Oh, es war himmlisch, göttlich schön!

Eine unwillige Bewegung Revells störte sie auf, er schimpfte plötzlich: »Verfluchte Kerle!« Sie schreckte zusammen, das paßte so wenig in diese weiche, verschwimmende Stunde. Sie waren gesehen worden, von drüben. An der Umfassungsmauer der Zitadelle wurde ausgebessert, da standen ein paar Sträflinge. Sie trugen Ketten, die Kette am Fuß, von einer Eisenkugel beschwert, klirrte bei jedem Tritt. Schwere Karren, mit Sand und Steinen beladen, zerrten sie hinter sich her, aber ihre bleichen Gesichter grinsten, ihre zur Hälfte glatt wie ein Ei geschorenen Köpfe mit daran ragenden Eisenhörnern nickten teuflisch herüber: ein Liebespaar! Sie machten unzüchtige Gebärden.

War den verdammten Schweinehunden die Lust zu so etwas noch immer nicht vergangen? Peitschen, peitschen und noch einmal peitschen, bis sie verrecken! Der Offizier bebte vor Wut. Aber er konnte im Augenblick nichts, gar nichts gegen diese Schweine machen, überhaupt nichts, denn wenn er auch ermittelte, wer von diesen viel zu viel Milde genießenden Halunken es gewesen war, es hieße seine Dame dadurch kompromittieren. So drückte er denn ihr vor Schrecken erblaßtes Gesicht fest gegen seine Brust und führte sie fort.

Als die nächste Biegung sie diesen widerlichen Blicken entzogen hatte, umfaßte er sie noch einmal mit beiden Armen und flüsterte eilig: »Wir müssen uns wiedersehen. Aber wann und wo?« Er war nicht mehr recht bei der Sache, diese Halunken hatten ihn zu sehr gestört.

Auch Charlotte war plötzlich ernüchtert. Sie würden sich [103] wiedersehen, natürlich, sie mußten sich ja wiedersehen, aber ihr war, als wäre das Schönste von dieser Stunde der Entzückung doch fort.

Bleich, abgespannt, verstimmt kam sie nach Hause. Viel zu

spät, das Mittagessen war längst vorüber.

»Wo warst du?« herrschte der Schwager sie an.

Sie sah in sein vor Eifersucht und Argwohn ganz aus den gewohnten glatten Falten gezerrtes Gesicht und lächelte: »Das möchtest du wohl wissen, mein Lieber. Ich sage es dir nicht.«

[104]

9

Aber den Hofrat bekam es doch zu wissen. Wie und durch wen, das erfuhr Charlotte nicht. Und nun war ihres Bleibens in Spandau nicht mehr. Die Eltern drängten darauf, daß sie nach Hause zurückkehre. ›Du bist nun lange genug fort gewesen‹, schrieb die Mutter, ›daß Deine Erziehung vollendet sein kann. Was Du jetzt nicht gelernt hast, wirst Du nie lernen. Also wir erwarten Dich mit der ersten Post, nachdem Du diesen Brief erhalten hast. Dein väterlich besorgter Schwager Hauke schreibt mir, daß Du eine unvernünftige, ganz ungehörige Liaison angeknüpft habest, ich weiß nicht, von wem Du soviel Unvernunft hast. Von mir nicht.‹

Auch der Vater hatte geschrieben und verlangte ihre unverzügliche Rückkehr. Seine Zeilen waren strenger, als er sich je sonst einen Ton gegen sein Töchterchen erlaubt hatte.

Das hatte die Mutter ihm eingeblasen, er mußte so schreiben! Mit vor Zorn glühenden Augen sah Charlotte auf das Briefblatt nieder, zerknitterte es und schleuderte es dann zur Erde. Ihr Fuß trat darauf. Das würde sie dem Schwager heimzahlen, ihm, ihm allein hatte sie es zu verdanken, daß sie jetzt fort mußte, jetzt wo es am schönsten war! Revell, der ihrem Herzen bisher ferngeblieben war, erschien ihr jetzt als das einzige, was das Leben lebenswert machte, als der, den sie liebte und ewig lieben würde. Sie hing an seinem Halse, nicht achtend, ob jemand sie belauschte, rücksichtslos ihren Ruf preisgebend: »Ich liebe dich, ich liebe dich!« Gestammelte Worte, heiße Tränen.

[105] Ihm wurde bange bei ihrer Leidenschaft. Nein, das hatte er nicht gewollt, daß sie sich kompromittierte, sie kompromittierte

ihn ja mit, es konnte ihm im Avancement schaden, ihm womöglich die Karriere ruinieren. So schön und so begehrenswert sie gewesen war, gerade durch ihre Kühle, jetzt war sie beängstigend. Er streichelte ihre glühendgeweinten Wangen und sah sich dabei scheu um. Ja, ja, es war bitter, daß sie sich trennen mußten — auf Ehre, er hatte noch nie ein Weib so heiß geliebt — aber sie würden sich ja wiedersehen. »Zwei treuliebende Herzen wie die unsrigen sind nicht zu trennen!«

Da lachte sie laut auf, mitten aus ihren Tränen heraus: ach, das glaubte er ja wohl selber nicht.

Ihre scharfsichtige Feinfühligkeit machte ihn fast verlegen: woher wußte sie es, daß er gestern abend schon nach einer neuen Liebe Umschau gehalten hatte? Von ›ewiger Liebe‹ dichten ja nur die Dichter — er war kein Dichter. Aber er gab sich Mühe, jetzt, da der Abschied so nahe war, doppelt feurig zu erscheinen. —

Es war ein glühender Abschied, ein hundertmaliges Abschiednehmen an diesem letzten Abend, an dem sie sich trafen. Es war Charlotte noch einmal gelungen, im Dämmern aus dem Haus zu entkommen, obgleich ihr Schwager aufpaßte. Die Nähmamsell, die oben neben ihrer Stube heute nähte, war ihr willfährig, sie gab ihr zehn gute Groschen, ihr letztes Taschengeld, dafür lieh die ihr ihre Haube und ihren Mantel, und darin vermummt ging sie dreist zum Hause hinaus. Morgen mußte sie fort.

Wenn es nur nicht so kalt und düster auf der Wallpromenade gewesen wäre! Nun fing es gar an zu schneien. Wo waren die Frühlingsahnungen hin, die den Fink zum Singen getrieben hatten? Vor Wochen schon hatte die Weite beglänzt im Sonnenlicht gelegen und ein lächelnder Himmel den See überblaut [106] — jetzt war es noch einmal Winter geworden. Revell hatte seinen Mantel um Charlotte geschlagen, darunter lag ihr sich neigender Kopf an seiner Brust. Törichte Worte der Leidenschaft, leidenschaftliche Worte des Hasses stiegen herauf an sein Ohr. Oh, er möchte jetzt nicht in des Hofrats Haut stecken, es war nicht gescheit von dem

gewesen, daß er sie an die Eltern verraten hatte. Ein ganz rabiates Frauenzimmer! Er fühlte sich einigermaßen erleichtert, als es endlich der letzte Abschiedskuß war. Mit einem »Lebe wohl!«, das wie ein greller Aufschrei klang, hatte sie sich von ihm losgerissen und war davongestürzt.

Am Abend gab es bei den Haukes noch eine heftige Szene. Hauke war doch dahintergekommen, daß Charlotte das Haus verlassen hatte: wohin war diese Dirne in Haube und Mantel der Nähmamsell gerannt? Natürlich, um sich mit dem Zigeuner zu treffen! Die eingeschüchterte Näherin hatte alles verraten. Und doch hätte er dieser ›Dirne‹ gern Hände und Füße geküßt und hätte sie ›Engel‹ genannt, hätte er derjenige sein dürfen, den sie heimlich traf. Nun sie nach Hause kam, noch glühend von Küssen und Tränen, faßte er sie gleich an der Tür ab. Sie widersetzte sich, aber er zerrte sie in die Stube, wo Jettchen saß und zitterte. Es bangte ihr um die Schwester. Hauke hielt Lotte so fest gepackt, als wäre sie eine Verbrecherin. Die arme Lotte, es mußte ihr doch schwer sein, von dem Geliebten zu scheiden, sie sah so verweint aus.

»Wo bist du gewesen?« schrie Hauke und schüttelte das Mädchen, »natürlich wieder bei dem Revell, diesem Lumpen, diesem Windhund, diesem Betrüger, diesem Mädchenjäger, diesem Spieler und Schuldenmacher, diesem ganz und gar nichtsnutzigen —«

»Schweig!« Charlotte begehrte auf. »Er ist immerhin mehr als du. Was bist du denn? Laß mich los!« Sie machte ihren [107] Arm frei, und nun schrie sie ihm ins Gesicht: »Bist du kein Mädchenjäger, bist du kein Betrüger? An mir hast du dich vergreifen wollen, als ich fast noch ein Kind war. Nachgestellt hast du mir bei Tag und bei Nacht, jede Stunde, jede Minute, ich konnte mich kaum deiner erwehren. Deine Frau hast du —«

»Du Lügnerin, willst du wohl schweigen!« Er hob die Hand, er wollte sie schlagen, da warf sich die Frau dazwischen. Das Blut der Familie empörte sich nun doch in ihr. »Du sollst sie nicht schlagen, du darfst sie nicht schlagen! Lotte, was hat er getan — dir

nachgestellt, bei Tag und bei Nacht, sagst du? Und mich, mich« — sie brach in krampfhaftes Schluchzen aus —, »mich so betrogen!«

»Es ist nicht wahr! Alles erlogen!« Hauke war bleich vor Angst und vor Zorn.

»Es ist doch wahr!« Charlotte war auch bleich, aber sie triumphierte. Es war ein großer, höhnischer Triumph, in dem sie sich gegen den Schwager wandte: »Du hast mich verraten, jetzt verrate ich dich!« Und sich zur Schwester wendend, sagte sie dann weiter: »Armes Jettchen, paß gut auf ihn auf. Er ist so treu wie ein Kater, der im Mondschein über die Dächer schleicht und nach allen Katzen miaut. Bei mir hat er freilich kein Glück gehabt —« sie machte eine Gebärde des Abscheus —, »bei andern könnte er's haben.«

Als am andern Morgen das Fräulein von Weiß in die Postkutsche stieg, hätte der Leutnant von Revell ruhig zugegen sein können, es begleitete sie niemand bei der Abreise. Auch im Hause nahm keiner Notiz von ihr, die Kinder schliefen noch, und der Hofrat und die Hofrätin waren nicht zu sehen. Nur ein Zettelchen wurde ihr von der Magd gegeben, darauf war flüchtig gekritzelt und die heimliche Schrift fast von Tränen verlöscht: »Lotte, leb wohl, ich bete für dich.«

[108] Das war von Jettchen wohl gut gemeint, aber dumm war es, dumm wie immer! Charlotte lächelte kalt. Ihr Gemüt war verhärtet, sie empfand nur Trotz: eine Unverschämtheit, sie so zu behandeln. Wie eine niedere Dienstmagd, die Unrecht getan hat, vielleicht gestohlen, so mußte sie dieses Haus verlassen. Und nicht einmal die Zeit hatte man ihr gelassen, um nach Charlottenburg zu fahren, von Tante Christiane noch Abschied zu nehmen. Aber sie würde wieder auftreten, und dann— ?!

Gekränkter Stolz half Charlotte über die elende Abreise weg. Sie setzte sich dicht ans Fenster, lehnte den Kopf an die Scheibe und stierte hinaus. Nach was sah sie mit diesen starren, unheimlich großen Blicken? Er konnte vielleicht doch noch kommen, von ferne

stehen, und jetzt, wo keiner sonst zugegen war, doch noch zu ihr an den Wagenschlag treten. Sie hatte es heimlich gehofft. Er war nicht gekommen.

Nun saß sie und starrte in ihren Schoß. Man war schon weit von Spandau fort, Stunden waren bereits vergangen, aber Fassung hatte sie noch nicht gewonnen. Träne auf Träne tropfte ihr langsam herab. Mochten die Leute, die mitfuhren, von ihr denken, was sie wollten, sie mußte weinen, denn nun nagte noch Angst an ihr. Angst vor Stendal. Was wartete da auf sie? Nichts, gar nichts. Vielleicht würde es sie dann doch freuen, den Vater wiederzusehen? Aber sie glaubte selbst nicht daran.

Eine klägliche Rückreise von Spandau, und wie schön war damals die Hinreise gewesen! Sie so voller Erwartung und voller Gier auf das Neue. Und der Reisegefährte, der gute Ursinus, so nett, so voller Aufmerksamkeit für das kleine Mädchen! Ein paar Jahre war das erst her, aber das kleine Mädchen war ein großes geworden, ein Mädchen, noch jung und doch nicht mehr jung, ein Mädchen, das gut sein kann, aber auch böse. Sie fühlte es deutlich, ihre Erbitterung und ihre Enttäuschung machten sie böse. Jedenfalls kein zum Glück gebo[109]renes Mädchen. Charlotte verfiel in ein trostloses Brüten; sie quälte ein Gefühl, das sie früher schon flüchtig gestreift hatte, heute beharrlich: es wäre besser, man wäre nicht geboren. Die Schneeflocken, die gestern abend noch auf ihn und auf sie fielen, waren heute Regen geworden, der klatschte gegen das undichte Fenster und sprühte feine Tropfen bis in den Wagen hinein. Es fror sie bis in das Herz. Das wurde eiskalt.

Als Stendal endlich erreicht war, der Mond war eben herauf, stieg sie leichtfüßig aus dem Wagen. Jetzt hatte sie sich wieder in der Gewalt.

Als hätte keine ungewohnte Strenge sie nach Hause zurückbeordert, so war der Empfang, denn als Frau von Weiß nun ihre hochgewachsene, zu vollster Schönheit entwickelte Tochter sah, war sie so geschmeichelt in ihrer mütterlichen Eitelkeit, daß sie jeden Vorwurf vergaß. Lotte war ja klug, aber sie fühlte sich

doch noch klüger: sie würde dieses erlesene Wesen schon glücklich lancieren. So küßte sie ihr Kind auf die Stirn, in die die Locken ein wenig zerzaust hingen: »Wir müssen dich aber besser frisieren, meine Lotte — à la Chinoise würde deine schöne Stirn noch besser zur Geltung bringen.«

»Wie Sie wünschen, Maman!« Charlotte beugte sich ein wenig und küßte die Hand der Mutter. Beide Frauen waren groß, aber die Tochter erschien noch größer als die Mutter — ein anderes Format.

Der Vater hatte nicht mit zur Post kommen können. »Weiß ist unpäßlich«, sagte die Mutter, »er leidet stärker denn je an der Galle. Wenn wir die Mittel dazu hätten, würde er eine Kur in dem berühmten Karlsbad gebrauchen — aber die haben wir ja leider nicht. Du mußt eine gute Partie machen, meine Tochter!«

Ja, das wollte sie auch, damit sie hier fortkam. Charlotte fühlte die Luft des Elternhauses wie eine schwere Beklem[110]mung. Die war ihr sofort auf die Brust gefallen und wurde beklemmender mit jedem Tag. Herr von Weiß, den die Freude des ersten Wiedersehens mit. seinem Töchterchen ein wenig aufgemuntert hatte, war bald wieder in seine alte gallige Laune verfallen, und er wälzte sich auch oft ganz plötzlich in Stunden währenden, qualvollen Koliken. Wenn Charlotte ihn so leiden sah, dann bedauerte sie ihn wohl und suchte durch heiße Umschläge, die sie ihm mit großer Pünktlichkeit machte, seine Schmerzen zu lindern. Aber im Grunde dachte sie: wäre es ihm nicht viel besser, Gott erlöste ihn? Was hatte er von seinem Leben, das für ihn nur Zurücksetzung und Schmerzen bedeutete?

Wenn die Tochter sich über den Vater beugte und ihm den heißen Umschlag auflegte, dann strich er wohl mit seinen vom Angstschweiß des Anfalls gefeuchteten Fingern über ihre Hand: »Mir ist übel vergolten worden, meine Tochter, was ich andern zum Vorteil tat — aus Idealismus. Krank, verkannt, kaltgestellt in einer meiner längst nicht würdigen Stellung! Oh, mein Wien, mein Wien, hätte ich das doch niemals verlassen!« Ja, Wien mußte eine schöne Stadt sein. Ob es noch schöner war als Berlin? Jedenfalls

schöner als Stendal. O Gott, was war das hier für ein ödes Nest! Und die Menschen? Gräßlich. Kleinbürgerlich, ohne weiteren Blick, beengt in ihren Anschauungen wie in ihren Stuben. Dagegen war Spandau ja fast eine Großstadt gewesen; die Nähe Berlins hatte die Enge der Festung geweitet. Mit einem wahren Heimweh dachte Charlotte dorthin zurück. Selbst der Schwager schien ihr jetzt nicht ganz so verabscheuenswert mehr. Was hatte er denn weiter sehr Schlimmes getan? Ihr nachgestellt, ja — war ihm denn das ganz zu verdenken bei Jettchen als Frau? Die war recht reizlos — nicht äußerlich, sie hatte den Weißschen Typ -— aber ihr fehlte jegliches Salz. Und wenn etwas schmecken soll, so bedarf es des Salzes. Hierher nach Stendal hätte Jettchen ganz [111] gut gepaßt, die hätte sich mit den Rätinnen und mit den anderen Damen der Honoratioren sehr gut unterhalten, über Kinder und Dienstboten flüssig geschwatzt.

Frau von Weiß schon war in Stendal etwas aus dem Rahmen gefallen, die Tochter tat es noch mehr. Die Fräulein ihres Alters zogen sich scheu von ihr zurück: die Demoiselle Weiß war ja ganz unschicklich frei, sie sprach davon, daß sie Theater gespielt hätte, Theater gespielt wie eine Komödiantin! Und »Emilia Galotti«, pfui, ein solch unpassendes Stück! Das las man nur hinter verschlossenen Türen, wenn man es überhaupt las. Man las viel lieber sinnige, minnige Liedlein, bei denen man Ströme von Tränen vergießen konnte.

Charlotte von Weiß lachte über die Gänseblümchen, aber es war ihr doch hart, daß sie in Gesellschaft oftmals vereinsamt stand. Die Mutter hatte sie überall präsentiert, sie wurde eingeladen, aber sie gefiel nicht in Stendal, das fühlte sie. Selbst die Herren bissen nicht so an, wie Frau von Weiß es erwartet hatte, nun korrigierte sie an der Tochter herum: »Sei nicht so hochnäsig, blicke nicht so unnahbar!«

›Als ich anders blickte, war es Euch auch nicht recht‹, dachte Charlotte. Sie sagte es aber nicht — wozu auch? Es tat ihr fast leid, wie die Mutter sich mühte. Ganze Tage saß sie mit der Jungfer und

nähte. Sie erfanden Roben, die nicht viel kosten durften, die aber ein Dégagé hatten, einen Schick, der viel zeigte und noch viel mehr erraten ließ.

In den Kaffeekränzchen, die sehr in Mode waren, wurden die Toiletten der Demoiselle Weiß eifrig besprochen; hatte man so etwas schon gesehen bei einer sittsamen Jungfrau? Der Ausschnitt der Taille war vorn so tief, daß die Schwellung des Busens trotz Busentuchs deutlich zu sehen war! Und beim Gruß begnügte sie sich nur, den Kopf zu neigen, anstatt sich mit den Knien ehrbar herabzusenken und feierlich langsam [112] wieder emporzurichten. Von ihrem Tanzen gar nicht zu reden. Die tanzte ja den neumodischen Walzer! Und so, als wäre gar nichts dabei. Hatte sie denn keine Ahnung davon, wie anstößig solch ein Walzer war? Und sie spielte auch Karten! Auch diese Unsitte jetziger Zeit machte sie mit. Und dieses Mädchen wollte hier einen Mann bekommen?! Niemals.

Es war Charlottes einzige Zerstreuung, Karten zu spielen. Sie spielte noch lieber, als daß sie tanzte. Mit wem sollte sie hier auch tanzen? Die meisten Herren waren steif — Besenstiele —, und die, die gut tanzen konnten, hielten sich doch zurück. Ach, es war etwas anderes gewesen, mit Revell zu walzen! Von seinem Arm eng umschlungen und doch lose gehalten, schwebte man hin wie im Fluge die Schwalbe, die den Äther durchstreift.

Man spielte jetzt viel, überall, sowohl in hohen wie in niederen Kreisen; von Regierungs wegen das Lotto, auf Jahrmärkten Glücksspiele aller Art, in Gesellschaft Tarock, Komet, Piquet, Triset und neuerdings den von England bezogenen schweren Whist. Frau von Weiß, selber eine leidenschaftliche Spielerin — keine Glückslotterie, in der sie nicht setzte, und kaum ein Nachmittag in der Woche, an dem sie nicht ihre Partie gemacht hätte — hatte nichts dawider, daß die Tochter auch Karten spielte. Beim Piquet, beim Triset und erst recht am Whisttisch konnte man einen Mann finden, der neben den körperlichen Vorzügen auch die geistigen Gaben einer Partnerin zu schätzen wußte.

Es wurde allgemach Zeit für Lotten mit einer Heirat, Bis jetzt hatte sich freilich noch keine geboten, voller Besorgnis überdachte die Mutter das in mancher schlaflosen Nacht. Sie rechnete nach: mit Dreizehn hatte sie Lotten nach Spandau zur Schwester gegeben, mit sechzehn war Lotte wiedergekommen, [113] nun ging sie bereits ins Achtzehnte, und noch immer kein Freier! Wer mit Achtzehn sich nicht verheiratet, der heiratet kaum mehr. Heutzutage heiratete man früh — war nicht Jettchen mit fünfzehn vor den Traualtar getreten? Es gab viele junge Mütter, die selber noch in den Kinderschuhen standen. Ach, woher kam es nur, daß es mit Lotten so schwer hielt?! Das lag ganz allein an Lotten; es konnte nicht anders sein. Dieses schöne Gesicht mit seinen stolzen Zügen und seiner doch so sanften Anmut konnte zuweilen jetzt einen Ausdruck tragen von so viel Gelangweiltheit und Abweisung, daß man es in der Tat keinem Mann verdenken konnte, wenn er sich nicht herantraute. Übrigens, die Liaison in Spandau mit dem Leutnant mußte ihr doch nähergegangen sein, als man es bei einer so klugen Person hätte für möglich halten sollen. Die Mutter klopfte auf den Busch. Sie brachte eines Tages, als Lotte am Fenster saß und mit leeren Augen hinauf auf die leere Straße blickte, das Gespräch auf Spandau: »Jettchen erwartet das sechste Kind, sie scheint doch außerordentlich glücklich mit ihrem Hauke zu leben.«

»O ja«, sagte Lotte.

»Es wäre vielleicht gar nicht ungeschickt, wenn du zu dieser Zeit einmal wieder hinführest — natürlich nur über die Wochen —, Hauke würde dir gern das Reisegeld schicken, wüßte er dann doch seine Kinder währenddessen gut versorgt. Du bist ja nun alt genug, um zu wissen, daß der Storch die Kinder nicht einfach aus dem Sumpf bringt.«

»Ich reise nicht hin.« Charlotte sagte das so bestimmt, und ihr Gesicht bekam plötzlich etwas so Eisernes, daß Frau von Weiß sich sofort dachte: aha, da stimmt etwas nicht. Entweder liebt sie den kleinen Leutnant nicht mehr, oder er ist ihr abgesprungen. Wenn

sie sich nichts mehr aus ihm machte, so wäre das natürlich das allerbeste, aber warum war sie dann immer [114] so mißgelaunt, so ganz und gar unfroh? Bei einem bißchen mehr Freundlichkeit und Entgegenkommen würde sich auch hier etwas Geeignetes finden.

»Es waren doch schöne Jahre, die du bei Jettchen verbracht hast — die sorglosen Jahre erster Jugend. Es wundert mich eigentlich, daß du so wenig von Spandau sprichst, zumal du doch deine ersten Triumphe dort gefeiert hast. Sei mal aufrichtig, mein Kind, hast du gar keine Sehnsucht dorthin?«

»Keine.« Charlotte schüttelte, unmerklich spöttisch lächelnd, den Kopf: wie ungeschickt von der Mutter, sie auf diese Weise ausfragen zu wollen! Natürlich wollte die gern dahinterkommen, ob sie zu Revell noch in irgendwelcher Beziehung stand. Äußere wären ja kaum möglich gewesen, denn jeder Brief, der ins Haus kam, wurde bemerkt. Und innere? Es rührte sich etwas in ihr und stieg ihr auf wie eine bittere Übelkeit. Daß er an jenem Morgen der Abreise nicht versucht hatte, sie noch einmal zu sehen, und sei es auch nur von ferne, das hatte sie ihm nicht verziehen. Und versuchen hätte er's doch wenigstens müssen, ihr ein Zeichen seines Gedenkens zukommen zu lassen — er hatte es nicht versucht. »So treuliebende Herzen wie die unsrigen kann man nicht trennen« — eine schöne Phrase! Sie hatte erst bitter darüber gelacht, jetzt lächelte sie nur, und keine Träne kam ihr mehr ins Auge. Auch noch weinen darüber? Wie dumm war sie doch bei ihrer Rückreise gewesen! Noch recht kindisch. Die Sache mit Revell war endgültig für sie abgetan; aber der Mutter das sagen? O nein, mochte sie sich immerhin noch ein wenig darüber beunruhigen. Warum hatte man sie auch so unsanft herausgerissen aus einem Leben, das, trotz einiger Widrigkeiten, dem Leben hier tausendmal vorzuziehen war.

Ein tiefer Widerwille stieg oft in Charlotte auf gegen Stendal, gegen das Haus der Eltern, gegen das Leben überhaupt. [115] Wenn solche Stimmung sie überkam, dann rannte sie, wie eine Gefangene im Kerker, in ihrem Zimmer, dem einstigen Schulzimmer, auf und

ab. Eisenhörner, Eisenhörner, wie die Sträflinge auf den Wällen, daß sie sich die Stirn nicht an der Mauer einrannte! Sie schlug mit den Innenflächen der Hände an die Wände oder ballte ihre Fäuste und drückte die verzweifelt in ihr Haar. Sie biß ihre Lippen blutig in einem Nagen an ihnen mit spitzen Zähnen, um Schreie zu unterdrücken, die gellend sich Bahn brechen wollten: heraus, heraus hier! Sie mochte nicht mehr leben. Und war dieser Paroxismus von Raserei vorüber, warf sie sich völlig erschöpft aufs Bett, wühlte den Kopf ins Kissen und schluchzte herzbrechend. Dann stieg wohl das Bild jener einen in ihrer Erinnerung auf, die ihr hier in ihrer Kindheit so lieb gewesen war — jener guten, treuen Zéphire. Ach, Zéphire, wenn sie die doch wenigstens hätte! Aber auch die war ihr entschwunden. Wohin sie blickte, rund um sie eine Öde, eine sie angähnende, grenzenlose, den Tag zur Ewigkeit dehnende und sie krankmachende Langweile.

Um Charlottes Augen begannen sich tiefe Schatten zu legen, ihr Blick hatte weniger Glanz, häufiges Nasenbluten machte sie matt bis zur Ohnmacht. Der Medizinalrat wurde konsultiert, es war noch derselbe wie damals. Er sagte jetzt nicht mehr »Krisen, die liegen in den Jahren«, aber er betrachtete die schöne Gestalt, die halb entblößt nach der eingehenden Untersuchung vor ihm saß, mit einem ihm selber unbewußten lüsternen Lächeln. Er klopfte dann auf die nackte, schön gerundete Schulter: »Alle Organe in bester Ordnung. Aber die Demoiselle muß heiraten. Die Natur verlangt es.« Er wandte sich an die Mutter, die, verständnisvoll nickend, dabeistand: »Gnädige Frau, heiraten! Dann werden die Symptome der Anämie alsbald verschwinden. Eine andere Medizin kann ich nicht verschreiben.« —

[116] »Heiraten, heiraten«, das war die Melodie, die die Mutter den ganzen Tag pfiff wie ein abgerichteter Star sein Lied. Heiraten! Fast glaubte Charlotte selber daran, daß das sie gesund machen würde, denn dann kam sie hier fort. Aber wen? »Schafft mir einen Mann, der einen Kopf, zwei Beine, zwei Arme und das nötige Geld hat. Ich werde ihn heiraten.«

10

Das Fräulein Christiane Sophie Regine Witte hörte wenig von ihrer Nichte. Sie saß in ihrem Charlottenburg, in dessen Stille nur das fast schon zu einem Schloß ausgebaute Landhaus der Rietz — die Enke hieß jetzt Rietz, der Kronprinz hatte sie mit seinem Kammerdiener verheiratet — einige ärgerliche Unruhe brachte, und dachte voller Sehnsucht an ihre Lotte. Ach, warum hatte man ihr das geliebte Wesen so bald wieder entrissen? Was war mit Lotten geschehen, daß man sie so rasch von Spandau entfernte?! Nicht einmal von ihr hatte man sie damals noch Abschied nehmen lassen, nur ein flüchtiges Briefchen hatte sie noch empfangen: »Teure, geliebte Tante, leben Sie wohl! Man hat mich verdächtigt, ich muß wieder nach Stendal zurück. Von Lüge und Intrige umgeben, flüchte ich mich in meine Unschuld und zu jener Macht, die über uns schwebt. Ich weine heiße Tränen, daß ich mich, durch die Schnelle meiner Abreise daran gehindert, nicht mehr von Ihnen verabschieden darf. Vergessen Sie nicht Ihre Ihnen bis in den Tod getreue, Sie dankbar liebende Lotte.«

Das arme Kind! Da steckte gewiß dieser elende Schwager, der Hauke dahinter! Einige Andeutungen, die Lotte ihr einmal gemacht hatte, wuchsen sich in des alten Fräuleins Gedanken zu einem larmoyanten und zugleich spannenden Roman aus.

Die Witte hatte sofort an ihre Schwester nach Stendal geschrieben und zu wissen verlangt, warum man Lotte so plötzlich von Spandau weggenommen. Aber Frau von Weiß zögerte [118] mit der Antwort: nur nichts von einer Liaison sagen, das könnte Lotten in den Augen der Tante herabsetzen. Darum ließ sie, als eine

zweite, dringende Anfrage kam, die schwarzen Blattern in Spandau ausbrechen, vor denen Lotte schleunigst habe flüchten müssen. Christiane Witte, ärgerlich die Achseln zuckend, hatte solch Märchen nicht geglaubt: natürlich war es der Schwager, dessentwegen das arme Kind fortgemußt hatte, die Schwester wollte das nicht schreiben, um den Schwiegersohn nicht bloßzustellen. In der Tante Augen wob sich um der Nichte Haupt die Glorie verkannter Unschuld.

Das war nun alles schon zwei Jahre her, aber in der Witte Herzen wuchs noch der Ärger, denn sie vermißte das zarte Schmeicheln und liebevolle Streicheln der Schwestertochter mit der Zeit immer mehr. Oh, was waren das doch für schöne vertraute Stunden mit Lotten gewesen! Sie hatte sich wie eine Mutter gefühlt. Wenn Lotte bei ihr schlief, hatte sie, die nachts sonst allzeit Einsame, den sanften Atemzügen ihres holden Kindes gelauscht und selber vor Glück, nun endlich einmal nicht mehr so allein zu sein, nicht schlafen können. Aber sie wachte dann gern, wurde sie sich doch so recht der geliebten Nähe und innigen Zugehörigkeit bewußt.

War es nicht eine Ungerechtigkeit des Schicksals, daß solch ein Weib wie die Ritz drüben, diese schamlose Mätresse, frei durch die Straßen ging, wohin sie wollte, in einer schönen Equipage fuhr? Daß der Kronprinz sie alle Tage ohne Scheu besuchte, bei ihr dinierte, soupierte? Daß aber Lotte, dieses engelreine Wesen, verdächtigt wurde? Sie fühlte sich in Lotte tief verletzt.

Es stand jetzt bei ihr fest: sowie der Geheimrat Ursinus, dieser in jeder Beziehung untadelige Mann, der zudem Lotten sehr geneigt war, wieder bei ihr erschien, würde sie ihm rückhaltlos die ganze Sache vortragen. Und sie würde mit seiner [119] Hilfe ein Testament machen, in dem sie ihre Schwestertochter Lotte zur alleinigen Erbin einsetzte. Was ging sie die übrige Verwandtschaft an? Sie zürnte Jettchen zu sehr — hätte diese denn nicht für die Schwester energisch eintreten müssen? Aber die Hofrätin war eine Null. Mochten sie und ihr Mann nun dafür, daß sie Lotten so

schlecht behandelt hatten, jeder Erbschaft verlustig gehen.

Es kam Christiane Witte sehr gelegen, daß Ursinus sich durch ein Briefchen bei ihr anmeldete: er würde morgen kommen, um sich von ihr zu verabschieden. Verabschieden, warum? Reiste er fort? Wohin reiste er denn? Doch wohl nicht fort für immer? An dem Schrecken, der sie durchzuckte, merkte das Fräulein, wie gewogen sie ihm war. Wenn sie ihn auch nicht oft gesehen hatte, so war es doch jedesmal eine angenehme Stunde gewesen, die sie miteinander verbracht hatten. Ach, vielleicht wäre er noch öfter gekommen, hätte sie nicht so viel von ihrem teuren Verstorbenen gesprochen — allzu viel! Sie hätte nicht ihre unvergängliche Liebe, ihre Treue bis übers Grab hinaus so betonen sollen. Wenn Ursinus, dieser vornehme, feinfühlige Mann, dieser Kavalier von besten Sitten, der niemals die Grenzen überschritt, nie die Hand der Dame eine Sekunde zu lange in der seinen behielt, nur deren Fingerspitzen mit den Lippen berührte, wenn dieser Mann, von dem sie, ohne anmaßend zu sein, fühlte, daß er wohl nicht abgeneigt gewesen wäre, mit ihr den Bund der Ehe zu schließen, wenn dieser Mann jetzt fortging, dann war sie ganz verlassen. Christiane Witte, einen fast vorwurfsvollen Blick zum Bild des einst Geliebten hinüberwerfend, brach in Tränen aus.

Sie konnte auch andern Tages ihre Betrübnis kaum verbergen: »Oh, wie schade, wie schade!«

Auch der Geheimrat Ursinus war ein wenig bewegt und verlegen darüber, daß diese angenehme und von ihm hochverehr[120]te Dame seinen Abgang so zu bedauern schien. Jetzt tat es ihm leid: wirklich, er hätte öfter herkommen und versuchen sollen, sie von ihren einsiedlerischen Schrullen und den Grillen toter Liebe abzubringen, denn von einer ihm so sympathischen Häuslichkeit, voller Blumen und Ordnung und voll einer pedantischen Reinlichkeit, gerade so wie er sie wünschte, war nirgendwo anders etwas zu finden. Ach, es war ein betrüblicher Zustand, Junggeselle zu sein! Besonders, wenn man älter wurde. Ach, daß man das erst so recht inne wird, wenn es zu spät ist!

Welchen Ärger hatte man mit Wirtschafterinnen, diesen alten Drachen; man darf nicht einmal aufmucken. Und nimmt man eine junge, hübsche Person, so ist man nicht sicher, daß man sie nicht eines Tages, falls man unvermutet heimkommt, mit einem Galan im eigenen Junggesellenbett findet. Ach, es war schon ein schlimmer Zustand, das Junggesellentum! Auch er sandte einen vorwurfsvollen Blick hinüber zum Bild des uniformierten jungen Mannes. Und das schlimmste war, daß er jetzt von Berlin fort mußte; Berlin bot doch wenigstens einige Surrogate: Theater, Konzerte, Paraden, öffentliche Amüsements aller Art, und nicht zum wenigsten den Hof. Wenn man sich auch nicht mit allem einverstanden erklären konnte, was bei Hofe vor sich ging — die Prinzen lebten etwas reichlich locker, besonders der Thronfolger, dessen kostspielige Dirnenwirtschaft auch den großen König ärgerte —, so war es doch immerhin eine erfreuliche und ehrende Auszeichnung, zu Hofe geladen zu werden. Des allen sollte er nun aber verlustig gehen, denn wenn er auch avancierte zum Regierungsdirektor — was bot ihm Stendal?!

»Stendal?« Die Witte schrie laut auf: Stendal, da lebte ja ihre Schwester, Frau von Weiß, und im Hause der Eltern ihre geliebte Lotte! Sie schlug die Hände zusammen, sie errötete wie ein junges Mädchen vor lauter Freude. »Da müssen Sie [121] aber gleich Besuch machen. Meine Schwester wird hocherfreut sein. Bringen Sie Grüße von mir als Postillon d'amour, viele innige Grüße!«

Ursinus räusperte sich, als sei ihm etwas in die Kehle gekommen: natürlich würde er dort Besuch machen, wenn ihm auch der Mann selber wegen seiner ihm wohlbekannten Antezedenzien nicht gerade sympathisch war. Aber das sagte er natürlich nicht.

Das Fräulein war ganz aufgeregt: »Wie wird sich Lotte freuen! Oh, sie wird glücklich sein!«

»Meinen Sie?« Ursinus lächelte ein wenig geschmeichelt.

»Sie wird sich nicht kennen vor freudiger Überraschung. Kann sie doch so schöne Reminiszenzen mit Ihnen feiern. Ich gebe Ihnen

für Lotten ein Briefchen mit, geben Sie's ihr heimlich, bitte, meine Schwester Weiß braucht es nicht zu lesen. Ich muß Lotten manches schreiben, was nur für sie allein bestimmt ist. Ach, die arme Lotte, sie ist so wenig am Platz im Hause der Eltern!«

»Ist das möglich?« Ursinus war ganz erstaunt: »Ich denke, ein junges Mädchen blüht am schönsten und glücklichsten, umhegt im Elternhaus.«

»Lotte ist nicht mit der gewohnten Elle zu messen. Sie ist etwas ganz Besonderes, weit hinausgewachsen über ihr Elternhaus. Meine Schwester ist, Gott sei's geklagt, etwas zu sehr für Äußeres — Kleider, Putz, Gesellschaften —, und dafür ist Lotte nun gar nicht. Sie ist ernst und gediegen über ihre Jahre hinaus. Ihr Sinn ist weit mehr auf Inneres gerichtet. Was habe ich mit Lotten für ernste Gespräche geführt! Ein wahrhaft gediegenes Mädchen!«

»Ach?!« Der Geheimrat war ganz erstaunt, das hatte er noch gar nicht bemerkt.

»Und von einem tiefen religiösen Gefühl erfüllt. Ich weiß nicht, ob Sie es wissen, aber sie ist, durch die Haukes veran[122]laßt, zur protestantischen Kirche übergetreten, und ich kann ihr deswegen nicht einmal zürnen, denn sie ist ebenso gutgläubig und gottesfürchtig wie wir Katholiken.«

»Ich bin auch Protestant«, sagte der Geheimrat. »Das freut mich ja sehr, daß Fräulein Lotte gleichen Glaubens ist. Ich halte mich sehr an meine Religion. Wir brauchen Religiosität und einen festen Glauben an die Weisung Gottes im kleinsten, an den Fingerzeig einer geheimen Macht, die über uns steht und die wir unseren schwachen menschlichen Sinnen nicht zu erklären vermögen. Es ist dies vielleicht die natürliche Reaktion gegen den leider allzu freien Standpunkt, die sogenannte ›Aufklärung‹ unseres allergnädigsten großen Königs.«

›Von einer Macht, die über uns schwebt‹, hatte Lotte in ihrem Abschiedsbrief auch geschrieben — Christiane Witte spürte eine geheime Sympathie zwischen den beiden.

Als der Geheimrat und Regierungsdirektor Ursinus am Hause des Herrn von Weiß zu Stendal den lang herabhängenden Draht der Hausglocke, der vom Regen rostig geworden war, zog und ein schepperndes Geklingel ihm in die Ohren gellte, sah er plötzlich eine Katze vor sich stehen auf der oberen Hausschwelle. Sie war kohlschwarz, hatte kein weißes Härchen an sich, ihre grasgrünen gläsernen Augen mit den gegen das Licht zu einem länglichen Strich gewordenen, senkrecht stehenden Pupillen sahen ihn unheimlich starr an. Ein abergläubischer Schreck durchfuhr ihn: schwarze Katze über den Weg bedeutet Unheil. Wo kam diese ekelhafte Bestie auf einmal her? Er scheuchte sie, aber sie rührte sich nicht vom Fleck, machte nur einen hohen Buckel und sträubte das Fell. Was hieß das, sollte sie ihm den Eintritt verwehren? War sie ein Zeichen der Warnung, von höherer Macht gesandt? Unruhe überkam Ursinus. Sollte er lieber gehen, ein andermal wiederkommen oder besser [123] gar nicht? Aber schon hatte sich die Tür geöffnet und ein höchst harmlos aussehender junger Mensch, mehr einem Bauerntölpel als einem herrschaftlichen Diener gleichend, bat ihn, einzutreten. Er konnte nicht mehr zurück, denn schon rief eine Frauenstimme aus dem oberen Stockwerk: »Wer ist da?«

»Besuch!«

»Frage Er doch nach dem Namen!«

»Hier meine Karte!« Der Geheimrat schickte den Tölpel mit seiner Karte nach oben. Kaum, daß er oben sein konnte, so rauschte es auch schon die Treppe herab. Frau von Weiß, hochgeschnürt, das Haar gepudert, sorgfältig angezogen, kam, beide Hände ausgestreckt, auf ihn zu: »Wie freue ich mich, verehrter Herr Geheimrat! Gleich beim Aufstehen heute morgen sagte mir's eine innere Stimme: Heute kommt er! Ich bin ja so glücklich, endlich in der Lage zu sein, Ihnen danken zu können für die große Freundlichkeit, die Sie meiner Lotte erzeigt haben. Jahre ist's her, aber ich habe Ihre damalige Güte immer in dankbarer Erinnerung bewahrt. Darf ich bitten?« Und sie führte ihn an der

Hand wie im Triumph in ihren Salon zu ebener Erde.

Da saß Lotte und stickte.

»Sieh mal, Lotte, wen ich dir hier bringe! Deinen ehemaligen Reisegefährten und liebenswürdigen Beschützer!«

Langsam hob die junge Dame die gesenkten Augen; sie blickten ein wenig getrübt durch das angestrengte Sehen auf die unendlich mühsame, feine Perlenstickerei, aber jetzt, Ursinus erkennend, wurden sie groß und leuchtend: Gott sei Dank, endlich ein Mensch! Einer, der etwas zu erzählen wußte, das sie interessierte, er kam von Berlin, von Berlin! Und aufspringend und so achtlos die Arbeit zur Seite werfend, daß die Perlen niederrieselten, begrüßte sie ihn: stand Berlin noch, und hatte er noch Tante Christiane gesehen?

[124] Berlin ließ seine schöne Freundin grüßen, und die Tante die über alles geliebte Nichte auch. Ursinus erging sich in blumigen Redensarten. Die seine Laune zerstörende schwarze Katze war völlig vergessen. Was war aus seiner kleinen Schutzbefohlenen für eine herrliche Erscheinung geworden! Sie war jetzt noch schöner, als da er sie von Charlottenburg abgeholt und durch Berlin geführt hatte!

Charlotte befragte ihn mit großer Lebhaftigkeit nach vielem: brauste das großstädtische Leben noch in gleicher Weise durch die langen und breiten Straßen, zog das Militär noch mit klingendem Spiel auf, schrien die Schusterjungen noch so keck, und ritt der große König noch immer seinen Schimmel von der Parade und zeigte sich seinem ihn in Ehrfurcht grüßenden Volk? Sie war liebenswürdig und überaus angeregt.

Ursinus nicht minder. Es machte ihm Freude, von seinem lieben Berlin zu berichten; so war ihm das doch nicht ganz entschwunden. Er hörte sich zudem gern erzählen; mit einem kleinen Stich ins Lehrhafte sprach er geläufig und gut.

Frau von Weiß saß still dabei, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit führte sie heute nicht das große Wort. Das hatte sie ja gar nicht gewußt, daß der Geheimrat mit Lotten in Berlin zusammengewesen war, sie da herumgeführt hatte. Davon hatte ihr

die Tochter kein Wort gesagt — worauf ließ das schließen? Daß sie sich für ihn interessierte? Das gebe Gott! Und er für sie? Das gebe Gott erst recht! Er war ein reifer, ein etwas sehr reifer Mann, aber welches Mädchen, das er erwählte, könnte sich nicht glücklich schätzen?

Nach Herrn von Weiß wurde gar nicht gefragt. Erst als Ursinus schon im Begriff stand, sich zu verabschieden, fiel es ihm ein.

»Weiß wird sehr bedauern«, sagte seine Frau, »er ist leider etwas unpäßlich. Aber wir hoffen, sehr werter Herr Geheim[125]rat, Sie recht bald und für länger bei uns zu sehen. Würde Ihnen vielleicht der nächste Sonntag genehm sein? Um 1 Uhr zu Tisch — ganz ungezwungen, nur im Familienkreis.«

Der Geheimrat erinnerte sich plötzlich wieder der schwarzen Katze: war das nicht gleich zu intim? Er war von Natur schüchtern und durch Erziehung zurückhaltend, so zögerte er mit der Zusage.

»Ach ja, kommen Sie«, sagte da Charlotte und sah ihn so freundlich auffordernd an, daß seine Zurückhaltung Zusage wurde. Warum denn auch nicht, warum sollte er seinen langweilig einsamen Sonntag nicht lieber in der angenehmen Gesellschaft dieser liebenswürdigen jungen Dame verbringen? Er hatte ihr ja auch noch so vieles von der Tante auszurichten; Christiane Witte hatte ihn ganz zu ihrem Vertrauensmann und Berater gemacht. Es gelang ihm, das Briefchen, das sie ihm geheim mitgegeben hatte, nur von Lotte bemerkt unter deren zur Seite geworfene Handarbeit zu schieben. Lotte dankte ihm mit einem schnellen Zwinkern ihrer von seidigen Härchen langbewimperten Lider.

Ursinus kam sich kühn vor und auch wichtig.

Es machte sich ganz ungesucht, daß der Geheime Gerichtsrat und Regierungsdirektor bei den Weiß verkehrte. Man sah ihn fast jede Woche mindestens einmal den vom Regen rostig gewordenen, langhängenden Draht der Klingel am Weißschen Hause ziehen. Ursinus sah keine schwarze Katze mehr, er sah nur das weiße Miezekätzchen mit himmelblauen Augen, das Charlotte von Weiß

in ganz feinen Perlen auf ein Stuhlkissen stickte. Es war ihm recht behaglich, dabeizusitzen und zuzusehen, wie ihre schlanken Finger ein Perlchen nach dem andern auf die Nadel spießten. Saß sie auch nicht zu viel so übergebeugt, und strengte sie sich auch nicht die schönen Augen zu [126] sehr an? Es war nicht Mode, daß junge Mädchen draußen spazierengingen, Tanzen war eigentlich die einzige angemessene Leibesübung, aber Lotte mache sich ja viel Bewegung im Hause, versicherte ihm die Mutter. Ach, wenn sie die tatkräftige Unterstützung Lottens nicht hätte, wie sollte sie dann wohl auskommen mit so wenigem Personal? Der Diener war ein Tölpel, aber er war wenigstens ehrlich, darum behielt man ihn, und auch die Jungfer, die zwar so launisch war, daß keine Köchin neben ihr aushielt. Aber da sie perfekt im Schneidern war, mußte man ihr die Launen nachsehen und das Kochen selber besorgen.

»Das hat Lotte gekocht — das hat Lotte gebraten — diesen Kuchen hat Lotte gebacken«, das bekam Ursinus bei jedem Imbiß zu hören, den er im Weißschen Hause einnahm. Welch eine Geschicklichkeit in Handarbeiten, und welch eine Tüchtigkeit in Küche und Keller! »Nimm nie eine zur Frau, die nicht gut kochen kann«, hatte seine Mutter immer gesagt, »der Männer Liebe geht durch den Magen.« Und sein Magen war besonders aufmerksam zu behandeln. Ursinus litt nach des Arztes Meinung und besonders nach seiner eigenen an einem chronischen Magenübel. Welche Ursache dieses Übel eigentlich hatte, hatte noch nicht festgestellt werden können, soviel er auch dokterte, fleißig Pillen nahm, um den trägen Darm anzuregen, und alle Frühjahr und Herbst zur Ader ließ. Sowie er etwas schwer Verdauliches aß, bekam er Herzklopfen, saures Aufstoßen und Vapeurs, die ihm beängstigend zu Kopfe stiegen.

Die sorgfältige Kochkünstlerin hatte bald heraus, was ihm bekam und was ihm nicht bekam. Wenn sie ihm am Mittag ein junges Hühnchen vorsetzte, das sie selber gerupft, ausgenommen und weichgeschmort hatte, oder zum Abend ein Grießbreichen mit Milch, wie man es kleinen Kindern kocht und [127] Zucker

darüberstreut, so schmeckte ihm das nicht nur ausgezeichnet, sondern sein Magen dachte auch gar nicht daran, zu rebellieren. Am Ende war sein Magenleiden doch kein so unheilbares, wie er leider öfter schon hatte fürchten müssen. Nach solchen bekömmlichen Mahlzeiten schwanden Ursinus die hypochondrischen Gedanken, und er bemerkte auch nichts von den anderen Übeln, die ihn zuweilen beunruhigten. Das waren eben nur Zeichen, daß die Manneskraft mit den Jahren nachläßt, besonders bei einer von Jugend an so zarten Konstitution. Man sitzt auch nicht seit Jahren ungestraft über den Akten, betätigt nur den Geist und niemals den Körper.

Ursinus wurde zusehends frischer, vor allem vertrauender auf sich selber, die Nähe des jungen, schönen Mädchens, das töchterlich-vertraulich sich ihm gegenüber gab, wirkte auf ihn wie ein Jungbrunnen. Er setzte sogar ein wenig Fett an, wenn man bei seiner Magerkeit auch noch nicht viel davon sah.

»Er macht eigentlich sehr gute Figur«, sagte Frau von Weiß, als Ursinus sich verabschiedet hatte und sie ihm vom Fenster aus nachsah. Kerzengerade sich haltend und vorsichtig über hochstehende Pflastersteine balancierend, um nicht in die Pfützen der aufgeweichten Straße zu treten, wirkte die lange hagere Erscheinung recht vornehm.

»Er sieht jetzt besser aus als damals, als ich mit ihm nach Spandau fuhr, und auch besser als in Berlin.« Charlotte dachte daran, wie alt er ihr damals vorgekommen war.

»Du bist eben jetzt auch älter geworden, liebe Lotte, und infolgedessen nicht mehr so kindisch, einen gesetzten Mann gleich einen alten zu nennen. Er ist in den besten Jahren. Du bist schon achtzehn, gehst auf die neunzehn zu, und das ist für ein Mädchen auch nicht mehr jung.« Ob er sich wohl bald erklären würde? Das war für Frau von Weiß der erste Gedanke am Morgen und der letzte am Abend. [128] Wenn sie in dem großen Gardinenbett des Alkovens neben ihrem Gatten lag, setzte sie ihm ebenso zu mit ihren Hoffnungen wie mit ihren Zweifeln. »Ach, das wäre herrlich,

wenn es nun bald so weit wäre! Ich möchte wirklich auch mal etwas Besseres essen als nur mageres Gemüse und dünne Suppen. Für dich ist fleischlose Kost das Bekömmlichste, ich und Lotte, wir müßten uns aber etwas zusetzen. Doch wie kann ich das? Stets sonntags zu Mittag und dann in der Woche auch öfter noch abends, das kostet viel. O Gott, wenn das alles umsonst wäre!«

Herr von Weiß schwieg: was sollte er auch sagen? Er war ja nicht gefragt worden, als seine Frau diesen durch und durch trockenen Beamten, diesen ledernen Aktenmenschen mit Gewalt ins Haus zog. Wenn sie nun einen Fehlschlag erleben würde, so könnte er ihr den gönnen. Aber er durfte das ja nicht wünschen, Lottens wegen. Lotte mußte sich bald verheiraten, versorgt sein, denn, was seine Frau noch nicht wußte, aber er bereits, das war seine Pensionierung, die demnächst erfolgen würde. Eine magere Pension und kein Vermögen! Aber, wenn er auch nicht pensioniert würde, er hätte selber darum bitten müssen. Ach, er konnte ja nicht mehr! Die Schmerzen, die ihn jetzt fast täglich überfielen, an seinem Schreibpult, bei den Sitzungen, verzerrten sein Gesicht zu einer schrecklichen Grimasse, weil er lächeln mußte, um die Kollegen seine Pein nicht merken zu lassen.

»Du sagst ja gar nichts, Weiß! Es ist wirklich traurig, wie wenig du dich interessierst!«

»Ich interessiere mich schon.« »Lottens Wohl liegt dir viel zu wenig am Herzen.«

Lottens Wohl —?! Es war gut, daß es dunkel war und die Frau den seltsamen Ausdruck nicht sehen konnte, den das Gesicht des Vaters bekam. War das denn Lottens Wohl, wenn sie [129] diesen schon ältlichen und dazu noch kränklichen Mann heiratete? Herr von Weiß seufzte tief.

»Hast du wieder Schmerzen?«

»Nein, danke, es geht.«

»Du mußt zusehen, Weiß, daß die Sache endlich in Fluß kommt. Er hat viel übrig für sie, sie auch etwas für ihn — also warum nicht? Keine Frau kann einen Ehegemahl gerade so haben,

wie sie ihn vielleicht haben möchte. Es ist jetzt das erste, deine ganz verdammte Pflicht und Schuldigkeit, daß du ihm den nötigen Schubs gibst: voran!«

»Wie soll ich das?« Es klang sehr kläglich.

»Du mußt!« Das klang sehr streng.

Nun war die Pensionierung des Kammerrates von Weiß doch statt eines Unglücks zu einem Glück geworden. Sie gab den Anlaß, daß Ursinus sich erklärte. Er kam und fand das schöne Mädchen in Tränen.

Ganz gegen ihren Willen mußte Charlotte weinen, denn was änderte diese Pensionierung eigentlich für sie? Das Trugbild eines vornehm geführten, herrschaftlichen Hauses war das der Weiß immer gewesen, es würde nach außen dasselbe bleiben. Vielleicht daß der Diener entlassen wurde, man scheuerte dann bei Nacht selber die Stiegen; man machte, elegant angezogen, weiter Gesellschaften mit, schnitt sich die Scheibe Brot nur dünner und kochte die Suppen noch magerer. Also für sie blieb es ziemlich dasselbe, und doch weinte sie. Nicht Mitleid mit der Mutter, die ganz außer sich war und von ihrer sonstigen Haltung ganz verlassen, war es, was ihr Tränen kostete; auch nicht Mitgefühl für den Vater war es. Nur Empörung, Empörung gegen ein Schicksal, das gerade sie dazu verdammte, hier in diesem Hause, in dieser Misere, in diesem Stendal zu leben. Es verlangte sie glühend heraus. Sie war im Kerker, war hinter [130] vergitterten Luken, Eisenhörner an der Stirn gleich jenen Unglückseligen, die schwere Karren schieben, die klirrende Kette mit der Kugel am Bein nachschleppen.

Sie hatte Ursinus heute nicht eintreten hören. Wie ein Bild versteinerten Jammers saß sie da, nur lebendige Tränen rannen.

Der Geheimrat ging auf Zehen: das war ja rührend, wie diese gute Tochter sich für den Vater grämte! Und doch war es Zeit gewesen, höchste Zeit, daß der gar nicht mehr zu brauchende Beamte den Abschied bekam — er fühlte sich selber nicht ganz

unschuldig an dieser Verabschiedung. »Fräulein Charlotte! Fräulein Lotte!«

Sie rührte sich nicht.

»Fräulein Lottchen!«

»Oh, mein armer, armer Vater!«

Ihr schluchzender Ton war so rührend, die Gebärde, mit der sie die Hände rang und dann vor das beträntе Gesicht schlug, so ergreifend, daß Ursinus sich tief bewegt fühlte. Er vergaß, daß er eigentlich gerade gestern endgültig beschlossen hatte, lieber fest zu bleiben und nicht zu heiraten — die schwarze Katze war ihm wieder einmal zu Gesicht gekommen. Aber eine so gute Tochter wird auch eine gute Gattin sein. So legte er zart den Arm um die Weinende: »Meine geliebte Lotte!«

Da seufzte Charlotte von Weiß tief auf, und ihre Rechte entschlossen in seine Hand legend, sagte sie fest: »Ich bin die Ihre!«

11

Es machte in Stendal einiges Aufsehen, daß der Geheime Gerichtsrat und Regierungsdirektor Ursinus sich mit dem Fräulein von Weiß verlobt hatte. Wenn es nun auch kein Prinz war, auf den die Hochmütige so lange gewartet zu haben schien, so war es doch ein hoher Beamter, dem noch eine weitere Karriere bevorstand. Und dasselbe sagten die Eltern der Tochter: Ursinus kam in nicht allzu ferner Zeit sicherlich wieder nach Berlin zurück, schon war am Oberappellationsgericht eine leitende Stellung für ihn in Aussicht genommen. Und er besaß zudem ein großes Haus am Gendarmenmarkt und ein kleineres in der Französischen Straße, in der feinsten Gegend, dessen erste Etage er dann mit ihr beziehen würde. Frau von Weiß malte Charlotte das Glück, das ihrer wartete, in den strahlendsten Farben aus. Und welch ein rücksichtsvoller, feiner Gatte, der nie zuviel von seiner Frau verlangen würde! Wie rührend besorgt war der gute Ursinus, daß seine Lotte sich nicht mit Arbeit übernahm! Er würde ihr Dienstboten genug halten, sie sollte ihre schönen Hände schonen.

»Wenn er nur nicht so alt wäre«, sagte Charlotte finster.

»Alt, alt?« Die Mutter tippte ihr auf die Stirn: »Du bist wohl nicht ganz bei Verstand. Ich sagte dir schon einmal: in den besten Jahren. Was bedeuten Jahre bei einem so wohlgepflegten und wohlkonservierten Mann, der sich zudem niemals Debauchen zugestanden hat, selbst in seiner Jugend nicht! Du ahnst gar nicht, mein Kind, was das heißt, einen Gatten zu bekom[132]men, dessen moralischer Wandel so makellos wie ein reines weißes Tuch vor aller Augen daliegt!« Und sie fuhr noch fort, in gleicher Tonart die

Solidität und vorbildliche Lebensführung des Bräutigams zu preisen.

Ach, das war ihr ja so gleichgültig; eine vorbildliche Lebensführung am allergleichgültigsten. Charlotte gähnte. Es spannte sie gräßlich ab. Sie hatte genug davon; auch der Vater pries ihn ja aus Leibeskräften, doch war der wenigstens so vernünftig, ihr Ursinus nur in seiner Karriere vor Augen zu führen. Berlin, Berlin, sie kam nach Berlin! Sie machte ein Haus auf, sie kam als hohe Beamtenfrau in die Hofkreise, sie verkehrte mit Prinzen und Diplomaten, mit den Gesandten fremder Mächte. Berlin war noch nicht so überreich an Schönheit und Geist, dass man an ihr achtlos vorübergehen würde. Der kranke apathische Mann war ganz lebhaft bei der Ausmalung solcher Aussichten geworden. Auch er hatte in Wien einst in Hofkreisen verkehrt — es war doch eine ganz andere, eine besondere Lust, die einen da umwehte.

Ja, wenn die Aussicht auf Berlin und ihr Aufstieg dort nicht gewesen wäre! Charlotte war sich klar bewußt, daß sie sich dann niemals an der Jagd auf Ursinus beteiligt haben würde. Nicht, daß sie ihn nicht hätte leiden mögen, er war ja auch wirklich sehr nett zu ihr, aber das, dessen sie bedurfte, das sie verlangen konnte, verlangen mußte, das hatte er nicht. Er langweilte sie. Jeden Abend kam er, und jeden Abend saß er bei ihr, sah entzückt zu, wie sie fleißig an der Aussteuer nähte, und haschte, wenn es ihn überkam, nach einer ihrer Hände und spielte verliebt mit ihren Fingern. Mehr getraute er sich nicht. Ganz kindisch war der alte Narr, er hatte jedem ihrer Finger einen besonderen Namen gegeben: nun ließ er den dicken Däumling den schlanken Goldfinger besuchen und Kleinnaseweis guckte zu. Widerlich! Charlotte hätte auffahren mögen, [133] schreien: »Lassen Sie meine Hand los«, aber dann schrie sie doch nicht.

Sie konnte alles von ihm haben, was sie wollte. Die Möbel wurden in Berlin bestellt. Ein großer Trumeau, ein Toilettetisch, ein Lüster mit lauter Glasgehängen, die im Licht der Kerzen wie

tausend Diamanten funkelten, waren schon eingetroffen. Auch bereits das große Ehebett, weil die Kissen nach seiner Breite angefertigt werden mußten.

Mit einem mütterlich-verschmitzten Lächeln sah Frau von Weiß das Bett an: ah, ihre Lotte war ja so schön und trotz aller Schlankheit breit genug gebaut, so daß sie Kinder haben würde ohne besondere Beschwerde, schöne, kräftige Kinder.

Auch Charlotte sah das Bett an, ihre Miene war starr dabei, kein Zug in ihrem Gesicht verriet, daß ihr graute. Und je näher der Tag der Hochzeit kam, desto mehr graute ihr. Mußte es denn sein, mußte sie diesem Alten angehören? Hatte sie denn keinen freien Willen mehr? Und gab es denn keinen Weg, auf dem sie allem, vor dem ihr graute, entrinnen konnte?

Auch Ursinus, der glückliche Bräutigam, war nicht ganz so glücklich, wie er sich vorredete zu sein. Das schöne Mädchen, auf dessen Locken er abends beim Fortgehen einen zarten Kuß hauchte, wobei er flüsterte: »Schlaf wohl, geliebte Lotte, bald die Meine«, hatte sein Blut zu rascherem Lauf gebracht, aber doch nicht zu so raschem, daß er sich nicht sagte: es wird dir nicht leicht fallen, all deine Junggesellengewohnheiten aufzugeben. Er war gewöhnt, morgens im Bett in aller Gemütsruhe sein Frühstück zu sich zu nehmen, er las dabei und putzte an seinen Fingernägeln. Das würde er nun wohl nicht mehr können, sie war fürs pünktliche Aufstehen; in einem reizenden Negligé, das frauliche Schlafhäubchen noch auf den Locken, würde sie schon seiner harren am Frühstückstisch. Und [134] abends? Er war gewöhnt, zeitig schlafen zu gehen — sie würde in Gesellschaften wollen. Es war ihm auch ein dringendes Bedürfnis, vor der Nacht ein Purgativ zu nehmen, das den Darm erleichterte —, was für eine Figur würde er dann machen in dem warmen Unterhabit, das er für alle Fälle immer anbehielt, und in der gestrickten Mütze mit dem Zipfel? Die junge Frau würde manches zu übersehen haben. Wenn sie nur sonst nichts vermißte?! Er hatte Angst.

Auch Frau von Weiß hatte Angst: Lotte würde doch zu guter Letzt nicht noch Sperenzien machen? Die Tochter war stumm und kalt, nur wenn Ursinus da war, zwang sie sich zu einiger Freundlichkeit. Sie hätte am liebsten die Tochter keine Minute aus den Augen gelassen, es dämmerte ihr, daß Charlotte anders sei als andere Mädchen. Prächtige Möbel, schöne Stoffe, die der Bräutigam freigebig für ihre Kleider schenkte, konnten Charlotte nicht zu dem machen, was jede andere dadurch gewesen wäre: eine glückliche Braut. Aber die Ehen, die nicht aus Liebe, sondern aus Achtung geschlossen werden, die werden nach alter Erfahrung stets die besten und glücklichsten, das beruhigte die Mutter.

Auch Herr von Weiß war nicht sorgenlos. Er lag sehr viel zu Bett, war gelb und eingetrocknet und hatte nichts zu sagen, aber er bereute jedes Wort, durch das er vielleicht die Verlobung Lottens mitgefördert hatte. Das war doch auch noch gar nicht so sicher, daß Ursinus wieder nach Berlin zurückversetzt wurde, eben erst war er hierhergekommen. Der Senatspräsident am Oberappellationshof, als dessen Nachfolger er sich bereits sah, saß auch noch fest, war übrigens kaum ein paar Jahre älter als Ursinus. Es würde für Lotte furchtbar sein, wenn sie sich hätte bestimmen lassen, Ursinus zu heiraten einzig dieser Aussicht wegen! Ach, er selber würde die Enttäuschung ja nicht mehr erleben, in seinem Innern fraß ein Wurm, der ihn [135] aufzehrte, zwei Monate, drei Monate, ein halbes Jahr höchstens gab er sich noch. Er würde ja gern sterben, wenn er nur wüßte, daß es mit Lotten gut ging. Der Vater suchte vergebens in den Augen seiner Tochter zu lesen, aber diese Augen waren unergründlich.

Es waren qualvolle Nächte, die Charlotte schlaflos verbrachte oder in wirren Träumen, die noch qualvoller waren. Ein Gratulationsbrief aus Spandau hatte vieles in ihr aufgerührt. Jettchen schrieb überschwenglich: Frau und Mutter zu werden, das größte Glück des Weibes auf Erden, sie danke der himmlischen Vorsehung, die die geliebte Schwester solchem Glück entgegenführe. Hauke schrieb weniger überschwenglich, aber er

gratulierte auch herzlich, verfehlte jedoch nicht, ihr noch einige Spandauer Neuigkeiten mitzuteilen: der Doktor Heim war zum Leibarzt des Prinzen Ferdinand und zum Hofrat ernannt worden, Spandau würde ihn wohl am längsten gehabt haben, schon jetzt würde er häufig zu Konsultationen nach Berlin gerufen. Mit Bange war es ebenso; alles, was gut war, schluckte eben Berlin. Und Spandau hatte noch eine Sensation: der Leutnant von Revell seligen Angedenkens — ›seligen Angedenkens‹ schrieb er, oh, der Boshafte! — war wegen skandalöser Beziehungen zu einer Wachtmeisterstochter strafversetzt worden in eine ganz elende Garnison in einer der neuen schlesischen Provinzen. Und der König, um ein Exempel zu statuieren, hatte ihm befohlen, diese Person zu heiraten.

Es hatte Charlotte doch getroffen, wenn sie auch selber nichts mehr von Revell wissen wollte; ihr Stolz war tief gekränkt: also so bald bin ich ersetzt worden? Und von einer Wachtmeisterstochter?!

Diese Kränkung hatte noch gefehlt, um ihr Grauen vor dem jetzt fertig bereiteten Ehebett und vor dem, der darin neben ihr liegen sollte, noch furchtbarer zu machen. Manche Nacht hatte [136] sie schon vor ihrem Bett auf den Knien gelegen und Gott angerufen; Banges Zeiten waren wiedergekehrt. In ihrer Höllenqual, aus der sie keine Erlösung sah, flüchtete sie in die einstigen Vorbereitungsstunden der Konfirmation, in der Himmlisches mit Irdischem sie, wie in Liebesgeflüster sich vermischend, an Banges Hand der Wirklichkeit entrissen hatte. In der nächtlichen Stille durch Gebetsanrufungen sich steigernd, hatte die Erregte Halluzinationen. Sie sah Blut fließen — Christi Blut, heiliges Märtyrerblut, hingegeben zur Entsühnung aller Sünden. Sie hörte Banges wunderbares Organ, er kniete wieder neben ihr, er hob, mit seinen Händen vereint, ihre Hände empor: »Gott, wo bist du? Gott, sieh uns an, wir rufen dich! Gott, höre uns —« ah, da war Gott! Jetzt neigte er sich zu ihr, sie fühlte wieder seine Hand, sie legte sich auf ihre Stirn, auf ihre Brust. Gott hatte Banges Züge.

Und sie sah auch das Blut jenes Weibes fließen, jener

Fischerfrau, die hingerichtet worden war auf dem Spandauer Markt. Oh, wie kurz ist doch der Schritt vom Leben zum Tode, eben noch ein Schrei: »Arm!«, und schon war jene weit weg, wußte nichts mehr von Qual und Grauen. Warum hatte die eigentlich gerufen: »Arm«? Das Weib war sehr arm gewesen, das war die einzige Erklärung für sein Verbrechen, und die führte es auch an in letzter Stunde als eine Entschuldigung vor Gott, vor den Menschen, vor sich selber. Arm-Sein, Zu-arm-Sein! War sie, Charlotte von Weiß, denn nicht auch arm?!

Heute weinte Charlotte. Dieses »Arm-Sein, Zu-arm-Sein« war Entschuldigung genug, wenn auch sie ein Ende machte. Nicht einem andern Leben, wie jene es getan hatte, nein, dem eigenen Leben. Sie beschloß zu sterben. Eine wahre Gier zu sterben hatte sie plötzlich überkommen. Aber wodurch sollte sie sterben? Wild sah sie sich um: nichts dafür zur Hand. Doch, da war ja noch der Krug aus Glas, der ihr heute morgen [137] zerbrochen war, er hatte scharfe spitze Scherben. Mit der spitzesten derselben hinein in die dünne Haut über der Handwurzel, da, wo die blaue Ader deutlich sichtbar ist und der Puls klopft! Es tut gar nicht weh — nein, nein, man fühlt es kaum. Mit der Schärfe des Glases immer weiter hinein gestochen, geschnitten, gesäbelt — das Blut, das erst nur gesickert, springt jetzt auf einmal wie ein Quell.

Sie hielt die Hand von sich ab: nicht beschmutzen. Es rinnt auf die Erde, es läuft wie ein dünnes Bächlein über die Diele. Ah, ihr Blut, ihr rotes Blut! Tastend faßt sie mit ihrer anderen Hand um sich, sie taumelt — ein Schwindel. Gesichter tauchen auf, drehen sich um sie im Wirbel: Revell, Ursinus — da, wieder Ursinus, Bange, Revell, und da — Gott, der Bange so ähnlich sieht!

Charlotte ist schwach, sehr matt, aber schlecht ist ihr nicht, in einer seltsamen Gleichgültigkeit sieht sie ihr Leben dahinfließen — oh, welch ein kurzer Schritt nur vom Leben zum Tode, nicht der Rede wert!

Und doch, etwas ist plötzlich dabei, das sie auf einmal beängstigt, sie hört noch die Turmuhr schlagen: zum letztenmal?!

Das preßt ihr einen Schrei aus, einen halblauten, schon mehr röchelnden Schrei. Dann fällt sie um und reißt im Stürzen einen Schemel mit sich.

Was war das?! Der kranke Mann, der immer schlecht schlief, oft stundenlang wach lag, richtete sich halb auf: »Hörst du nicht?«

Aber Frau von Weiß hatte nichts gehört, sie war etwas ungnädig, gestört zu werden. Was sollte denn auch sein, wahrscheinlich jagte die Katze Mäuse.

»Dabei poltert es doch nicht so. Ein Stuhl fiel um, es klang wie ein Schrei von drüben. Aus der Schulstube!«

[138] Frau von Weiß fuhr auf: ein Schrei? Aus der Schulstube? Es wird doch Lotten nichts sein? Instinktmäßig dachte die Mutter sofort an das, worüber sie sich in letzter Zeit oft heimlich beunruhigt hatte. Schon war sie aus dem Bett und über den Flur in der Schulstube.

Unheimliche Stille. Herr von Weiß saß zitternd im Bett: sollte er auch gehen und nachsehen? Aber er war plötzlich so schwach, daß er nicht aufstehen konnte, seine Beine waren gelähmt, seine Hände, mit denen er sich auf dem Bettrand stützen wollte, versagten, sie waren hilflos vor eisiger Angst. Oh, man hätte Lotte nicht überreden dürfen, ihr nicht den Ursinus aufdrängen! Vor Schwäche und Reue fing der kranke Mann an zu weinen. Da saß er nun machtlos, ganz hilflos, und seine Frau kam nicht wieder und sagte ihm nicht, was es mit Lotten war. Er fing an zu rufen, aber seine Stimme war schwach, man hörte ihn nicht. Jetzt endlich Tritte! Seine Frau lief mit nackten Sohlen eilig, wie gejagt über den Flur. Gott sei Dank, Gott sei Dank, jetzt kam sie endlich!

»Was ist mit Lotten?« Seine Augen, groß und vor Entsetzen geweitet, starrten aus geisterbleichem Gesicht.

»Der Krug — der Krug«, stieß Frau von Weiß mit fliegendem Atem heraus. »Der Glaskrug ist zerbrochen, sie hat sich an einem Scherben die Hand verletzt — nur ruhig, es ist weiter nicht schlimm! Willst du wohl ruhig sein!« Er hatte aufschreien wollen,

sie fuhr ihn an: »Häng es nur gleich an die große Glocke! Es ist ja weiter gar nichts, ein Ritz. Es blutet nur stark. Habe ihr es schon umwickelt, das Bluten hört auf. Ich schicke aber doch zum Medizinalrat. So sei doch nur ruhig!« Man hörte jetzt den Burschen trappeln und gleich darauf die Haustür zuschlagen. —

Frau von Weiß hatte die Fassung nicht verloren und auch die Haltung nicht. Als Ursinus am andern Morgen Veilchen [139] schickte und sich erkundigen ließ, wie sein Fräulein Braut geschlafen habe und wann sein Besuch ihr angenehm sei, bedankte sich die Mutter freundlichst im Namen der Tochter und bat ihn zu kommen: jederzeit sei sein Besuch lieb und angenehm.

Ursinus durfte nichts, gar nichts erfahren — niemals — kein Mensch durfte etwas erfahren! Der Medizinalrat hatte ohne weiteres an den Unfall mit dem Glaskrug geglaubt — warum auch nicht, Charlotte war ja eine so glückliche Braut. Durstig war sie gewesen, schlaftrunken aufgetaumelt, war gestolpert, den Krug in der Hand, und in das zerbrechende Glas gefallen. Und so unglücklich! Um ein Haar hätte sie sich verblutet. Welch ein Glück, daß sie noch geistesgegenwärtig um Hilfe rief! Diese selbe Erzählung bekam auch Ursinus zu hören, und noch viel ausführlicher, mit verschiedenen Einzelheiten ausgeschmückt.

Der Geheimrat war außer sich: welch ein schrecklicher Unfall! Seine Lotte, seine arme geliebte Lotte! Konnte er sie denn nicht sehen?

Frau von Weiß war sich nicht klar, was am besten zu tun sei; jedenfalls durfte man es Ursinus nicht verweigern, Lotten zu sehen, alles mußte vermieden werden, was irgendeinen Argwohn erwecken könnte. So führte sie ihn denn in die Schulstube, ihr Herz klopfte dabei.

Aber Lotte schlief. Die verbundene Hand lag vor ihr auf der Bettdecke, die andere Hand hatte sie an ihre Wange gelegt, leicht geneigt ruhte so ihr Haupt. Sie war sehr blaß, so marmorweiß das schöne Gesicht, daß man wähnen konnte, es fließe kein Tropfen Blut darin.

»Es war ein unfreiwilliger Aderlaß«, wisperte lächelnd die Mutter.

Ursinus war tief gerührt: wie lieblich sie dalag, ein Engels[140]bild! Er trat näher zum Bett, beugte ein wenig die Knie und küßte behutsam die verbundene Hand auf der Decke. Er hoffte, das Engelsbild würde die Augen aufschlagen, ihn ansehen.

Aber Charlotte schlief fest. Ihre langbewimperten Lider blieben geschlossen, es regte sich nichts in ihrem Gesicht, nur die Brust hob und senkte sich sanft in ruhigen Atemzügen.

»Wir wollen gehen«, flüsterte die Mutter, »der Blutverlust hat sie doch recht erschöpft. Jetzt schläft sie so süß.«

Ursinus zögerte, er hätte gern ein Wort von ihr gehört oder sie wenigstens noch länger betrachtet, aber energisch nahm ihn Frau von Weiß an die Hand: Kommen Sie, kommen Sie, lieber Schwiegersohn!«

Er mußte folgen. Hand in Hand, auf Zehenspitzen balancierend, verließen beide das Zimmer.

Kaum waren sie draußen, so schlug Charlotte die Augen auf, sie hatte gar nicht geschlafen. Der Hauch eines Lächelns huschte über ihr Gesicht: der gute Ursinus, der hätte sie nun bald nicht mehr wiedergesehen. Aber es war doch besser, dass es noch nicht zu Ende gegangen war mit ihr. Sie war ja noch jung, was konnte sie noch alles Schöne erleben — trotz Ursinus. Durchs Fenster, das ein wenig offenstand, kam linde Luft herein, Schwalben schossen mit hohem schrillem Ruf draußen vorbei; die waren schon wiedergekehrt, es war Frühlingsluft, Frühlingslust, und sie würde den Frühling auch wieder lieben. Einen Frühling, der jung und schön war, wie sie es auch war.

Wie sie wohl heute aussehen mochte? Eine Neugier plagte sie: wie sieht jemand aus, der schon beinah gestorben ist? Sie stieg aus dem Bett, noch etwas torkelig auf den Füßen, aber sie gelangte doch bis zum Spiegelchen über dem winzigen Waschständer. Bald würde sie einen Toilettentisch haben mit Büchsen und Büchschen, groß und schön und mit so viel Glas, daß sie sich bespiegeln

konnte von oben bis unten und von allen [141] Seiten. Der gute Ursinus! Es war am Ende doch gar nicht so schlimm, dass er alt war; er hatte sich ja auch nicht an sie gedrängt, die Weiß hatten sich jedenfalls mehr an ihn gedrängt. Und es war doch wahrhaftig nicht zu verachten, in solch eine Stellung zu kommen. Was war sie denn, ein Fräulein von Weiß, ja, und schön, aber würde ihr das denn den Eintritt in die Berliner Zirkel vermitteln? Nur durch Ursinus wurde es ihr ermöglicht, »Jemand« zu sein und eine Rolle zu spielen.

Charlotte nahm es sich vor in einer gewissen Zerknirschung, in die sie ihre heutige Schwäche und noch immer anhaltende Mattigkeit versetzten, liebenswürdig und rücksichtsvoll gegen Ursinus zu sein und sich immer mehr seine Vorzüge vor Augen zu stellen als seine Schwächen. Aber lächerlich war manches an ihm nun einmal doch.

Charlotte von Weiß trug noch immer ein schmales Streifchen Verband um ihr zartes Handgelenk, als sie dem Geheimen Gerichtsrat und Regierungsdirektor Theodor Ursinus zum Traualtar folgte. Heute war der Tag. Ein Maitag, der 19. Geburtstag der Braut, ein Maitag so licht und schön, daß es der Braut wohl nicht in den Kranz regnen würde, so sehr die Brautmutter das auch wünschte. Regentropfen im Kranz ersparen der Braut später die Tränen.

Diese Hochzeit war für Stendal ein Ereignis. Sie ging ja auch mit allem nötigen Pomp vor sich, dafür sorgte Frau von Weiß schon. Ursinus selber war nicht so für das Äußere, er hätte die Sache lieber in aller Stille abgemacht, er war aufgeregt und ängstlich. Aber die Schwiegermutter, die ihrer Sache nun endlich sicher sein konnte, sagte gekränkt: »Sie tun ja beinah so, werter Schwiegersohn, als sei die Hochzeit mit meiner Lotte Ihnen eine Blamage, die nicht unauffällig genug abzutun wäre!« Und da auch Lotte für eine größere Feier war, so [142] schickte er sich drein. Er bat nur die weise Vorsehung, die er deutlich über seinem Leben

walten fühlte, im stillen Kämmerlein, daß sie ihm beistehen und ihm Kraft verleihen möge.

Frau von Weiß war überall herumgelaufen in der Stadt, bei Bekannten und Unbekannten, und hatte Kinder aufgeboten, eine ganze Schar. In weißen Kittelchen mit angehefteten Florflügeln, Rosenkränze im Haar, sollten sie als Genien des Glücks, blumenstreuend das junge Paar hin zur Kirche und zurück von der Kirche umgeben. Lotte war anfänglich gegen solch Kinderaufgebot: Kinder stellen sich immer so dumm an und sind meistens ungezogen, aber die Idee war doch hübsch, und warum sollte man den Stendalern nicht etwas zu bestaunen geben? Ein bißchen Glanz und ein paar Blumen würden den reizlosen Stendaler Straßen gut tun. Sie half der Jungfer, die über die Genien, die sie einkleiden sollte, stöhnte, die Kittelchen nähen und besänftigte ihren Unwillen, indem sie ihr versprach, sie demnächst als Jungfer mit sich nach Berlin zu nehmen.

Es gab unter den Zuschauern, die vorm Hochzeitshaus warteten, bis sich der Zug der Gäste anschickte, in die Kirche zu gehen, genug, die dann auf beiden Seiten mitliefen und vor lauter Rührung über die reizenden Genien fast zerflossen. Auch Ursinus war gerührt: ein schöner Gedanke von seiner Schwiegermutter — Genien des Glücks auf seinem Weg! So viel zartes Empfinden hätte er dieser sehr energischen Dame gar nicht zugetraut, aber man mußte sie doch schätzen. Wenn diese ganze Geschichte nur erst vorüber wäre! Er fühlte sich unbehaglich. Und doch hatte Lotte, als er kam, um sie feierlich abzuholen, in den Eskarpins und dem bestickten Frack, den er nur anzog, wenn er zu Hofe befohlen war, ihm das Jabot, das vorn aus der seidenen Weste fiel, sorglich zurechtgezupft und ihm die Brillantnadel mit einem so süßen Lächeln fester gesteckt, dass [143] sein Herz hätte freudig klopfen müssen in der Gewißheit, dieses liebe Wesen bald sein Weibchen nennen zu dürfen. Er hatte ohne ein Wort auf ihre an ihm zupfenden Finger niedergesehen. Dann hatte er seiner Schwiegermutter den Arm geboten, und sie waren gegangen.

Er ging wie im Traum: war er das wirklich, er, Theodor Ursinus, der so lange Junggeselle gewesen war und immer hatte bleiben wollen, der hier nun in seinem eigenen Hochzeitszug schritt? Er fühlte sich schwach und müde, nahezu unpäßlich; die ganze Nacht hatte er vor Aufregung nicht schlafen können, sich mit Selbstvorwürfen gepeinigt: wie hatte er nur so leichtsinnig sein und sich auf so etwas einlassen können, auf solches Abenteuer?! Ein allzu keckes Abenteuer dünkte es ihn. Im Augenblick dachte er nicht an Lotte, fühlte nichts von der Verzauberung, in die sie ihn verstrickt hatte. Oh, wäre er doch meilenweit fort! Ein Druck auf seinen Arm, an dem ihm die Schwiegermutter hing, erinnerte ihn daran, daß er hierzubleiben hatte.

»Sieht sie nicht himmlisch aus?« flüsterte Frau von Weiß und deutete mit den Augen auf die vor ihnen schreitende Braut.

Herr von Weiß hatte sich aufgerafft, wohl zum letztenmal in seinem Leben, er führte die Tochter zur Kirche, das heißt, sie führte mehr ihn als er sie. Neben seiner klein gewordenen, zusammengeschrumpften Gestalt wirkte die ihre doppelt groß. Hoch aufgerichtet ging sie; niemand, sie selbst nicht mehr, wußte davon, was erst vor kurzem in ihr an Qual gewesen, ruhig war ihr Gesicht, ihre Augen klar, ihr Mund blühend. Es mochte lieblichere Bräute geben, solche, die in sittiger Scham und geheimer Erwartung selig erglühten, aber sie war schön, königlich schön.

Die Haukes aus Spandau hatten zur Hochzeit nicht kommen können; Jettchen war zu sehr durch ihre Kinder behindert, und [144] daß der Schwager nicht Lust haben würde, hier zu erscheinen, das hatte Charlotte vorher gewußt. Frau von Weiß bedauerte es sehr, doch würde Charlotte Schwester und Schwager ja bald wiedersehen, wenn sie erst in Berlin wohnte. Charlotte aber hatte, als sie den Absagebrief der Haukes las, mit der Hand eine Bewegung durch die Luft gemacht, als schnitte sie etwas durch: zwischen denen und ihr war es aus und vorbei. Sie brauchte die jetzt nicht mehr.

Aber Tante Christiane, die war gekommen. Um ihre geliebte

Lotte in Kranz und Schleier zu sehen, noch dazu als Braut des teuren Ursinus, hatte sie die ihr früher so unmöglich erscheinende Reise nicht gescheut. Sie kämpfte mit Tränen wehmütigen Glückes während der ganzen Zeit an der Hochzeitstafel: daß sie das noch erlebte an ihrer Lotte, was sie selber nicht hatte erleben dürfen! Und heute doch fast selber erlebte, denn an der Hand der jungen Frau glänzte außer dem neuen Trauring ihr alter geliebter Ring mit der Perle. Lotte warf ihr mehrmals einen langen Blick zu und führte dabei den Perlenring an die Lippen.

Die Braut hatte Mußе genug, mit der Tante Blicke zu wechseln, denn der Bräutigam saß sehr versonnen und still da. Er schien das Geschwatz und Geklapper der dreißig Geladenen gar nicht zu hören; auch die spaßhafte Tischrede des Herrn Oberforstrats, die reich an den Anspielungen war, die die Damen wie gewöhnlich erröten machten und die Herren schmunzeln, nötigte ihm kein Lächeln ab.

»Machen Sie Lotten glücklich, teurer Ursinus«, schluchzte Christiane Witte, als das Paar sich verabschiedete, um sich zurückzuziehen.

[145]

12

Die Geheimrätin Ursinus, geborene von Weiß, saß in ihrem für ihren persönlichen Gebrauch besonders schön eingerichteten Zimmer. Es war so ganz anders als die armselige Schulstube im Elternhause. Da hatte ihr schmales Bettchen an der kahlen Wand gestanden und ihm gegenüber der kleine Dreifuß mit dem Waschgeschirr, nicht größer als ein Spucknapf. Hier war das Waschbecken zwar auch noch nicht sehr viel größer, aber es bestand aus feinem Porzellan auf einem richtigen Waschtisch. Und ein Toilettentisch war da mit Büchsen und Büchschen, mit Puderquasten, eine für weiß, eine für rot, und gleich daneben die »Psyche«, der wunderbare neumodische Spiegel, der sich in seinem Holzgestell drehen ließ je nach Bedarf. Und vor allem das Bett, an dessen Fußende noch ein bequemes Ruhebett stand, lud zu angenehmer Rast ein. Ein großes, breites Bett mit einem Himmel und weichfallenden Vorhängen aus dem gleichen seidigen Stoff, mit dem die Wände bespannt waren. Ein schönes Bett, ein schönes Zimmer, eine schöne Frau.

Charlotte Ursinus war allein, ihr Mann war im Amt; aber auch wenn er zu Hause war, pflegte sie hier viel für sich zu sitzen. Ursinus war nicht immer guter Laune, selbstverständlich, er hatte den Kopf voll mit Geschäften. »Ich glaube, du hast deine Akten beinah lieber als mich«, scherzte sie oftmals und zupfte ihn am Ohrläppchen. Dann war er freilich ganz erschrocken und suchte sich zu verteidigen: wie durfte sie so etwas sagen, wenn auch im Scherz nur! Nichts auf der Welt war [146] ihm teurer und lieber als seine Lotte. »Ach, ich weiß, ich weiß, es war ja nur Spaß!« Sie

küßte ihn dann auf das Haar, dessen Grau jetzt aussah wie weiß überpudert; das künstliche Pudern fing an aus der Mode zu kommen. Dann sagte er, nach ihrer Hand fassend, aus seinen Akten heraus: »Mein guter Engel«, und hatte das Gefühl, ein wohlumsorgter, beglückter Mann zu sein.

Alle Besorgnisse, die Ursinus einstmals gehegt hatte, waren längst verschwunden. Acht Jahre waren sie nun bereits verheiratet, und er hatte es noch keinen Augenblick bereuen müssen, seine Junggesellenschaft aufgegeben zu haben. Wer war liebevoller — wahrhaft töchterlich liebevoll —, wer war gütiger und nachsichtiger gegen seine Schwächen?! Mit einem Takt und einer Feinfühligkeit, die selbst einer in solch delikater Angelegenheit schon erfahrenen Frau die größte Ehre gemacht haben würde, hatte sich dieses junge Wesen benommen. Im beschämendsten Augenblick seines Lebens, als er ratlos, verwirrt, vor Aufregung seiner selbst und der Situation nicht mehr mächtig, hilflos vor ihrer Jugend und den Ansprüchen, die diese zu machen berechtigt war, zitterte, hatte sie ihm in einer wahrhaft himmlischen Güte — oder war es die Harmlosigkeit ihrer Unschuld gewesen? — aus einer Situation herausgeholfen, deren Verlegenheit einen Mann sonst zur Verzweiflung gebracht hätte. Wie war es nur möglich, daß ein junges, noch unerfahrenes Wesen sich so benehmen konnte? So reif und wahrhaft christlich verzeihend. Ach, seine Lotte war eben ein höheres Wesen, Gott hatte ihr sichtbar seinen Stempel aufgedrückt, nicht allein durch den Adel ihrer Erscheinung. Er, der von einer himmlischen Vorsehung durch sie begnadete Gatte, der sie wie kein anderer kannte, er wußte, daß die Schönheit ihres äußeren Menschen noch überstrahlt wurde von ihrer schönen Seele! Es [147] war natürlich, daß Ursinus seine Aufgabe darin sah, sie einfach als die Erfüllung seiner Dankbarkeit erachtete, die Entsagung, die seine junge Frau üben mußte, durch anderes wettzumachen. Für ihn gab es nur einen Wunsch, das, was Lotte wünschte, — einen Willen, den Lottens. —

»Meine Tochter, die Hofrätin, ist glücklich in ihrer Ehe«, sagte Frau von Weiß, »aber meine Tochter, die Geheimrätin, ist noch glücklicher.« Sie sonnte sich in diesem Glück, denn sonst hatte sie nichts mehr, um sich zu sonnen; ihr Mann, der Kammerrat von Weiß, war tot, sie lebte von einer ganz kleinen Witwenpension. Wenn Ursinus nicht in durchaus vornehmer Weise ihr vieles hätte zufließen lassen, wäre diese Pension noch weniger auskömmlich gewesen. So konnte sie wenigstens nach außen hin ihren Stand und ihre, wenn auch vom nahenden Alter nun angerührte Erscheinung aufrechterhalten.

Charlotte bat ihren Mann nie um etwas für ihre Mutter; sie hätte es auch nicht getan, wenn der gute Ursinus nicht von selber daran gedacht hätte, daß Frau von Weiß eine Redingote brauchen könnte, oder ein neues Kleid, oder es als angenehm empfinden würde, Feuerung für den Winter in Vorrat zu haben. Frau von Weiß pflegte dem Schwiegersohn für seine Aufmerksamkeiten so zu danken, als erwiese sie ihm eine Gnade, wenn sie die annahm; aber Ursinus merkte das nicht, er war viel zu glücklich, seiner Lotte in ihrer Mutter etwas zulieb zu tun. Charlotte bedankte sich auch jedesmal bei ihm: »Du bist ja so gut«, streichelte und herzte ihn, wie man ein Schoßhündchen herzt. Und er empfand »Himmelswonnen« dabei, wie er das an seine alte Freundin, die Tante Christiane, nach Charlottenburg schrieb. »Ich bemühe mich immer mehr und bitte Gott täglich, mich der Gnade teilhaftig werden zu lassen, die teure Lotte wahrhaft glücklich zu machen.«

Nur das, was Charlotte heiß ersehnte und was ihr bis jetzt [148] die einzige Enttäuschung in ihrer Ehe geworden war, die Versetzung nach Berlin, ließ noch immer auf sich warten. Sie waren noch in Stendal. ›Wenn ich das gewußt hätte‹, dachte Charlotte an manchem Abend, wenn sie sich zu Bette legte und nun, ungesehen und ungehört, jene frühere Lotte sein durfte, die in ohnmächtigem Grimm das zuckende Gesicht wild schluchzend ins Kissen barg. Was nutzte ihr die Stellung ihres Mannes, was ihre Toilette, ihr angenehm mit allen Verbesserungen der Neuzeit

eingerichteter Haushalt? Was ihre Bildung, die täglich wuchs, denn sie hatte die Muße, um viel zu lesen? Was ihre Schönheit, die auch täglich wuchs? Der Spiegel zeigte ihr das vollendete Ebenmaß einer Göttin. Schön, ach, schön und gebildet und klug sein bedeutet nichts, wenn der Hintergrund nicht da ist, auf dem es sich zeigen kann. Wie hatte sie gewartet! In den ersten Jahren voll glühender Ungeduld, die sie nur mühsam verbergen konnte. Die Mutter glaubte, sie warte auf ein Kind — wie dumm! Die einsam Liegende lachte laut auf und stutzte dann selber über ihr Lachen: nun, so dumm doch nicht, es hätte doch sein können — nur bei Ursinus konnte es nicht sein. Er war wirklich ein recht kränklicher, unvermögender Mann, kränklicher und unvermögender noch, als sie gedacht hatte. Aber war es ihr nicht ganz recht so? Aus Kindern hatte sie sich nie etwas gemacht, voller Schrecken dachte sie noch an die Haukeschen Schreihälse; Kinder waren meist kleine Unholde, die nur hold sind, wenn sie schlafen. Also keine Kinder. Und auch gar keine weiteren Bemühungen nach welchen. So war es viel besser. Sie hatte jetzt Zeit, sich ihrer Bildung zu widmen, ihrem Haushalt, einer Religiosität, die jetzt anfing, zur wahren Bildung zu gehören, und ihrer Schönheit. Dieser Schönheit diente sie wie eine Magd ihrer Herrin, denn die Hoffnung, sie doch noch auf den richtigen Schauplatz zu bringen, war ihr noch immer nicht ganz entschwun[149]den. Auch Ursinus hoffte auf Berlin, er besaß als Beamter das, was ihm sonst abging: Ehrgeiz, und Charlotte verfehlte nie, den bei jeder Gelegenheit noch anzustacheln; sie bewunderte dann seine schnelle Auffassung, seine außerordentliche Urteilskraft, seine glänzende Rednergabe, seine weit über den Durchschnitt gehende, fast gelehrte juristische Bildung und die Schärfe seines Verstandes. Immer, wenn sie im Amtsblatt von einer neuen Ernennung zu höchsten Stellungen las, sagte sie ganz erstaunt: »Der —?! Aber das wäre doch weit eher etwas für dich gewesen! Es müssen Intrigen gegen dich im Gange sein. Du kannst dir das nicht gefallen lassen. Reise doch nach Berlin, bringe dich dem Minister wieder in Erinnerung! Wenn man

sich nicht in Erinnerung bringt, wird man vergessen.«

»Meinst du?« sagte er dann ganz kläglich. »Das Wetter ist jetzt grade so naßkalt. Wenn ich kalte Füße bekomme, habe ich sofort einen Schnupfen.«

»Ich werde dich so warm einpacken, daß du dich nicht erkältest. Es hilft alles nichts, du mußt mit dem Minister sprechen. Rasch, entschließe dich, fahre hin, ehe dir noch ein anderer Bewerber zuvorkommt!«

Und er fuhr. Sie hatte ihn so schon mehrere Male geschickt. Aber bis jetzt immer noch umsonst, trotz der Versprechungen, die man ihm gemacht hatte, und trotz der Anerkennungen, die für ihn abfielen.

O diese Schlafmütze! Nach solchen Enttäuschungen rannte sie in ihrem schönen Zimmer hin und her wie eine gefangene Löwin. Worte des Zorns schäumten ihr von den Lippen. Mit der ganzen Unbändigkeit einer lange gefesselt gehaltenen Urkraft stürzten Empfindungen von Ungeduld, Verachtung, ja von Haß über sie her. Oh, sie hätte ihn schlagen mögen, würgen dafür, daß er diese Hintansetzungen so ruhig hinnahm! Sogar Entschuldigungen hatte dieser Trottel noch: sie könnten [150] an den maßgebenden Stellen eben nichts für ihn tun, wenn nichts frei wäre in Berlin. Aber sobald dies der Fall war, dann würde man natürlich zuerst an ihn denken. Oh, dieser alte Dummkopf, merkte er denn nicht, daß sie ihm nur verzuckerte Pillen zu schlucken gaben, deren Inhalt doch nur eine bittere Absage war? Wenn sie nun einmal hinführe, beim Minister eine Audienz nachsuchte? Sie mußte es heimlich tun. Tante Christiane mußte an Ursinus schreiben und um ihren Besuch bitten, dann würde er selbstverständlich einverstanden sein mit ihrer Reise und nichts ahnen von deren wirklichem Beweggrund. Ob diese Audienz etwas nützen würde? Die Stirn finster zusammengezogen, stand sie lange still. Dann trat sie vor den Spiegel.

Das klare Glas spiegelte hell. Mit prüfendem Blick sah sie hinein, wendete den Kopf erst nach der einen Seite, dann nach der

anderen — ein edelgeschnittenes, sogar ein wenig kühnes Profil — von der linken Seite machte es sich noch besser als von der rechten —, also daran denken bei der Wendung! Und dann das Kinn auf die Brust geneigt und den Kopf gesenkt wie in Scham oder Bescheidenheit. Aber nein, Bescheidenheit paßte nicht zu ihr, sie war kein Veilchen mehr. Lieber so: den Kopf gehoben, die Hände auch in einer bittenden Gebärde, die Augen groß aufgeschlagen in schwimmendem Glanz und ein Lächeln dazu, das die Lippen weich, ja verführerisch machte. ›Ich bitte für meinen Gatten‹, würden diese Lippen sprechen, ›für den Geheimrat Theodor Ursinus. Euer Exzellenz werden doch von mir gewiß nicht annehmen, daß ich bitten würde, endlich seine Ernennung beim Oberappellationssenat wahrzumachen, wüßte ich nicht, welch ausgezeichnete Kraft dem Staat verlorengeht, wenn er in Stendal versauern muß. Das Feld seiner Tätigkeit ist dort zu klein, zu eng begrenzt; er kann mehr, unendlich viel mehr leisten und würde es auch, angefeu[151]ert durch das Vertrauen, das Euer Exzellenz in ihn setzen.‹ Und nun, noch weiter lächelnd, noch verführerischer, womöglich die Augen voller Tränen: ›Ich würde Euer Exzellenz ewig dankbar dafür sein. Denn was kann eine Frau mehr betrüben, als wenn sie sieht, wie ihr Gatte leidet. Oh, ich sehe, Exzellenz sind geneigt, Exzellenz haben Verständnis für das, was auch ich leide!‹ Nun schnell seine Hand ergreifen, sich darüberbeugen — er wird sie zurückziehen wollen, vielleicht unwirsch, vielleicht auch nur verlegen — aber schon hat man sie fest, drückt einen Kuß auf sie mit heißen, zuckenden Lippen, stammelt etwas und schluchzt: ›Verzeihung für eine Kühnheit, die mir einzig meine Liebe verleiht!‹ Oh, der Minister müßte kein Mann sein, wenn das alles nicht wirken sollte! Er würde zart den Arm um ihre, plötzliche Schwäche zeigende Gestalt legen, sie zu einem Sessel führen und sprechen: ›Gnädige Frau, beruhigen Sie sich! Ihr Wunsch ist mir Befehl. Binnen weniger Wochen ist die Ernennung an das Kammergericht zu Berlin perfekt. Mein Wort darauf.‹

»Ah!« Die Frau vorm Spiegel drückte mit einem tiefen Aufatmen

beide Hände gegen ihre Brust. Aber wenn er nun ein vertrockneter Bürokrat war, taub und blind für weibliche Reize? Dann waren ihre Anstrengungen in der Tat aussichtslos. Aber das war kaum anzunehmen. Es gibt keinen Mann, und sei er noch so alt und vertrocknet, den eine schöne Frau nicht zu etwas bestimmen könnte — ha, sie brauchte ja nur an Ursinus zu denken! Aber wie lag der Fall, wenn der Minister kein vertrockneter Aktenmensch war, sondern ein Mann mit regen, allzu regen Sinnen? Nun dann —!

Wieder warf sie einen langen Blick in den Spiegel. Es kämpfte etwas in ihrem Gesicht, ihre Augen wurden ganz starr und grün, und als schaue sie in allzu helles Licht, so verengten sich ihre Pupillen und wurden wie bei einer Katze zu schmalen [152] schwarzen Strichen. Dann half es eben nichts, dann mußte es sein.

Langsam hob sich ihre Hand, sie öffnete das Kleid am Halse; die andere Hand half zitternd mit. Ruckweise, wie zögernd, glitt das Gewand von ihren Schultern, um dann plötzlich rasch zu Boden zu sinken.

Wie Eva vor dem Sündenfall, nackt, ganz nackt stand die Frau vorm Spiegel. Sich selber bewundernd, hob Charlotte die Arme und ließ sie wieder sinken, breitete sie aus und drückte sie dann wieder an sich. Ihre Brust, weich und voll, und doch noch die straffe Brust des unberührten Weibes, blühend mit zwei rosigen Knospen, hob und senkte sich rasch wie in zitterndem Verlangen. Die Geheimrätin Ursinus lächelte: Gott sei Dank, daß sie nicht eine von jenen war, die sich schämen mußten, ihr Hemd auszuziehen! Wenn man zu jetziger Zeit auch nicht viel auf Körperpflege gab, nur das zu waschen pflegte, was man täglich zeigte, sie hatte sehr zum Erstaunen und Mißvergnügen ihrer Dienstboten sich immer eine Wanne voll lauen Wassers hier ins Zimmer tragen lassen, war gleich vom Bett aus ins Bad gestiegen und hatte wohlig darin geplätschert. Schmeichelnd glitten ihre Hände über die reinen, vollendeten Formen; von der weißen Kehle bis hinab zu den schlanken Fesseln der Füße und den rosigen Zehen kein Untätchen

an ihr.

Wohlgefällig betrachtete sie sich so, lange, lange. Plötzlich überlief es sie: was hatte ihr in den Nacken geblasen — wer? Wie ein Kitzeln war's ihr im Nacken gewesen und von da weiter den Rücken hinunter und weiter. Ruhte ein Auge auf ihr, blickte jemand sie an hier im Zimmer? Erschrocken fuhr sie zusammen und sah sich um. Niemand da, sie war allein, ganz allein. Und doch ruhte ein Auge auf ihr — mächtig, sinnend — war es das Auge, das auch ins Verborgene sieht? Alles sieht, nicht nur die Nacktheit des Körpers, auch die Seele in aller [153] Nacktheit sieht? In die Abgründe blickt, die da geheim vorhanden sind, so wie es tiefe Schluchten und nie zu ergründende Täler gibt da oben auf der keuschen, so glatt erscheinenden Scheibe des guten Mondes?

Hastig streifte Charlotte jetzt ihr Hemd über, es fror sie auf einmal. Sie wurde einen Schauder, der sie überfallen hatte, nicht los. Selbst dann, völlig angezogen und noch mit einer weiten Jacke aus Samt darüber, die, mit Pelz verbrämt, sie in kalten Nächten im Bett über dem Hemde trug, fror es sie noch.

Die Geheimrätin Ursinus mußte noch fast zwei Jahre warten. Aber sie hatte es doch nicht fertiggebracht, so, wie sie es sich ausgemalt hatte, selber einzugreifen. Nun brauchte sie das überhaupt nicht mehr.

Ganz gegen seine Gewohnheit eilig gehend, fast trippelnd vor Hast, kam der Geheimrat heute von seinem Büro nach Hause. Er stürzte in das Zimmer seiner Frau, die gerade die letzte Hand an ihre Toilette legte; er vergaß es ganz, anzuklopfen, und er wußte doch, sie liebte es nicht, wenn er ohne Anklopfen hereinkam. Er schrie, ihre abweisend überraschte Miene gar nicht beachtend: »Ein Evénement, ein großes Evénement!«

»Aber Ursinus!« Sie ließ die Puderquaste fallen, mit der sie noch ein wenig Rot auftupfen wollte, und sah ihn verweisend an: »Warum denn so laut? Du erschreckst mich ja.«

»Du wirst außer dir sein, ganz außer dir!«

»So?« Sie schüttelte den Kopf: was sollte sie wohl außer sich bringen? Seit die ebenso sie wie die ganze Welt erregende Nachricht vom Tode des großen Königs noch einmal das Berlin jenes einzigen Tages vor ihr heraufgezaubert hatte, ein schmerzliches Bedauern und eine schmerzliche Sehnsucht zugleich in ihr erweckend, hatte sie nichts mehr erlebt, das ihr wie [154] ein Evénement vorgekommen wäre. Was bedeuteten all die Evénements der jetzigen Tage?! Daß Friedrich Wilhelm II. seinem Onkel in der Regentschaft folgen würde und daß er dann gleich die Rietz, geborene Enke, auf die die Schusterjungen Spottverse sangen, in den Adelsstand erheben würde, erregte doch weiter keine Verwunderung; höchstens einiges Kopfschütteln, daß er sie zu einer Gräfin Lichtenau machte und ihre Kinder zu Graf und Gräfin von der Mark. ›Unser lieber dicker Wilhelm‹ war nun einmal so, den-Frauenzimmern gegenüber hatte er ein gar gutes, weiches Herz. »Also was soll so erregend sein, daß es mich, deiner Meinung nach, außer aller Fassung bringt?« Sie sagte es ein wenig ärgerlich — war das eine Art, hier so hereinzustürzen! — und zugleich ein wenig spöttisch. »Nun?« Unter leicht gehobenen Brauen sah sie ihn scharf an: er war blaß, und auf seiner Stirn perlten Schweißtropfen. Sollte vielleicht ihre Mutter gestorben sein, und er wollte ihr das jetzt beibringen? Sie lächelte. Ihr Herz ging ganz ruhig: auch das würde sie nicht aus der Fassung bringen. »Nun, mein Lieber?!«

Da rief er, ganz seine Würde vergessend, im Triumpf und fast wie ein Knabe in hellem Jubel: »Ich bin ernannt! Frau Geheime Oberappellationsrat, ich gratuliere, in vier Wochen sind Sie in Berlin!«

Das war mehr, als sie erwartet hatte — ein wirkliches Evénement. Sie wurde glühend rot und dann sehr blaß. Mit einem zitternden Atem herausstoßend: »Endlich!« sank sie hintenüber gegen die Lehne ihres Stuhles — ohnmächtig.

13

Nun war sie also wirklich in Berlin. Von ihrem Fenster aus sah die Geheimrätin Ursinus die Wagen jagen, besonders zur Abendzeit, wenn die Vornehmen in das Schauspiel oder in die Oper fuhren. Sie wohnte in der besten Gegend Berlins, gar nicht weit davon, wo in der Mohrenstraße die Lichtenau ihr Haus hatte. Von außen sah das aus wie andere herrschaftliche Häuser auch, aber innen sollte es einem Palais gleichkommen, genauso prachtvoll, ja noch prachtvoller sein als das Landhaus in Charlottenburg. Was diese Person für eine fortune hatte! Der Sohn besaß auch ein Palais Unter den Linden, und sie hatte noch drei Güter in der Neumark. Es konnte der Lichtenau wirklich ganz gleichgültig sein, daß außer den Spottversen, die grassierten, auch allerhand Karikaturen, die sie verunglimpften, von Hand zu Hand gingen. Man bildete sie ab als raubgierige Hyäne, oder wie sie, unanständig den Rock so hebend, daß man ihre blanke Kehrseite sah und die entblößten Schenkel, mit Reiherbusch und großer Muffe spazierenging, und schrieb darunter: »Partie des Lustwäldchens bei Belle Vue«. Ach, alles Verleumdungssucht und Neid!

Charlotte konnte sich einer gewissen Sympathie, die sie einst schon, als sie noch die kleine Lotte war und bei der Tante in Charlottenburg gewohnt, für diese Frau gehabt hatte, nicht erwehren. Sie hütete sich nur, die Ursinus zu zeigen, denn er würde diese Sympathie sehr übelnehmen, er schalt genau so wie alle anderen auf die Lichtenau, nannte sie ein gemeines Weib [156] und das Unglück des Königs. Wieso Unglück? Sah man denn nicht, wie klug, ja wie bedeutend diese Frau war? Aus den einfachsten

Verhältnissen stammend, schon als Kind in die Hand des Verführers fallend, um ihre Unschuld gebracht, ehe sie die begriff, hatte sie sich heraufgearbeitet von einer Mätresse zu einer Beraterin, zu einer Lenkerin des Königs — und nicht nur seiner Geschicke. Ha, das war noch eine Karriere, ein Aufstieg! Charlotte seufzte: ein König war am Ende doch noch etwas anderes als ein Geheimer Oberappellationsrat!

Die Geheimrätin Ursinus ging durch die behaglichen Räume ihres nun eingerichteten eigenen Hauses in Berlin und fühlte sich doch nicht befriedigt. Ach, das Geschick hatte es dennoch nicht gut mit ihr gemeint! Warum war sie nicht eher nach Berlin gekommen, viel früher? Hätte sie nicht so wie die Enke in Berlin ihre Kindheit verleben können? Wenn sie nun dem Kronprinzen unter die Augen gekommen wäre?! Sie reckte sich zu ihrer ganzen stattlichen Höhe und fühlte, daß auch sie Schönheit, Klugheit und Größe genug gehabt hätte, um auf die Meinung der Mitwelt und auch auf die der Nachwelt mit stolzer Gleichgültigkeit herabzusehen.

Das waren Stimmungen, sie gingen vorüber. Niemand war in Gesellschaft so liebenswürdig bemüht, zu gefallen, wie die neuhergekommene Gattin des Geheimrats Ursinus. ›Ein reizendes Ehepaar‹, das war die allgemeine Meinung. Er, so würdig mit seinem schon weißgesprenkelten, ein wenig gelichteten Haar, das, wie bei einem geistlichen Herrn, lang auf den Rockkragen fiel, und sie schön, wunderschön, von einer Schönheit, die nicht mit der allerersten Jugend verging, denn sie bestand nicht bloß im Reiz der Farben und im Pfirsichflaum der Haut. Im Gegenteil, die Geheimrätin war nie schöner, als wenn sie bleich war, bleich wie edler Marmor. Und sie war das oft, sah zuweilen etwas leidend aus mit einer sanften duldenden Miene. [157] Was mochte ihr wohl fehlen? Und warum hatte sie keine Kinder? Ihr Mann war immer sehr besorgt um sie. Aber sie um ihn noch viel mehr. Es war rührend, mit welcher Liebe ihr Blick ihm folgte, wenn er, wie er es gern tat, mit einem Kollegen oder einem Herrn der Wissenschaft, die Hände auf dem Rücken, in angelegentlichem, ihn gänzlich

seiner Umgebung entrückenden Gespräch im Saale auf und nieder ging. »Mein armer Ursinus ist immer etwas zerstreut«, pflegte sie ihn dann zu entschuldigen. »Er hat so viel Wichtiges im Kopf. O Himmel, schon wieder sein Taschentuch!« Und mit einem holden, aber ein klein wenig boshaften Lächeln schlüpfte sie hinter ihm her und steckte ihm das seidene Schnupftuch, das wie eine Fahne aus der hinteren Tasche herauswehte, wieder sorgfältig ein.

Es gab einige Leute, die behaupteten, die Ursinus sei gar nicht so sanft und ohne jegliche Launen, wie sie den Anschein erweckte zu sein. Aber diese wenigen, und es waren meist Damen, fanden geringen Glauben. Die Ursinus war sehr beliebt, und es galt in der guten Gesellschaft für Ehrensache, im Ursinusschen Hause in der Französischen Straße zu verkehren. Außer den üblichen steifen Muß-Gesellschaften gab die Geheimrätin sogenannte Empfänge: Nachmittage mit Tee und Tanz und Musik, bei denen es ungezwungen zuging, sogar mitunter recht munter. Diese Nachmittage waren eigentlich für die Jugend gedacht — junge Mädchen, junge Frauen, junge Herren von Gericht und Regierung und, bunten Faltern gleich, Uniformen — aber auch schon recht angejahrte Regierungsräte und vielfache Kindermütter verschmähten es nicht, sich hier zu amüsieren.

Es war interessant, wen man alles an diesen Nachmittagen bei der Ursinus traf. Selbst den zur Zeit so beliebten und mit Recht als einen ganz hervorragenden Kanzelredner gepriesenen Hof- und Domprediger Bange konnte man zuweilen hier fin[158]den. ›Ein lieber Jugendfreund‹, sagte die Geheimrätin. Er stand dann in einer Ecke, das an sich noch jugendliche, aber durch manchen inneren Vorgang zerklüftete und wie von einem unterirdischen Feuer zu Lava versteinte Gesicht in tiefe Falten gelegt, und sah ernst auf die Tanzenden. Mißbilligte er dieses Herumhüpfen, dieses Gelächter, dieses schmiegsame Sichumfassen beim Walzer? Wenn ihm das so mißfiel, warum war er dann hier? Das fragte sich Gotthold Bange selber. Er fand auch, daß es sich schlecht mit seiner Würde als Prediger und Seelsorger vertrug, hier herumzustehen und solch

leichtfertiges Getue mit anzusehen. Besonders über Charlotte kränkte er sich. War das noch die gleiche Frau, die da lächelnd im Arm eines jungen Offiziers an ihm vorbeiwalzte, die gleiche wie jene, die in einer vertrauten Stunde, bei einem Besuch, um den sie ihn gebeten hatte, ihm weinend Einblicke in ihr Inneres gestattet hatte? Eine unglückliche, sehr unglückliche Frau, von Impulsen getrieben, deren Ursprung nicht zu erklären war. Eine Frau, die gut war, ohne aus Überzeugung gut zu sein, eine Frau ohne jede moralische Hemmung. Sie schien ihm ein Wesen, von Dämonen getrieben und doch von Engeln an der Hand geführt. Sie hatte, in Tränen aufgelöst, um seine stützende Hand und um seine Fürbitte gebeten. ›Ach, beten Sie für mich! Wenn ich unten im Gestühl des Doms unter all den vielen Hunderten sitze — jeder drängt sich ja, Sie zu hören — und Sie da oben mit gewaltiger Stimme gegen Lüge, Trug, Neid, Unzucht, Putz, Ehrsucht, gegen den Satan, der uns alle umstrickt, eifern, dann möchte ich mich zitternd zu Boden werfen: oh, ich Sünderin! An meine Brust schlagen, mein Haar zerraufen. Aber wenn Sie dann mit so göttlicher Milde fast flüsternd sprechen, so wohllautend wie Gesang, so lockend wie Amsellied nach Wintersbangnis: ›Kommet her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken‹, dann [159] möchte ich weinen in Ihre Hände, vergehen vor Seligkeit.‹ Es hatte ihn seltsam durchschauert, als sie ihm das bekannte. ›Weinen in seine Hände‹, das hatte sie schon getan — aber ›war sie auch vergangen vor Seligkeit‹?!

Die Blicke des Hofpredigers folgten heute finster dem an ihm vorbeiwalzenden Paar. Wiederum tanzte sie mit dem Offizier vom vorigen Empfangsnachmittag. Er trug ausländische Uniform — wer war es? Ein etwas langgeratener, sehr schlanker Mensch, aber hübsch und recht jung. Er sei der Gesandtschaft attachiert, ein Holländer, von Ragay, sagte ihm jemand.

Warum tanzte sie so engumschlungen mit diesem Holländer, so besonders eng? Den Zipfel ihrer Schleppe, die wie eine Schlange hinter ihrem florähnlichen Kleid herrutschte, hatte sie ihrem

Tänzer über die Schulter gelegt. Oh, dieser Walzer, dieser von einer schamlosen Mode zum Liebling aller Tänze erkorene!

Schon einmal hatte Gotthold Bange sie den tanzen sehen. Damals, als niemand ihn noch tanzen konnte, nur sie und jener Leutnant, der nachmals geschaßt wurde wegen Liederlichkeit, in Spandau, vor vielen Jahren. Damals war sie ein junges Mädchen, zart und unschuldig — ach, unschuldig war sie wohl auch damals nicht mehr gewesen! Vielleicht schon nicht mehr, als er sie zur Konfirmation vorbereitete. Hatte er sie denn in richtiger Weise vorbereitet? War er selber so gefeit gewesen gegen die Versuchungen, die in den Mienen dieses fromm blickenden Kindes lauerten, daß er ganz sicher gewesen war, sich nicht hinreißen zu lassen? Wer war überhaupt seiner selbst sicher? Hofprediger Bange seufzte tief.

»So ernst und nachdenklich?« hörte er plötzlich ihre Stimme. Charlotte stand vor ihm, noch hob und senkte sich die Brust, von deren Weiße man viel sah in diesem Kleide, ihre Wangen waren vom raschen Tanze hoch gerötet. Also nun war [160] der Walzer mit dem langen Holländer zu Ende? Er sah sie finster an, in seiner Miene zuckte etwas, das sie bestürzt machte.

Hatte sie etwas getan, das ihn kränkte, oder war ihm irgend etwas geschehen, das ihn verstimmte? Es lag ihr daran, ihn zum Freunde zu haben, sie mußte den berühmten Prediger ihrer Geselligkeit erhalten, er durfte in keiner Weise sich unbehaglich fühlen bei ihr. Sanft, fast zärtlich faßte sie seine Hand und sah ihm von unten her tief in die Augen, ihre Stimme war weich: »Sie sind nicht heiter, lieber Freund, sagen Sie mir doch, was Sie verstimmt! Sie wissen, was Sie mir sind, ich kann nicht froh sein, wenn Sie solch Gesicht machen.«

›Oh du Heuchlerin‹, dachte er, ›daß ich dir nicht die Maske von Gesicht reiße‹! Aber laut sagte er: »Es verstimmte mich, als ich sah, dass dieser unvernünftige Tanz auch vernünftige Menschen erfaßt wie ein Taumel. Wie kann uns da der Tanz der Juden verwundern ums goldene Kalb, oder der von König David vor der Bundeslade?!

Die tanzten doch wenigstens um etwas, das ihr Leben ganz erfüllte — das goldene Kalb und die Bundeslade, die Grundpfeiler des Judentums. Aber um was tanzt man hier?«

»Um die Liebe«, sagte sie leise.

»Es ist Zeit, dass ich gehe«, sagte er und sah auf seine Uhr.

»Oh, bleiben Sie, bleiben Sie doch noch ein bißchen!« Ihre Stimme und ihre Miene schmeichelten. »Sie haben den neuen Stich, den Ursinus mir für meine Zimmer schenkte, noch gar nicht gesehen. Kommen Sie, ich führe Sie hin.« Sie erfaßte seine Hand. Es zuckte ihn ihm, ihr die seine wegzureißen, aber ihre Hand hielt zu fest. Widerwillig und doch willig ließ er sich führen. Dahin, wo in ihrem Zimmer, das jetzt statt der seidigen Stoffbespannung, nach der Mode weiß gestrichene kahle Wände zeigt mit schmalen Friesen verziert, der neue Kupferstich hing. Das Abendmahl, von Leonardo da Vinci.

[161] »Ich stehe oft davor und sehe es mir an«, sagte die Ursinus. »Sehen Sie nur einmal diesen Judas, wie er sich an Christus heranmacht, so lebhaft mit den Händen sprechend: ›Rabbi, bin ich's?‹«

»Du sagest es«, sprach der Hofprediger Bange und sah dabei die Geheimrätin starr und scharf an.

»Und was wollen Sie damit sagen?« Charlotte lachte, aber es klang etwas beklommen: »Ich habe doch Christus nicht verraten!«

»Aber *sich*.« Und Bange empfahl sich. Er begab sich eilends nach Schloß Monbijou jenseits der Spree, um mit der dort residierenden Königin Friederike Luise, die vom königlichen Ehegemahl so oft schon gekränkt worden war und noch immer gekränkt wurde, eine abendliche Gebetsstunde zu halten.

Vor dem neuen Kupferstich an der Wand ihres Zimmers stand an diesem Abend, als alle Gäste gegangen waren, und auch der Gatte sich von ihr verabschiedet hatte, die Geheimrätin Ursinus und betrachtete ihn, die Augen leicht zusammenkneifend, wie in einer blinzelnden Verlegenheit. Was hatte Bange damit sagen wollen: ›Aber sich‹ —? Wie, sie hätte sich verraten? Sie hatte es

doch nicht offenbar gemacht, in keiner Weise gezeigt, dass ein zartes Empfinden sie zu Ragay zog und ihn zu ihr. Wer konnte dabei etwas finden, daß sie diesen, hier noch fremden und unbekannten Ausländer, den sie in einer Gesellschaft kennengelernt hatte, auch freundlich in ihren Kreis lud? Oder was hätte sie denn verraten? Dieser Bange war unbequem. Verrat an sich selber, ja, den hatte sie wohl schon oft geübt. Verrat an ihrem bessern Ich. Aber wer beginge den nicht? Man log, man betrog, man profanierte sich, man bröckelte langsam ab von dem edleren Ich, von jenem Menschen, der ursprünglich rein und gut ins Dasein gekommen ist. Aber kann man das ändern? Die Umgebung, in die man hin[162]eingesetzt ist, die Welt, überhaupt das ganze Leben verlangt es so. Man kann gar nicht anders.

Aber was hatte das alles mit dem Judas da oben zu tun? Sie hob die Achseln, daß der Ausschnitt des Kleides tiefer von den Schultern rutschte, und blickte ein wenig spöttisch: der Herr Hofprediger hatte sich vergaloppiert, die Sache mit dem Judas war an den Haaren herbeigezogen — er war eifersüchtig. Eifersüchtig! Und als mache dieser Gedanke Zweifeln und Befürchtungen ein Ende, ja als mache er ihr sogar Freude, so lächelte sie jetzt. Es war das Lächeln einer Eitelkeit: ›also auch Bange!‹

Der Geheimrat Ursinus hatte gar nichts dagegen, daß der holländische Captaine von Ragay öfter ins Haus kam, nicht nur zu dem »Lämmerhüpfen«, wie er mit gutmütigem Spott die nachmittäglichen Empfänge seiner Gattin nannte. Er gönnte es ihr von Herzen, daß sie sich dabei amüsierte, wenn er nur nicht mittun mußte, Tanz, Pfänderspiele, Blinde Kuh. Das Gesellschaftszimmer, groß wie ein Saal und wie ein solcher durch wenig Möbel belastet — nur Stühle an den Seiten entlang, ein breiter Kamin mit Marmorkonsole, ein Lüster, mit funkelnden Glasbehängen und mehrarmige Wandleuchter mit Wachskerzen — hallte wider von munterem Gelächter. Ursinus floh vor diesem Spuk. Am äußersten Ende des Korridors, der die ganze Länge der aneinandergereihten

Zimmer hatte, war seine Stube; seine liebe Stube mit den altvertrauten Möbeln aus seiner Junggesellenzeit, dem Stehpult und dem Büchertisch. Hier arbeitete er, und hier schlief er auch; hinter einem grünen Wandschirm stand sein Bett, da lag es sich sehr gemütlich. Er hatte nach und nach wieder alte Gewohnheiten aufgenommen, trank morgens seine Schokolade im Bett und las die Zeitung dabei; es war genau so wie früher, nur daß abends seine liebe Frau an sein Bett kam, gemeinsam mit ihm das Abendgebet sprach, ihm die Li[163]monade, in der er seine Mittelchen nahm, brachte, ihn dann sorglich zudeckte und ihm zärtlich eine recht geruhsame Nacht wünschte. Und dann schlief er, sich von der Sorgfalt seiner guten Lotte jederzeit umgeben wissend, zufrieden und durch nichts gestört.

Sollte Ursinus sich darüber Gedanken machen, daß dieser Ragay so viel ins Haus kam und von Lotte ganz besonders herangezogen zu werden schien? Wenn es ihr Spaß machte, wie konnte er es ihr wehren? Lotte wußte schon, was sie tat, Lotte tat immer das Richtige. Die Freundschaft mit Ragay beunruhigte ihn nicht im geringsten, selbst dann nicht, als Lotte mit einem ihn zwar erst etwas befremdenden Plan, den er aber binnen einer Viertelstunde schon nicht mehr befremdend fand, herausrückte. Warum sollte Ragay nicht bei ihnen wohnen? Das heißt, nicht so, daß er wie ein Pensionär an allen Mahlzeiten und am intimen Leben des Hauses teilnahm — das ginge zu weit, sagte Lotte, und würde auch der Freundschaft bald ein Ende machen, allzu dick hält nicht — aber er konnte doch seine Zimmer hier haben.

»Wir haben eigentlich eine zu große Wohnung, findest du nicht?« fragte sie ihren Gatten. »Wenn wir ihm zwei Zimmer abgeben, haben wir noch immer sieben Räume, reichlich genug. Und ihm würde ich es gönnen, er ist herzlich schlecht untergebracht. Denke dir nur, überall Wanzen! Wahrscheinlich noch russische Wanzen; es können aber auch französische sein. Jedenfalls hat er sehr darunter zu leiden, er hat mir’s geklagt. Ich bedaure ihn, er ist doch aus gutem Hause. Und ich würde mich

auch gern anheischig machen — es als Christenpflicht betrachten, als meine besondere Pflicht, da ich selber ja keine Kinder habe —«, sie seufzte deutlich hörbar, — »auf den jungen Mann ein mütterlich-wachsames Auge zu haben. Nicht daß er leichtfertig lebte, Gott bewahre, so jemand käme mir [164] nicht ins Haus, aber er geht leichtfertig mit seiner Gesundheit um. Er hustet, will schon einmal Blut gespuckt haben; dabei läuft er bei jedem Wind und Wetter draußen herum, kriegt nasse Füße, wechselt aber die Fußbekleidung nicht, sitzt im Zug — kurz, tut alles, was er nicht tun darf. Findest du nicht, daß wir verpflichtet sind, solchen Unbesonnenheiten ein Gegengewicht zu geben?«

Ursinus fand das sehr: Wind und Wetter, Zug, nasse Füße?! Er entsetzte sich. »Der junge Mann wird sich zugrunde richten.«

»Das fürchte ich auch«, sagte sie sehr bekümmert. »Ich habe ihn gebeten, sich mehr in acht zu nehmen, ich habe ihn an seine ferne Mutter erinnert — oh, wie würde die sich grämen! Aber da sagte er mir: ›Ein Mensch, der keine Häuslichkeit hat, niemanden am Ort, der für ihn sorgt, ein Mensch, der zudem schon mehrfach als Offizier sein Leben aufs Spiel gesetzt hat, der versteht es nicht, besondere Rücksichten auf sich selber zu nehmen.« Sie seufzte wieder.

»Er wird bei uns Wohnung nehmen, selbstverständlich«, rief der Geheimrat. »Du gutes Herz!« Er nahm ihre Hand und zog sie auf seinen Schoß. Er legte den grauen Kopf an ihr Herz: »Wie das pocht, dieses weiche, um anderer Leute Leid ebenso bekümmerte Herz wie um eigenes. Oh, meine Lotte, welche Fügung eines gütigen Himmels hat dich mir doch damals in den Reisewagen geführt! Auf Knien, täglich auf Knien —« stammelte er weinerlich und wischte an seinen Augen.

»Soll er denn nun ins Haus ziehen, bestimmt?« fragte sie, und ein feines Ohr hätte die Ungeduld in ihrem Ton herausgehört, aber Ursinus hörte sie nicht, denn die Frau hatte seinen grauen Kopf noch fester an sich gezogen und streichelte spielerisch an seinen Haaren herum. »Also, dann werde ich es ihm sagen, daß du

einverstanden bist, falls er heute nachmittag herkommt.«

[165] »Ja, das tue, meine Liebe, ich bin einverstanden — vorausgesetzt, daß du nicht zu viel Mühe davon hast.«

»Oh, gar keine«, sagte sie rasch.

Es war für den Herrn van Ragay — Capitaine ließ er sich nennen — in der Tat eine große Annehmlichkeit, bei den Ursinus zu wohnen. Seine Vermögensverhältnisse waren nicht die besten; er spielte gern, liebte gern, und das kostete beides Geld. Auch seine Gesundheit war nicht die beste. Hochaufgeschossen, mit schmalen Schultern, was der Figur des Dreißigjährigen das Ansehen eines Zwanzigjährigen erhielt, und mit einem Teint, der mitunter aussah, als sei er gemalt, wirkte er für eines Arztes Auge schwach, für eines Mädchens Auge sehr hübsch. Die Geheimrätin Ursinus wurde viel beneidet wegen der Eroberung, die sie gemacht hatte. Denn daß sie die gemacht hatte, das sah jeder kaum flügge Backfisch. Er hing an ihrem Blick, und wenn er mit ihr tanzte, dann schien er sich ihr ganz hinzugeben. Eigentlich eine etwas skandalöse Angelegenheit, meinten einige. Aber man nahm es jetzt nicht so genau, das Beispiel, das von oben herab gegeben wurde, wirkte so anreizend, daß man sich als getreuer Untertan entschuldigt fühlen konnte. Dreieckige Verhältnisse waren an der Tagesordnung. Und wer sagte denn, daß im Hause des Geheimrats Ursinus ein solches Verhältnis überhaupt vorhanden war? Daß dem nicht so war, dafür sorgte die vornehm-keusche Zurückhaltung der Geheimrätin und der ausgezeichnete Ruf, den sie genoß.

Gerade in letzter Zeit tat diese Frau so viel für die Armen. Es war ein sehr kalter Winter. In Berlin waren alle Rinnsteine so fest gefroren, daß sie das schmutzige Abflußwasser aus den Häusern nicht aufnehmen konnten, sondern überliefen auf den mittleren Straßendamm, daß die Sperlinge kein Futter fanden — die Roßäpfel waren hart wie Steine — und die Armen keinen warmen Bissen. Da gründete die Geheimrätin Ursinus [166] eine Suppenküche; sie selber stand hinterm dampfenden Kessel, füllte die Portionen aus und reichte noch jedem ein Stück Brot dazu, das

doppelt gut schmeckte, weil es mit einem so mitleidig-freundlichen, herzgewinnenden Lächeln gegeben wurde. Wo ihr eine arme Wöchnerin nachgewiesen wurde, schickte die Ursinus für das Neugeborene selbstgestricktes Wickelzeug und der Mutter die stärkende Wochensuppe für neun Tage. An jedem Mittwoch und Sonnabend der kalten Monate rannte der Diener zwischen zwölf und eins viele Male schimpfend zur Tür, denn da kamen mittwochs sechs alte Weiblein und sonnabends sechs alte Männlein, die sich das Essen holten. Eine großartige Gabe, wohlzutun! Überhaupt eine großartige Frau!

›Eine wahre Christin‹, nannte Hofprediger Bange sie bei der Königin. Die hohe Frau hatte von der bei allen Wohltätigkeitsveranstaltungen nie fehlenden Gattin des Geheimen Oberappellationsrats Ursinus gehört: »Diese Ursinus — eine geborene von Weiß, nicht wahr?« Sie wünschte, daß man ihr die geborene von Weiß vorstellte.

Was wäre das früher für ein Ereignis in Charlottes Leben gewesen! Jetzt ließ es sie kalt. Diese im kleinen Schloß Monbijou wohnende Königin, wie eine abgenutzte, unmodern gewordene Vase auf die Seite gestellt, flößte ihr weder Respekt noch Sympathie ein. Warum war jene so einfältig und ließ sich eine Lichtenau, eine Ingenheim, eine Dönhof, eine Madame Schulzki und wie die anderen noch alle hießen, die der König beehrte, gefallen?! Ach, was waren ihr, ihr überhaupt jetzt noch Hof und Höfisches, was Gesellschaft, Toilette, Prunk, Anerkennung, Bewunderung, jetzt, da sie liebte!

[167]

14

Das Haus, das dem Geheimrat Ursinus gehörte, das er von seinen Eltern geerbt hatte, war altmodisch und mit all der Raumverschwendung gebaut, die man sich damals leisten konnte. Im Parterre, zu dem ein paar Steinstufen mit einem eisernen Geländer hinaufführten, war links von dem breiten Flur ein Bankgeschäft, auf der anderen Seite befanden sich die Büroräume eines Advokaten. Durch eine besondere Tür, die die breite herrschaftliche Treppe gegen den allgemeinen Flur zu abschloß, ging es hinauf zu der großen Wohnung der Ursinus im ersten Stock. Fenster neben Fenster in geradliniger Gleichförmigkeit, ein großer Raum neben dem anderen. Geheimrat Ursinus bewohnte sein Haus allein, denn Bankgeschäft und Büro waren nicht als Bewohner zu rechnen; diese Räume wurden schon gegen Abend verlassen und morgens vor acht nicht wieder betreten. Im zweiten Stockwerk, das niedrig dem ersten hochgestockten aufgesetzt war, schliefen die Dienstboten, und unten, in den Hinterräumen des engen Hofes, hauste der Portier. Eine Klingelleitung führte aus der Herrschaftswohnung hinauf zu den Dienstbotenkammern und auch hinab zum Portier.

War die Tür der Ursinusschen Wohnung am Abend geschlossen, der Riegel vorgelegt, die Sicherheitskette eingehakt, so war man ganz allein. Allein, und es war sehr still. Von der Straße herauf war kein Pferdehuf und kein Wagenrad mehr zu hören, so spät wurde nicht mehr gefahren; die tagsüber belebte [168] Straße war ausgestorben, einzig die Nachtwache zog noch in gewissen Zeitabständen durch das ihrer Obhut anvertraute Stadtviertel.

Es war gegen Mitternacht. Die Geheimrätin fühlte ein Erschauern, als sie sich heute noch einmal vergewisserte, daß die schützende Kette vor der Vordertür lag, der Riegel auch; sie betastete beides im Dunkeln mit zitternden Fingern. Ein Licht anzuzünden getraute sie sich nicht, Ursinus könnte durch den Schein, der vom Korridor her in das kleine Glasfensterchen über seiner Stubentür fiel, geweckt werden, und ängstlich fragen, warum sie so spät denn noch auf sei. Im Dunklen schlüpfte sie in die Küche und tastete auch dort die Hintertür ab, die zur Dienstbotentreppe führte. Alles gut geschlossen. Niemand konnte jetzt mehr herein in diese versicherte, allem und allen verschlossene Wohnung. Niemand atmete hier als; sie und Ursinus und — der Geliebte.

Sie hatte ihn früher als sonst heute nach Hause kommen hören, kannte sie doch seinen Tritt so gut; sie lauerte ja auf ihn jeden Abend. Wo Ragay nur wieder gewesen sein mochte? Er müßte viel mehr zu Hause bleiben, das wäre ihm besser. Ob er irgendwo vielleicht eine niedliche Putzmacherin hatte oder eine kleine Tänzerin vom königlichen Ballett? Es quälte sie unendlich, daß sie das nicht wußte. Der Bursche, der morgens kam, des Capitaines Kleider zu bürsten, hatte der Jungfer lachend erzählt, er habe am Uniformrock des Herrn, von der goldenen Tresse festgehalten, etwas Verräterisches gefunden: ein langes, blondes Haar. Er hatte es der Jungfer gezeigt. Ein blondes Haar — blond war auch sie, die gleiche Farbe, und doch war es nicht von ihr — leider nicht! Die Frau seufzte. Warum kam er nicht herein zu ihr und Ursinus? Sie wartete doch auf ihn. Sie saß bei dem alten Mann am Tisch unter der Lampe, wo der seine Zeitungen studierte und ihr ab und zu etwas daraus vorlas, [169] das seiner Meinung nach besonders interessierte. Vorlas mit einer Stimme, mit einer Betonung, genau so monoton und langweilig, wie er seine Reden hielt; das plätscherte so hin in einem ununterbrochenen Fluß, seicht, ohne Tiefe, ohne heftige Strömung und Gegenströmung. Es machte sie schon rasend, wenn sie nur allein diese Stimme hörte. Und sie

mußte die jeden Abend hören, den Kopf dabei über ihre Handarbeit tief geneigt; früher war sie so eingeschlafen, jetzt war sie wach, ganz krampfhaft wach, immer nach der Korridortür hin lauschend. Es klingelte — war er das? Sie sprang unwillkürlich auf: ach nein, er klingelte ja niemals, er hatte seinen eigenen Schlüssel.

»Warum bist du denn so unruhig?« pflegte der Geheimrat dann zu sagen. Er mochte es ganz und gar nicht, wenn man bei seinem Vorlesen sich bewegte, und sei es nur, daß man die Hand anders legte oder mit der Schere einen Faden durchschnitt — ah, es war unerträglich! Ragay wußte das, er wußte, daß sie eine unglückliche Frau war, auf der Höhe ihrer Schönheit und Kraft an einen alten, trockenen, unvermögenden Mann gefesselt — und doch kam er nicht. Liebte er sie denn nicht? Doch, er hatte ihr's mit einem Glühen seiner Augen verraten, mit dem Druck seiner Hand, die heiß und fiebrig, bei jeder Gelegenheit die ihre zu erhaschen suchte, mit einem Flehen in seinem Blick, das sie ganz taumelig und schwach machte. Er streichelte oft verstohlen ihren Ärmel, er faßte, wenn niemand es bemerkte, eine Falte ihres Kleides und hielt die fest, seine Blicke gingen ihr nach, wohin sie sich im Zimmer auch wendete. Selbst Ursinus merkte es schon, daß außer ihr niemand anders für Ragay existierte. Er neckte sie damit. Und doch kam Ragay nicht jeden Abend heim — war es ihm langweilig? Oder war es ihm zu schwer, sich so zu beherrschen, seine Blicke, seine Worte so zu zügeln, daß die nicht alles verrieten? Für sie hatte es einen kitzelnden, waghalsigen Reiz, bei Ursinus, dem [170] Harmlosen, zu sitzen, ihm scheinbar ruhig zuzuhören und doch dabei die süße Unruhe zu verspüren, die sie beide mit aller Gewalt zueinanderzog. Neulich war ihr die Schere heruntergefallen, Ragay hatte sich rasch danach gebückt und unterm Tisch mit fiebernder Hand ihren Fuß in dem leichten Schuh umspannt. Sie fühlte das so, als sei ihr Fuß nackt; dieser Druck brannte, jagte glühendes Blut durch ihre Adern und färbte ihre Wangen hochrot. Sie fühlte diese Hand, die ihren Fuß für Sekunden nur umspannt hatte, die ganze lange Nacht, sie konnte

nicht schlafen. O diese verführerischen kindlichen Spiele, durch sie hatte es angefangen! Man haschte sich bei Blindekuh, drückte den wandernden Taler in die Hand des andern, schrieb Steckbriefe mit allerlei Anspielungen, die nur der verstand, mit dem geheime Neigung verband. Und — oh — das Auslösen von Pfändern! Das war das Gefährlichste. Da war sie dazu verurteilt worden, dem Herrn van Ragay einen Kuß zu geben. Sie hatte sich sehr gewehrt: nein, das tat sie nicht, das war ein abgekartetes Spiel! Die jungen Mädchen kreischten vor Vergnügen, sie sah in lauter spitzbübisch lachende Gesichter. Ragay stand da, ein Bittender, den Kopf gesenkt, und rührte sich nicht. Sie fühlte sich von ausgelassener Jugend mutwillig umfaßt — »Sie müssen!« — festgehalten und auf ihn zugestoßen. Eng schloß sich um die beiden ein aufpassender Kreis: ein richtiger Kuß mußte es sein, nicht einer, der nur so tat, als ob er ein Kuß wäre. Es war geschehen. Die Zuschauer klatschten Beifall. »Danke«, murmelte Ragay, und ihr war es zumut gewesen, als fiele sie, fiele rasend schnell in eine Tiefe, so tief, daß sie sich nie mehr aus ihr herausarbeiten konnte. Es war wie das Fallen im Traum. Aus dem Fallen im Traum erwacht man mit jähem Ruck, hier aber gab es kein Erwachen. Für ein paar Augenblicke hatte sie die Augen schließen müssen, ihr war schwindlig, der Saal mit den Ker[171]zen und die Gesichter mit dem Lachen drehten sich im Wirbel um sie.

Das war vor Monaten gewesen. Viele Abende, viele Tage und Nächte hatte sie nun schon gewartet — auf was? Auf was, das wußte sie ganz genau, aber sie gestand es sich nicht ein. Er hatte so etwas Jünglingshaftes, zuweilen fast Knabenhaftes noch — ein großer Sohn — sie mußte gut für ihn sorgen. Und das tat sie wirklich. Jeden Morgen bekam der Capitaine ein mit besonderer Sorgfalt zubereitetes Frühstück aufs Zimmer geschickt; das erste Frühstück war laut Vereinbarung die einzige Mahlzeit, die er im Hause nahm, aber auch tagsüber fanden sich immer allerhand Leckereien bei ihm ein: kleine Kuchen, Süßigkeiten, Früchte. Und jeden Abend fand er neben seinem Bett ein Glas Mandelmilch vor

und einen Brusttee gegen seinen Husten.

Er nahm all diese Freundlichkeiten besinnungslos an, und doch sträubte sich etwas in ihm. War es Ehrenhaftigkeit, die dies Sträuben veranlaßte? Er war doch sonst nicht so, hatte ohne langes Besinnen immer das genommen, was sich anbot. Aber hier war es ihm manchmal, als wäre es besser gewesen, er wäre nicht in dies Haus gezogen, oder noch besser, er hätte diese Frau gar nicht kennengelernt. Und würde es nicht scheußlich sein, den Geheimrat, diesen Ehrenmann, der ihm dazu noch besonderes Wohlwollen zeigte, zu betrügen, indem er ihm seine Frau verführte? Aber sie war ja gar nicht seine Frau. Wenn sie sagte: ›Mein Gatte‹, so war das nur ein Wort.

Und doch hielt Ragay sich noch immer zurück; er wußte es genau, er hätte leichtes Spiel gehabt, aber wie eine Warnung stieg es vor ihm auf: »N'y touchez pas« — er kämpfte gegen sich selber. O dieses verfluchte Pfänderspiel! Hätte sie ihn dabei nicht geküßt, wäre er ihr vielleicht nicht verfallen. Er verschwor sich, nie und nimmermehr Pfänderspiele mitzuma[172]chen; in jeder Berliner Gesellschaft, in die man kam, wurde dieser kindische Unfug getrieben. Dem Himmel sei Dank, daß alle Gesellschaften vor der Hand ein Ende hatten! Der Hof hatte Trauer, und die getreuen Untertanen trauerten mit; die Damen trugen schwarze Kleider und schwarze Schleier, die Herren einen Trauerflor um den Arm: der dicke König der Preußen war gestorben. —

Als ob Ragay es ahnte, daß die Frau heut um die Mitternacht noch draußen im Korridor sei, nur durch das Holz einer Tür von ihm getrennt, so war ihm. Er hatte ein feines Ohr, er hörte schleichen: das war die Katze nicht. An seiner Tür hielt es still, stand lange, und er glaubte heißen Atem zu spüren, der zitternd wehte.

»Wer da?« Er riß hastig die Tür auf — da stand die Frau.

Charlotte hatte lange gekämpft, einen Kampf, den sie in Empörung, an sich selber verzweifelnd, durchfocht und der sie dann doch so matt machte, so widerstandslos, daß sie nachgab:

wenn er denn nicht zu ihr kam, mußte sie zu ihm kommen. Wenigstens fragen mußte sie ihn, warum er sie in letzter Zeit so auffallend mied.

Aber nichts von dem kam über ihre Lippen. Als er nun vor ihr stand auf der Schwelle seines matt erleuchteten Zimmers, das zu betreten sie sich sehnte und vor dem sie doch zurückschauderte, ihn sah, halb ausgekleidet schon, in seiner schönen Jünglingsschlankheit und doch jetzt so übermächtigen Männlichkeit, vergingen ihr die Gedanken. Sie konnte nur seufzen und die Hände vors Gesicht schlagen, etwas Unsinniges zur Entschuldigung zu stammeln versuchen und dann den Armen, die sie umschlangen, ins Zimmer hineinzogen, widerstandslos nachgeben.

[173] Wenn Ursinus es wüßte, daß Ragay ihr Geliebter war?! Und wenn er es wüßte, was er dann wohl tun würde? Sie aus dem Hause jagen. Sich von ihr scheiden lassen, sie vor der Gesellschaft Berlins unmöglich machen. Er konnte ja gar nicht anders als Ehrenmann. Aber wenn ihr das auch alles drohte, auch sie konnte nicht anders. Sie konnte Ragay nicht lassen. Mit einer Unvorsichtigkeit, die an Herausforderung grenzte, gab sie sich dem Glück hin, ihn zu besitzen. Der Geliebte selber ermahnte sie oft: »Ich bitte dich, mehr Vorsicht!« Er war ängstlich, stand oft nachts auf und lauschte an der Zimmertür, ob auch niemand sie höre. Nie blieb er länger als bis zum Morgengrauen; kaum stahl sich der erste Strahl durch die Ritzen der Läden, so stahl auch er sich fort, kein Bitten, kein Umschlingen, keine Liebesbeteuerungen konnten ihn zurückhalten. »Ich tue es um deinetwillen«, sagte er. Ach, was machte sie sich daraus, wenn es entdeckt wurde!

Die Geheimrätin Ursinus, die stets als wohlanständige Frau den Schleier zurückhaltender Keuschheit über sich gebreitet, die wie kaum eine andere den Ruf einer tugendreichen Hausfrau, einer mit liebender Aufopferung für ihren alternden Gatten sorgenden Gattin genossen hatte, fühlte sich jetzt als Geheimrätin Ursinus nicht mehr. Auch nicht mehr als die Charlotte von Weiß, jenes Mädchen,

das mit einem Leutnant von Revell einstmals ein wenig geliebelt hatte. Von dieser Charlotte war zur Zeit gar nichts in ihr, alles in ihr und an ihr war anders geworden. Keine Vorsicht, keine Berechnung, kein ausgeklügeltes Benehmen mehr. Und sie wollte lieben, frei und ungehindert, in Leidenschaft sich rückhaltlos geben mit dem Schrei eines Tieres der Wildnis. Lange genug war sie unfrei gewesen, eingekerkert wie die Sträflinge auf der Festung in Spandau — die Kette klirrt, die Kugel schleppt nach — jetzt war sie ausgebrochen. Und wenn sie zugrunde gehen müßte auf ihrer [174] Flucht, einmal hatte sie dann doch die Freiheit genossen, gekostet, wie gut die schmeckt. Lachend und weinend stürzte sie sich an die Brust des Geliebten: »Ich hasse die Welt. Ich hasse Ursinus. Ich hasse alles, wo du nicht bist — laß uns fliehen, ich mag nicht mehr hier sein!«

Er machte behutsam leise seine Tür zu und riegelte ab — sie war zu ihm hereingestürzt gekommen, ganz ohne Rücksicht, ob vielleicht noch jemand von den Dienstboten auf war oder auch Ursinus noch nicht schlief. — »Aber, Charlotte! Wie unvorsichtig!«

»Du bliebst zu lange.« Sie wurde zornrot: »Warum bist du nicht schon vor einer Stunde zu mir gekommen? Ich wartete ungeduldig, verzweifelnd. Jede Stunde, die wir nicht genossen haben, ist ein Verbrechen!«

Ihr Übermaß befremdete ihn zuweilen, heute wieder. Sie war begehrenswert in dieser Erregtheit, in der Heftigkeit dieser Sätze, die sie so herausschleuderte, als könnte sie nicht rasch genug zu anderen Worten kommen, Worten der Liebe und Zärtlichkeit. Aber es war wirklich zu viel, ihre Leidenschaft rieb sie ja auf — und ihn auch. Er nahm beruhigend ihre Hände: »Komm, setz dich!« Er liebte die Liebe, aber er liebte auch Ruhepausen in ihr. »Es wird dich doch niemand gesehen haben?«

Sie sah ihn starr an, fast mit ein wenig Verachtung: »Das fürchtest du?«

»Natürlich fürchte ich es. Warum sollen wir uns die Lage unnötig erschweren? Denke, einer der Dienstboten hätte dich

gesehen! Hättest du doch noch ein wenig gewartet, sowie alles sicher war, kam ich ja zu dir. Man wird es Ursinus zutragen, was dann?!«

»Ich werde es ihm selber sagen.«

»Um Gottes willen!«

[175] Sie lächelte eigentümlich: »Vielleicht weiß er es schon. Nicht daß ich es ihm gesagt hätte. Aber er hat doch meine Blicke gesehen. Und meine Unruhe, wenn du nicht da bist. Er müßte blind sein und ganz dumm, und beides ist er nicht völlig. Er versucht mich schadlos zu halten, ach, der Arme« — sie lachte in sich hinein — »er wird zärtlich. Ich lasse es mir gefallen um deinetwillen — aber ich hasse, ich hasse ihn! Er ist mir eklig, unerträglich! Sage mir, wenn du eine Frau hättest, und die und ein Dritter wechselten Blicke und küßten sich mit den Augen, würfen Worte hin, deren geheimen Sinn nur sie verstünden, und du säßest dabei, würdest du ruhig zusehen?«

»Ohrfeigen würde ich den Kerl, über den Haufen schießen.«

»Er sitzt ruhig dabei. Nun, mag er sitzen, solange er dabeisitzt, sind wir vor allem geschützt. Und ich werde schon sorgen, daß er sitzenbleibt, du kannst ruhig sein. Laß mich nur machen.«

Er sah sie halb neugierig, halb erschreckt an: was wollte sie denn machen?

Nie hatte sich Geheimrat Ursinus größerer Aufmerksamkeiten und gefügigerer Zärtlichkeiten seiner Lotte erfreuen können — ›Mein lieber Ursinus, mein guter Ursinus‹ und ›Wie du willst‹ und ›Was möchtest du gern?‹ Sie tat schön mit ihm wie mit einem verdrießlichen Kind, das man gern zufrieden und vergnügt machen möchte. Ihre Schmiegsamkeit seinen Launen gegenüber — und er hatte jetzt Launen, zunehmende Jahre und Kränklichkeit erzeugten die —, ihre gefälligen Liebenswürdigkeiten schläferten seine Manneswürde ein. Er empfand es nicht als Beleidigung, daß sie neben ihm noch einen zweiten liebte; der war ja auch ihm ein guter Freund, ein ihm von Herzen ergebener Freund und ein treuer

Hausgenosse, fast ein Sohn. Bei ihr war ja auch viel Mütterlichkeit in der Liebe — die arme [176] Lotte hatte keine Kinder — mußte man ihr nicht manches zugute halten? Ursinus fühlte sich schuldig, schuldiger, als Charlotte es war. Er hätte eben keine junge Frau nehmen dürfen in seinen Jahren und bei seinen mangelnden Kräften, das rächte sich jetzt. Aber er nahm es nicht so schwer — früher hätte er es freilich schwerer genommen — jetzt nicht mehr. Überhaupt, wenn niemand davon erfuhr. Und er war doch immer ihr guter Ursinus, zu dem sie erst gestern gesprochen hatte: »Ja, wenn ich dich nicht hätte!« Und es war wirklich schön, so zu Dreien beim milden Schein der Lampe zu sitzen und zu wissen: wir haben uns lieb, wir sind alle drei glücklich. Eine einige kleine Familie, sich selbst genug und so befriedigt, daß es viel klüger war, er machte gute Miene und schloß sich nicht selber aus, da die beiden andern ja gar nicht daran dachten, ihn auszuschließen. Wenn Ursinus am Abend ein wenig früher vom Tisch aufstand — Lotte brachte ihm nachher noch die Limonade und saß noch ein Weilchen auf seinem Bettrand — dann sagte er: »Angenehme Ruh, liebe Kinder«, und es konnte sein, daß er Lottes Hand in der einen und Ragays Hand in der anderen hielt.

Nach einem solchen Abend war es, daß Ursinus, als Lotte auf seinem Bettrand saß und ihn tändelnd streichelte, ganz bewegt und mit der Rührseligkeit eines Schläfriggewordenen sagte: »Meine Lotte, sprich, bist du mit mir zufrieden? Ich möchte dich glücklich wissen.«

Da barg sie, wie verschämt, den Kopf an seiner Brust und nickte stumm.

Gesprochen wurde weiter nichts mehr, aber Ursinus nahm in seine Nachtruhe die tröstende Gewißheit mit hinüber: ›Ich habe meine Pflicht, was es mich auch gekostet haben mag, meine Ehrenpflicht, die gute Lotte glücklich zu machen, erfüllt.‹ Und er war stolz auf sich selber.

[177] »Du kannst ganz ruhig sein, er weiß alles«, hatte Charlotte damals ihrem Geliebten gesagt. Aber sie selber war jetzt nicht

mehr ganz ruhig. Nicht wegen Ursinus — ach, das wußte sie ja, den hatte sie ganz in der Hand — aber nicht ruhig wegen des Geliebten. Ragay war nicht derselbe mehr, mit allerfeinstem Spürsinn fand sie das heraus. Wo war sein Ungestüm, wo das wilde Feuer, das über ihnen beiden zusammengeschlagen war in lodernden Flammen?

»Bist du meiner müde?« forschte sie. »Schon müde?« Oh, wenn sie das in Wahrheit denken müßte, wenn ihre Frage nicht nur eine von jenen Fragen gewesen wäre, wie ewig hungernde Liebe sie immer fragt, sie hätte ihn ermorden können. »Hast du eine andere gefunden, die dir besser gefällt? Eine, die jünger ist? O du, du!« Sie fiel ihn förmlich an, sie biß ihn in die Kehle, daß er mit einem unwilligen Aufzucken zurückfuhr: was fiel ihr denn ein? Das tat ja weh. Überhaupt, was war das für eine Frage: ›Eine andere gefunden?‹ Als ob er noch Zeit dazu hätte und auch noch Kräfte und auch noch Lust!

»Ich bin zuweilen so müde«, sagte er leise. »Ich werde einmal wieder meinen Arzt konsultieren, mir scheint, ich habe manchmal Fieber. Diesen Zustand hatte ich schon einmal, dann war es lange besser. Aber jetzt!« Er zuckte die Achseln, Und wie ein Vorwurf regte es sich in ihm: warum hatte sie ihn an sich gezogen und hielt ihn nun fest mit aller Gewalt?

Sie war zu Tode erschrocken. Angstvoll faßte sie nach seinen Händen: ja, die waren heiß. »Hast du es auf der Brust — Stiche? Hustest du sehr?«

Nein, er hustete nicht mehr, als sie es selber immer hörte, er war ja fast nie ohne sie. »Aber hier, hier sitzt mir etwas!« Er schlug sich mit der flachen Hand auf die Brust, so ingrimmig, so verzweifelt, daß es dröhnte und er heftiger noch als sonst husten mußte.

[178] »Sie hätte am liebsten gleich an der Klingel gerissen, sofort nach dem Arzt geschickt, aber es war ja mitten in der Nacht. So konnte sie nichts für ihn tun, als ihn mit beiden Armen umfangen, ihn so fest, so angstvoll zärtlich an ihre Brust drücken, daß ihm der

Atem ausging.

Sie waren wie immer beisammen, aber es wurde eine Nacht ohne Zärtlichkeiten, ohne Entzückungen. Er war tief verstimmt; und auch sie war verstimmt, denn sie glaubte deutlich einen Mangel an Liebe bei Ragay zu verspüren. So krank ist doch kein Mensch, daß er nicht lieben könnte! War er denn überhaupt krank? Oder war es nicht nur Übersättigung bei ihm? Sie mußte sich seltener machen, kostbarer, mehr zurückhalten — ach, konnte sie denn das? Wenn man so liebt, wie sie liebte, gibt es keine Zurückhaltung: ganz und gar oder gleich ein Ende!

»Wir wollen sterben«, flüsterte sie ihm ins Ohr, gepeitscht von der furchtbaren, sie plötzlich überfallenden sinnlosen Angst, er könnte sie eines Tages verlassen.

»Warum, warum denn?« Er war ungeduldig: immer diese Exaltationen! Seufzend schob er sie von sich — sie lastete schwer — so konnte er freier atmen.

Da sah sie ihn an mit Blicken, wie er noch nie welche bei ihr gesehen hatte, selbst in der höchsten Ekstase nicht. Waren das nicht ganz wirre Blicke? Nein, wirr waren sie eigentlich nicht, eher wild, hungrige verzehrende Blicke, Blicke, mit denen wohl die Tigerin ihr Opfer bannen mag, daß es nicht mehr die Kraft hat, sich zu wehren. »Sieh mich nicht so an«, murmelte er und legte die Hand über ihre Augen.

Sie riß ihn wieder in ihre Arme, und er brachte nicht die Willenskraft auf, sich noch einmal wieder freizumachen. Sie war die Stärkere, das fühlte er mit Scheu. Wie eine Puppe, ohne sich zu rühren, hing er in ihren Armen und hatte nur den einen Wunsch: wenn doch der Morgen erst da wäre.

[179] Die Geheimrätin wollte gleich am Morgen zu Geheimrat Heim schicken, er wohnte ihnen zunächst am Gendarmenmarkt und war zudem der Leibarzt der alten Prinzeß Amalie und der Prinzessin Heinrich, ein so berühmter Arzt, daß er täglich seine siebzig Besuche machte, abgesehen von all den Patienten, die zu ihm kamen. Aber Ragay widerstrebte eigensinnig: nein, nicht den

Arzt, den sie vorschlug. Er wollte seinen Doktor Zenker, der ihn damals, als er vor einigen Jahren an einer Lungenentzündung schwer krank gelegen, gut behandelt hatte. Um ihn nicht zu reizen, mußte Charlotte nachgeben.

Ach, Ragay war jetzt überhaupt sehr reizbar, ein unvermutetes Ihm-zu-nahe-kommen, eine Liebkosung, die ihm vielleicht nicht gerade gelegen kam, genügten schon, ihn zusammenfahren zu lassen. Er war auch unfreundlich. Oft, wenn sie ihm etwas brachte, sich über ihn beugend nach seinen Wünschen fragte — ach, sie wollte ihn ja so gern bedienen, ihm alle Handreichungen selber tun — sagte er: »Rufe den Diener!« Er hatte jetzt, da Zenker für einige Wochen Bettruhe verordnet hatte — sein Körpergewicht war zu leicht, er sollte zunehmen — sich den Burschen, der früher nur morgens gekommen war, um seine Kleider zu reinigen, als Bedienten für den ganzen Tag angenommen. Er ließ ihn auch nachts bei sich im Zimmer schlafen, damit er ihn immer bei der Hand hatte. Und das war das Härteste für Charlotte. Sie beneidete diesen Benjamin Klein und weinte über die Zurücksetzung, die ihr zuteil wurde.

Ursinus tröstete sie: aber das war doch keine Zurücksetzung. Es war falsch von ihr, das so aufzufassen. Der gute Ragay wollte sie nur schonen, ihr nicht zumuten, ihre Nachtruhe zu opfern, um seinen Wünschen jederzeit erreichbar zu sein. Diese Krankheitszeit würde ja auch bald vorübergehen, und dann würden sie alle drei wieder einig und vergnügt miteinan[180]der sein. Er wischte seiner Lotte die Tränen ab, die sie vor ihm zu verbergen nicht nötig hatte.

Aber Charlotte ließ sich so leicht nicht trösten: was hatte Ragay nur gegen sie? Sie zermarterte sich: hatte sie ihm etwas getan? Ach nein, nichts als Liebes. Und doch wurde sie den Gedanken nicht los: er hat Scheu vor mir.

Träume und deren Schrecknisse, durch die sie gejagt wurde, verwirrten und erschöpften sie so, daß sie am Morgen bleich und mit Augen, die ihr hohl im Kopf lagen; an seinem Bette erschien.

Es wollte sich nur schwer bessern mit Ragay. Sie quälte ihn so

lange, bis er, um Ruhe zu haben, einwilligte, daß Doktor Heim noch zugezogen wurde. Warum hatte er sich eigentlich so gegen diesen gesträubt? Nun mußte Ragay selber zugeben, daß es ein außerordentlich vertrauenerweckender und sympathischer Arzt sei, trotz seiner etwas sehr geradezu erscheinenden Art und Weise.

Die Geheimrätin war bei Heims erstem Besuch diesem bis zur Treppe entgegengeeilt, hatte ihn schon vor der Tür abfangen wollen, um ihm die nötigen Informationen zu geben, aber Heim hatte gleich gesagt: »Ich werde mir selber ein Bild machen« und war, ohne sich aufhalten zu lassen, in das Zimmer des Patienten gegangen. Er konferierte dann nachher lange mit Zenker. Charlotte lauschte vor der Tür des Zimmers, in das sich die beiden Ärzte zur Beratung begeben hatten, aber sie sprachen lateinisch, sie konnte nichts verstehen. Doch als Heim wegging, fiel sie ihn förmlich an, hielt ihn bei der Hand fest: »Steht es schlimm mit ihm? Um Gottes willen!«

Heim sah sie aus seinen merkwürdig klaren Augen scharf an: was regte sich denn die Ursinus so mächtig auf? Das war nicht bloß Menschenliebe, das war noch etwas anderes. »In puncto puncti scheint mir der Herr Capitaine etwas reichlich [181] viel getan zu haben. Es wäre ihm besser gewesen, er hätte das nicht getan. Ich habe ihm angeraten, für einige Zeit den Ort zu wechseln; die Französische Straße hat nicht gerade die beste Luft. Und die braucht er.« .

Fort von hier, fort von ihr — ?! Mit vor Entsetzen ganz verglasten Augen sah die Frau drein.

Der Arzt ging fort, der festen Überzeugung, daß der Ruf der Geheimrätin, der ihm als der einer tadellosen Dame der Gesellschaft und vorbildlichen Gattin bekannt war, jetzt vielleicht doch einen kleinen Schönheitsfehler bekommen haben könnte. Er lächelte in sich hinein, als er die breite Treppe hinunterstieg: Spandauer alte Tage tauchten vor ihm auf, in denen er das junge Fräulein von Weiß einst kennengelernt hatte — was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten.

Fort sollte er, fort?! »*Müßte* er«, sagte ihr Ragay. Sie war empört. Die Tränen, die sie erst vergossen hatte, waren versiegt, grün, mit schmalgewordenen Pupillen funkelten ihre Augen ihn an: so hatte der Doktor das ja gar nicht gesagt. Es wäre gut und anzuraten, aber nichts von ›müßte‹. Also er wollte fort, er belog sie, nur um fortzukommen von ihr?! Sie schnellte auf, in bebendem Zorn und verzweifelter Drohung hob sie den Arm gegen ihn: »Du wirst nicht fortgehen, du wirst mich nicht verlassen!«

Er schwieg; in Fieberschauern fröstelnd, zog er die Decke höher über sich und lehnte sich erschöpft in die Kissen zurück. Sie sah, daß er litt, und das brach ihren Zorn. In bitteren Tränen sank sie vor dem Bett auf die Knie und bat, bettelte förmlich: »Geh nicht fort! Ich bitte dich, ach, ich bitte dich, geh nicht von mir!«

»Ich kann ja gar nicht«, sagte er matt, und um sie zu beruhigen, hob er seine Hand und legte sie feuchtheiß und zuckend auf ihren Kopf. Er strich auch über ihr Gesicht in einer Liebko[182]sung, unter der sie stiller und ruhiger wurde. Er atmete auf, als der Diener jetzt hereinkam und ihm die stündlich zu nehmende Mixtur brachte.

Mit starren Augen sah die Ursinus zu, wie Benjamin Klein die Flasche schüttelte, den Eßlöffel füllte und ihn dann Ragay an den Mund führte. Der Kranke schluckte befriedigt; ja, diese Medizin tat ihm gut. Dann schloß er die Augen; er wollte schlafen.

Schlafen! Die Ursinus atmete hastig: ein einziger Löffel voll, ach, ein einziger Schluck nur konnte es schon tun, und man schlief für immer! Sie beugte sich vor, den Rücken ein wenig geduckt. Ihre Augen waren weit aufgerissen, ihre Nasenflügel bebten nervös, sie verwandte keinen Blick von ihm.

Ragay fühlte diesen Blick, aber er öffnete die Augen nicht und wenn sie auch wieder und immer wieder riefe: ›Geh nicht fort‹, er würde doch fortgehen. Er fürchtete sie.

Die Geheimrätin Ursinus befand sich auf dem Weg nach Charlottenburg. Sie war lange nicht draußen gewesen. Bis heute hatte sie da ja auch nicht viel zu suchen gehabt. Tante Christiane

war alt und kränklich geworden, machte viel Wesens mit allerlei Leiden und war durch ihr einsames Leben recht ungenießbar geworden. Trotzdem bezeigte sie der Nichte, wenn die einmal zu ihr kam, immer noch die alte Liebe. Die erste Frage war stets: »Was macht der gute Ursinus?« Die zweite: »Bist du glücklich, meine Lotte?« Nicht, daß die Witte daran gezweifelt hätte, es war ihr selbstverständlich, daß man mit Ursinus glücklich war, aber es bereitete ihr eine große Freude, aus Lottes Mund selber zu hören: »Unendlich!«

Auf die Zuneigung der Tante baute die Nichte ihren Plan. Wenn es denn nun für Ragay wirklich durchaus nötig war, daß er in andere Luft kam, in ländlicher, aus der großstädtischen [183] heraus, so gab es für sie nur die einzige Möglichkeit, sich von ihm zu trennen, wenn Tante Christiane sich bewegen ließ, den Rekonvaleszenten bei sich aufzunehmen. Das kleine Landhaus war ja wohnlich und angenehm, ringsum schöne Gärten, kein Staub, kein Lärm, und es war nicht weit von Berlin, in einer einzigen Stunde zu erreichen. Und vor allem, sie behielt ihn in der Hand. Eine ständige Angst plagte die Leidenschaftliche, er könne ihr von irgendwem oder von irgendwas entrissen werden. Ihn nicht hergeben, nicht hergeben, nur soweit, wie der Käfer fliegen kann, den der Knabe am Fädchen hält! Bei Tante Christiane blieb er ihr. Und die würde ihm von morgens bis abends von ihrer Lotte sprechen, ihm von ihr vorschwärmen, ihm erzählen von ihrer Schönheit, ihrer Klugheit, ihrer Güte, so daß all das wieder in ihm aufflammte, was jetzt verschüttet schien. Aber wie Tante Christiane dazu bewegen? Die zimperliche alte Jungfer voll veralteter Moralansichten und rückständiger Vorurteile würde es höchst unpassend finden, wenn ihre Nichte sich für diesen jungen, ihr gar nicht verwandten Mann so eifrig verwendete. Und nun gar, wenn sie immer herauskam, um mit Ragay zusammen zu sein, allein und ungestört. Wie sollte sie der Tante all das begreiflich machen, die dazu bestimmen, ihr behilflich zu sein? Da war ihr ein rettender Gedanke gekommen: Ursinus! Von ihm geschrieben, aber

von ihr ersonnen und ihm suggeriert, war der Brief, in dem Ursinus das hochzuverehrende Fräulein Christiane Witte bat, seinen besten Freund, den holländischen Capitaine von Ragay für einige Zeit bei sich aufzunehmen, da derselbe leidend sei, sich aber wegen durchaus nötiger Geheimhaltung — Gründe hochpolitischer, wichtiger Natur — verborgen halten müsse. Da derselbe nun einer angenehmen Umgebung und einiger Pflege bedürfe, die sich mit der notwendigen Geheimhaltung nicht vereinen lasse, und deshalb in Verlegenheit sei, so bitte er seine [184] liebe verehrte Freundin und seiner Lotte geliebteste mütterliche Tante, doch besagten Ragay — usw. usw.

Dies war der Brief, den die Geheimrätin unter ihrer Chemise, dem engen Gewand, das jede elegante Frau jetzt ohne Unterkleid selbst auf der Straße anhatte, auf dem Busen trug. Ihre Hand faßte immer wieder danach: hatte sie ihn auch noch? Sie war voller Hoffnung. Alles war schön und licht heute, so strahlend wie in Gold getaucht und unbeschreiblich heiter. Trotzdem sie sich Bestes von ihrem Brief versprach, war ihre Seele dennoch voller Unruhe. Wenn die Vögel im Walde des Tiergartens nur den Schnabel halten wollten, die schirpten ja unverschämt laut und frech! Wenn sie zurückfuhr, die Einwilligung der Tante hatte, dann erst würde auch sie den Gesang der Vögel gern hören, denen einsame Spaziergänger und zweisame Pärchen verzückt zu lauschen schienen. Ah, die Einwilligung, die Zusage der Tante! Nur dafür hatte sie jetzt Sinn.

Die erste Enttäuschung wurde ihr, als sie die Witte mit hochgeschwollenem Gesicht und rotglühend im Bett fand: »Ich habe die Rose.« Es war auch die Rose, man hatte sie bereits mit Besprechen zu vertreiben gesucht. Es gab in Charlottenburg eine Frau, die das ausgezeichnet verstand, aber in diesem Fall hatte es merkwürdigerweise nichts geholfen. Der Chirurgus Pohl hatte der alten Dame heiße Kompressen und Schwitztee verordnet — neun Tage steigt die Rose, neun Tage fällt sie.

Der Brief, den Charlotte aus ihrem Busen gezogen hatte, knitterte in ihrer Hand: hatte sich denn alles gegen sie

verschworen? Mußte denn jetzt, gerade jetzt diese jämmerliche Alte krank werden? Aber es würde schon nicht so schlimm sein. Heiße Kompressen und Schwitztee, Unsinn! »So züchtest du ja das Fieber«, herrschte sie und zog der Schwitzenden das Deckbett weg. »Nimm ein Abführmittel, ein Brechmittel, trin[185]ke fleißig Kühlendes, dann wirst du morgen schon wohler sein!«

»O nein, nein«, wimmerte die Überängstliche, »um Gottes willen, laß mich zugedeckt! Ich schwitze, ich werde neun Tage schwitzen. Nur schwitzen treibt die Krankheit aus.«

Hatte es dann Zweck, den Brief überhaupt zu zeigen und um Aufnahme für Ragay zu bitten? Bitterste Enttäuschung überkam Charlotte — schon sah sie den Geliebten sich entschwinden — und zugleich loderte helle Wut in ihr. Am liebsten hätte sie sich auf dies rotgeschwollene, jammernde Etwas gestürzt, es aus dem Bett gerissen, oder besser noch, es tiefer in seine Kissen gedrückt, damit das Gejammer ersticke. Mit Mühe nur faßte sie sich und zeigte ihre ruhige, sanftmütige, gewohnte Miene. Sie brachte es sogar fertig, Tante Christiane recht zu bedauern und zu versprechen, daß sie schon in den nächsten Tagen wiederkommen würde, um nach ihr zu sehen.

Aber als sie wieder draußen war, brach es los in ihr wie ein Ungewitter: nie, nie würde sie das der Tante verzeihen, legte sich die jetzt gerade hin und wurde krank! Und als sei die Natur mit ihrem Inneren im Bunde, so war nun, als sie aus dem Hause trat, die Sonne plötzlich verschwunden. Finster zog es herauf, dunkle Wolken, von schwefligem Gelb umschlängelt, ballten sich. Kein Windchen regte sich, in einer plötzlichen Schwüle schienen Baum und Blatt, Lüfte und Vögel gelähmt. Jetzt schriller Vogelaufschrei, fauchender Windstoß. Am Sommersitz der Lichtenau jagte der Kutscher gerade vorüber. Er wies mit dem Peitschenstiel nach den dichten Kronen des schönen Parkes, in denen ein Gewitterbrausen anfing zu wühlen, Blätter und Zweige abriß und über das Gitter weg auf die Straße fegt: »So läg die nu ooch uf de Straße, wenn unser neuer König ihr nich in die Festung Glogau ingelocht hätte.

›Das Weib, das meinen Vater täglich bestohlen hat‹ — ola ola«! [186] Er rief dem aufgeregten Pferd beruhigend zu. »Da kann se nu keene Zicken mehr machen, det Aas!«

Angewidert zog die Geheimrätin die Brauen zusammen: welche Roheit! Also auf der Festung Glogau, die aus allen Höhen Gestürzte! Und für wie lange? Aber schon verließen ihre Gedanken jene Frau, mit der sie einst sympathisiert und die sie beneidet hatte, und eilten zu Ragay. Was sollte sie nun machen, wie es anstellen, daß ihre eigenen Wünsche und die der behandelnden Ärzte sich deckten, und daß auch er, ihr ungezogener, jetzt so launischer und, ach, doch so heißgeliebter Liebling zufrieden war?

Sie war so tief in sorgende, alle möglichen Pläne hin und her wälzende Gedanken versunken, daß sie gar nicht bemerkte, wie furchtbar das Wetter war. Ihr langgestielter Sonnenschirm bot keinen Schutz, der Fächer auch nicht, die hochstehenden Federn vorn auf ihrem Hut hingen längst geknickt, der Regen strömte. Aber es war schon kein Regen mehr, es waren Güsse, die eine bis zum Überlaufen gefüllte Schleuse in Strömen ausschüttete. Der Kutscher fluchte und hieb auf das bockende Pferd, das nicht weiter wollte. Die Landstraße war keine Straße mehr, sondern ein Fluß. Plötzlich: krach! — grollender Donner, schwefliger Blitz, und wieder, wie in eins verschmolzen, Donner und Blitz. Das Pferd scheute und sprang zur Seite, in einen alten Eichbaum vor ihnen war der Blitz gefahren, hatte den gespalten und einen Ast, selber so dick wie ein mittlerer Stamm, heruntergeschlagen und quer über den Weg geworfen.

»Herr Gott, steh uns bei!« Der Mann zitterte, der Gaul auch, aber die Frau blieb ganz ruhig. Sie hatte aussteigen müssen, der Kutscher besänftigte das entsetzte Tier und führte es dann, es an der Trense fassend, auf einem Seitenweg um das die Straße sperrende Hindernis herum.

[187] Die Geheimrätin folgte, ihre niedrigen kleinen Schuhe waren nasses Seidenpapier, ihre dünne Linon-Chemise klebte jetzt wirklich an wie ein Hemd. Aber sie fühlte die Nässe nicht und auch

nicht die Kälte, die sich ihr dadurch bis ins Innerste stahl. Sie fühlte beides erst, fühlte es bis zu einer völligen Erstarrung, als sie, zu Hause angekommen, hörte: Ragay ist fort. Mit all seinem Gepäck und dem Diener Benjamin Klein.

[188]

15

Lieber Freund!

Hier ein Brief für Sie, der schon gestern einlief. Ich würde ihn auch heute noch nicht geschickt haben (weil ich ungern allein schreiben wollte und Lotte nicht konnte), wenn nicht ein gewisser Herr von Ubeck bei uns erschienen wäre und gefragt hätte, wo Sie jetzt in Potsdam wohnten. Ob nun gleich die arme Lotte still im Zimmer blieb, so könnte doch jener Herr sie zufällig gesehen haben und Sie, lieber Freund, mit der Nachricht beunruhigen, Lotte sei ernstlich krank. Das ist sie nun, Gott sei Dank, seit heute nicht mehr. Vom Andrang des Blutes, von einer Fülle fordernder Gesundheit gepeinigt, hat ihr ein Aderlaß Erleichterung geschafft — in Hinsicht des Körpers also nicht mehr krank, aber ihr Gemüt leidet. Als sie von Ihrer plötzlichen Abreise erfuhr, kamen Beängstigungen — oh, hätten Sie sie gesehen, wie die Gute litt! Der Kopf war benebelt, das Herz geängstigt. ›Was der Körper leidet, sieht man‹, sagte sie, ›die Verwundungen der Seele sieht man nicht.‹ Schreiben kann sie heute noch nicht, sie würde sonst wollen.

›Sage recht was Freundliches, und morgen schreibe ich gewiß. Ich habe keinen Augenblick Mißtrauen, aber unbegreiflich ist mir die Veränderung in Plan und Benehmen, die von allem, was er mir sonst sagte, so sehr abweicht.‹

Und das ist sie mir, nach dem, was Lotte mir erzählt hat, auch. Können Sie mir darüber einen Aufschluß geben? Und [189] auch darüber, wann eher Sie wohl wieder zu uns zurückkehren? Ich bin Ihr Freund — in welchem Grade ich es bin, das wissen Sie!

Morgen wird die gute Lotte schreiben. Da Sie sich, lieber Freund, unsrer mündlichen Unterhaltung für eine Weile entzogen haben, muß die schriftliche, soviel es irgend geht, diese ersetzen. Mit dem herzlichsten Anteil hoffen wir, daß es mit Ihrer Gesundheit schon besser geht. ›Gott mache ihn glücklich!‹ Oh, hätten Sie Lottens Stimme gehört, ihr Auge gesehen! Sie würden nicht daran zweifeln, daß Gott ein solches Gebet erhört. Er wird's. Und ich stimme herzlich mit ein: Gott mache Sie glücklich!

Ihr

Theodor Ursinus.«

Was antwortete man nun auf solchen Brief? Oder antwortet man besser gar nicht? Ragay, der in Potsdam, weit draußen in der Vorstadt, in einem angenehmen Logis am Fenster saß, lehnte sich verärgert in seinen Lehnstuhl zurück und seufzte: nicht einmal hier hatte man Ruhe. Gott sei Dank, daß Geheimrat Heim ihm dies Logis hier nachgewiesen hatte! Herr von Huguenin nahm sonst keine Fremden in seinem Landhaus auf, aber dem Arzt zuliebe, dem er Leben und Gesundheit verdankte, hatte er's gern getan. Oh, wenn sie doch gar nicht wüßte, wohin er entschwunden war! Vielleicht, daß es ihm dann gelänge, noch einmal wieder gesund zu werden. Noch sei es nicht nötig, die Hoffnung aufzugeben, hatte Heim gesagt — was der sagte, das war wahr.

Ach, leben, leben! Der Kranke beugte sich ein wenig vor und sog mit offenen Lippen sehnsüchtig die köstliche Luft ein, die, nach Wäldern und fernen Ackerfeldern duftend, zu ihm ins Fenster stieg. Oh, das tat gut, das tat gut! Er hüstelte und [190] brachte ein wenig Blut auf das Taschentuch, das er sich an den Mund hielt. Heim sei gepriesen, der nicht nachgelassen hatte: ›sofort aus der Berliner Luft, fort von der Französischen Straße‹. Der ihm so viel Energie eingeflößt hatte, daß er sich aufgerafft und den Mut gefunden hatte, hierher zu fahren. Nicht sehr weit fort, aber doch viel zu weit, als daß ein tägliches Beisammensein möglich gewesen wäre. Wie sie seine Flucht aufgenommen hatte, das zeigte ihm ja der

empfangene Brief.

Er las ihn noch einmal, er hatte ihn hastig aufgerissen gehabt und in ebensolcher Hast durchflogen: sie würde ihm doch nicht etwa nachsetzen? Nun las er ihn langsamer und jeden Satz erwägend. Das wollte er wohl glauben, daß sie krank geworden war, als sie von Charlottenburg zurückkehrte und ihn nicht mehr fand. Wie mochte sie getobt haben, alle Räume nach ihm durchsucht! Sie konnte, sie wollte es nicht glauben, daß er fort sei — Schreie, Tränen, Krämpfe, Ohnmachten — der arme Ursinus, der konnte ihm ordentlich leid tun. Oh, er kannte ja ihre Leidenschaftlichkeit zur Genüge! Ihre Leidenschaftlichkeit im Zorn und im Haß ebenso groß wie in der Liebe. Noch spürte er ihren Biß an der Kehle und ihre Hände, die so schlank und zart waren und doch wie Männerfäuste Kräfte hatten. Nein, er ging nicht mehr zurück! Ragay schauderte.

›Aufschluß darüber, wann eher Sie wohl wieder zu uns zurückkehren‹ — niemals, niemals! Nicht mehr nach der Französischen Straße, überhaupt nicht mehr nach Berlin. Nach Holland würde er gehen zu seiner Mutter — oder wenn da das Klima nicht gut für ihn war, irgendwohin in südlichere Gegend — vielleicht mit der Mutter. Charlotte hatte es ja gut mit ihm gemeint, sie würde gern für ihn sorgen — aber unmöglich! Er mußte allein sein, oder bei seiner Mutter. Ragay fühlte plötzlich eine ihm sonst unbekannte Sehnsucht nach dieser. Er sah sie deutlich vor sich mit ihrem alten, gar nicht schönen und [191] doch so lieben Gesicht. Es würde sich gut mit einer alten behaglichen Frau zusammen leben — um Gottes willen nur nicht mit einer jungen! Charlotte war ja eigentlich gar nicht mehr so jung, aber doch noch jung, viel zu jung. Wenn es ihr nur nicht einfiel, hierherzukommen, ihm eine Szene zu machen!

Er riß an der Klingel. Der Bediente erschien. »Warum hat er meine Adresse bei den Ursinus' hinterlassen?« fuhr er den an.

»Ich dachte — ich meinte —«, der junge Mensch stotterte erschrocken. Das war doch eigentlich selbstverständlich, daß man

in einer alten Wohnung die Adresse der neuen hinterließ, es konnte doch noch manches an Briefen kommen und an Nachfragen; es war auch sonst vielleicht noch allerlei zu erledigen.

»Ja, ja. Er hat recht.« Ragay war schnell besänftigt: ein ganz vernünftiger Bursche und eine treue Seele. Wie rasch und geschickt hatte er alles zusammengepackt, als es hieß: nun fort. Hatte eine bequeme Kutsche herbeigeschafft, ihn darein verladen, ihn, so rasch und so gut es nur anging, hierher gebracht. »Ihm wird es noch einmal recht gut gehen. Ich bin zufrieden mit Ihm!«

Und Benjamin Klein strahlte über diese Anerkennung seines Herrn. Er war mit einer Bedientenseele auf die Welt gekommen.

»Gebe Er mir Papier und Tinte!« Ragay ließ sich beides bringen, der Diener stellte ein Tischchen vor ihn hin: nun konnte der Herr Baron schreiben. Aber Ragay schrieb doch nicht; es hatte mit der Antwort ja Zeit, erst noch einmal den bewußten Brief lesen. Er las ihn zum drittenmal, und nun erst wurde er sich so recht klar über ihn. In diesem Brief war ja jeder Satz überlegt, jedes Wort, nichts ohne Absicht geschrieben. Sehr klug. Keine Vorwürfe, keine Anklagen — ›Sage recht was Freundliches‹ —. Ein Frösteln überlief den Kranken, [192] er wurde plötzlich ganz ängstlich. Er rief nach dem Diener: »Halte Er die Tür stets geschlossen, ich möchte nicht, daß mir ungefragt jemand hereinlaufen kann. Ich will überhaupt keinen Besuch — ich nehme niemanden an — keinen Menschen — auch Herrn oder Frau Geheimrat Ursinus nicht. Hört Er? Hat Er mich verstanden?«

Der Diener verneigte sich bejahend.

»Ich schlafe — ich bin nicht zu sprechen — oder ich bin ausgegangen — sage Er, was Er will, nur lasse Er mir keinen Besuch herein!«

Ragay atmete erleichtert: das war gut, daß er das beizeiten dem Klein eingeschärft hatte. Man konnte nie wissen, was ihr plötzlich einfiel. Sie war so sprunghaft, unberechenbar, jetzt sanft und zärtlich, eine Taube, jetzt eine Tigerin, die zerreißt. —

In dieser Nacht plagten den Kranken schreckliche Träume, er

schrie um Hilfe, so laut, daß der Diener erschrocken herbeieilte: was war geschehen?

»Nichts, gar nichts.« Der in Schweiß Gebadete lächelte matt; er hatte nur geträumt, aber häßlich, es ging ihm ans Leben. Er ließ sich das vom Schweiß genäßte Hemd ausziehen und ein anderes anziehen, aber sowie er wieder schlief, kamen auch die häßlichen Träume wieder. Da zwang er sich lieber, wach zu bleiben und mit offenen, fieberglänzenden Augen sehnsüchtig auf den erlösenden Morgen zu warten.

Sowie Ragay aufgestanden war und im Sessel saß, schrieb er die Antwort auf den Brief von Ursinus. Aber der Brief war ja gar nicht von Ursinus. Der hatte ihn wohl niedergeschrieben, aber sie, sie— ! Ragay sah sie bei ihrem Gatten am Schreibtisch stehen, die eine Hand leicht aufgestützt, den Gatten mit ihren seltsamen Augen fest bannend, so daß der schrieb, genau so, wie sie es dachte und wollte.

[193] Aber sie sollte nicht glauben, daß sie mit ihrem Brief irgend etwas erreicht hätte. Die Entfernung von der Frau gab Ragay Mut. Sehr artig, aber kühl, auf ihre Krankheit und ihre Ergüsse gar nicht eingehend, antwortete er; das beste war hier die Phrase. Er kam sich hart vor, aber er mußte ja so sein, er wollte doch noch leben. Ach ja, leben!

Und so schrieb er denn wenige Zeilen nur, mochte sie denken, er sei zu leidend, um mehr zu schreiben. Aber sie würde schon das Richtige denken, sie war ja so klug. »Les voeux de la meilleure des amies me sont fort chers, les vôtres ne me touchent pas moins.«

»Wie leidend sieht sie aus«, sagten die Bekannten, die die Geheimrätin mit der ergebenen Miene einer Dulderin am Arm ihres Gatten durch die Straßen schleichen sahen. Die Geheimrätin Suarez regte sich förmlich darüber auf: was hatte die arme liebe Seele nur? Vor wenigen Wochen noch das Bild blühender Gesundheit, strahlend schön, und jetzt, wohl noch schön, aber wie Marmor von einem kränklichen Weiß. Doktor Heim, der die Suarez

auch behandelte, wurde von der teilnehmenden Frau mit Fragen bestürmt: was für ein Leiden hatte denn die Ursinus? Heim zuckte die Achseln: durfte er denn sagen, ohne sein Renommee als diskreter Hausarzt zu gefährden, daß die Krankheitszustände, derentwegen ihn die Geheimrätin fortgesetzt rufen ließ, seiner Ansicht nach meist auf Einbildung beruhten? Oder waren sie sogar Verstellung? Sie wollte es durchsetzen, sie wollte den Mann dadurch zurückrufen, den armen Teufel, den er vor ihr zu Huguenin nach Potsdam geflüchtet hatte. Der Ragay sollte dort wenigstens in Ruhe sterben. Sie würde noch lange leben, wenn sie auch stöhnte in Herzkrämpfen und halber Ohnmacht: »Ich sterbe« und der geängstigte Gatte an ihrem Bett die Hände rang. Das waren alles nur Kri[194]sen der Nerven, Attacken, die das Blut einer unbefriedigten, nach Sättigung begehrenden Frau gegen alle anscheinende Keuschheit und nach außen aufrechterhaltene Wohlanständigkeit ritt.

Heim ließ sich nicht beirren. Die Geheimrätin war nicht gefährlich krank, er beruhigte den Gatten, der bei jedem neuen Übelbefinden seiner guten Lotte gleich die Fassung verlor; der, wenn sie stöhnte, wohl gar in Tränen ausbrach. Ein zum Betrogenwerden vorzüglich geeigneter, schon etwas kindisch gewordener Greis.

Heim war jedesmal unangenehm berührt, wenn die Ursinus nach ihm schickte: aber bitte, gleich kommen! Da hatte er doch Patienten, die seine Hilfe viel nötiger brauchten als diese Komödiantin. ›Komödiantin‹ nannte er sie, und doch war diese Sucht, etwas zu scheinen, was sie nicht war, auch eine Krankheit. Nur daß diese Krankheit noch keinen Namen hatte.

Die liebende Frau hatte auf den Geliebten gewartet: würde er denn nicht wiederkommen? Doch! Ursinus bestärkte sie darin. Ach, dieser alberne, alte Dummkopf mit seinem elenden Geschwätz! Es machte Charlotte krank, was Ursinus ihr in liebevoller Besorgnis, in seiner Abhängigkeit von ihr, die sie selber gezüchtet hatte und die ihr jetzt doch unglaublich lästig fiel, an Gründen aufzählte,

warum Ragay und warum er auf alle Fälle wiederkehren würde. Sie glaubte nicht mehr daran. Auch, wenn er nicht so ernstlich krank wäre, wie Heim es ihr, ihrer ewigen Quälereien müde, schonungslos gesagt hatte.

Ein paarmal war Charlotte in Potsdam gewesen mit Blumen und Süßigkeiten. Sie hatte den Kranken zu sehen verlangt, dem Diener ein Douceur in die Hand gedrückt, sich auch nicht gescheut, ihn mit flehentlichen Bitten zu bestürmen. Aber Benjamin Klein war fest geblieben, er war gut instruiert: sein Herr schlief, oder er war ausgegangen, auch konnte er niemanden in [195] die Wohnung einlassen, sein Herr hatte zugeschlossen. Das erstemal hatte Charlotte dann noch lange draußen gewartet: vielleicht, daß er sich doch noch anders besinnen würde, sie zurückrufen ließ, denn daß er nicht schlief und auch nicht ausgegangen war, das wußte sie ganz genau. In ohnmächtigem Zorn stand sie draußen und verkrampfte die Hände ineinander, ihre Nägel ließen in dem zarten Fleisch tiefeingedrückte Male zurück. Wenn sie ihn jetzt zu fassen bekäme, oh, er sollte es büßen! Aber dann war ihr Schmerz größer als ihre Rachsucht, sie ging hinter einen Busch des Gartens und weinte, weinte. Ihr war, als seien es blutige Tränen.

Beim zweitenmal war es ihr nicht besser gegangen. Aber wenigstens ein Gelee, aus isländisch Moos, Lakritzen und Honig gekocht, das sie selber bereitet hatte und das den Hustenreiz mildern sollte, nahm der Diener entgegen, »Er soll davon nehmen mit meinen Wünschen«, sagte sie, und dabei konnte sie es nicht hindern, daß ihr die Tränen stürzten.

Auf Briefe antwortete Ragay nicht mehr. Als sie Ursinus schickte: vielleicht, daß er den annahm, glückte es auch nicht. »Ich darf keinen Besuch hereinlassen, der Arzt hat es streng verboten, mein Herr hat eine sehr schlechte Nacht gehabt.« Auch ihr Hustengelee aus isländisch Moos brachte Ursinus wieder zurück. Der Kranke wollte keines mehr, es schmecke ihm zu bitter.

Nun fuhr Charlotte nicht mehr nach Potsdam, versuchte auch weiter nichts mehr — wozu alles? Aber sie hoffte, trotzdem sie

nicht mehr zu hoffen vorgab, dennoch, wenn sie auch Ursinus, sollte der es wagen, ihr von Hoffnung zu sprechen, so heftig anfuhr, ihn mit so funkelnden Blicken maß, daß er kleinlaut schwieg. Sie konnte, sie wollte nichts davon hören, besonders nichts, was dieser lästige Schwätzer sagte. Und doch lebte sie in der geheimen ständigen Unruhe einer Erwartung. [196] So hatte sie noch nie auf etwas gewartet in ihrem ganzen Leben, nicht in den öden Jahren im Hause der Eltern, so auf Erlösung, auf Befreiung von der Kette mit der schleppenden Kugel, nicht in der heißen Ungeduld auf das ersehnte Berlin. »Ragay, Ragay!« Sie stöhnte es in wilder Sehnsucht in ihrem einsamen Bett und biß in verzweifeltem Schluchzen ins Kissen.

Erst, als ihr die Nachricht kam, daß Ragay der Lungensucht erlegen war, die zuletzt einen rapiden Verlauf genommen hatte, wie Geheimrat Heim und Doktor Zenker in der Todesurkunde angaben, wurde sie ruhiger. Nun war er tot — tot! Ihre verzweifelten Tränen, ihre Krämpfe, ihre Ohnmachten ließen nach. Sie wurde allmählich wieder ganz ruhig.

Die Geheimrätin Ursinus fing wieder an aufzublühen, die teilnehmende Frau Suarez brauchte sich nicht mehr ihretwegen zu beunruhigen. Nun war sie wieder die schöne, die liebenswürdige Frau, die in ihrer sanften Munterheit und durch die Güte, mit der sie an den Geschicken ihrer Umwelt teilnahm, bei allen so beliebt war. Der Tod ihrer Mutter, der Frau von Weiß in Stendal, brachte den ungezwungenen Empfängen, die die Geheimrätin jetzt wieder aufgenommen hatte, nur für kurz eine Unterbrechung. Die Jugend mußte ihr Recht haben, warum sollten ihre kleinen Freundinnen, die jungen Mädchen und eben flügge gewordenen Backfische, die die schöne und elegante Frau anschwärmten, die harmlos-fröhlichen Nachmittage bei ihr entbehren? »Wozu trauern«, sprach die Ursinus, als jemand ihr kondolierte, »der Tod ist uns Menschen nun einmal allen bestimmt. Wir haben ja auch lange genug Zeit dazu, uns an diesen Gedanken zu gewöhnen.« Ob sie dabei wohl an

ihren Gatten dachte? Sie sah ihn an mit einem langen, nachdenklichen Blick.

Der Geheimrat Ursinus war recht abgängig geworden; es [197] war eigentlich ein Wunder, daß er sein Amt noch versehen konnte. Es hieß, seine Frau hülfe ihm dabei; sie weckte ihn jedenfalls immer auf, wenn er zu Hause über seinen Akten eingeschlafen war, und nach dem Kammergericht brachte sie ihn stets persönlich und holte ihn auch wieder von da ab. Eine ganz vorbildliche Gattin, eine Frau, die sich mit Liebenswürdigkeit zu opfern verstand. Denn es mußte für sie, die immerhin doch noch jugendlich war, gar nicht leicht sein, Tag und Nacht auf diesen Greis angewiesen zu sein und sich den begreiflichen Launen seines Alters, wenn sie auch niemals darüber klagte, zu fügen. Wer würde den Stein auf sie werfen, wenn sie, die noch Ansprüche an Leben und Liebe zu stellen berechtigt war, sich vielleicht einen Hausfreund hielte? Aber nichts davon. Es waren meist nur ältere Leute, die zu den abendlichen Gastereien im Ursinusschen Hause gebeten wurden. Kein Mann konnte sich der besonderen Gunst der Frau rühmen, die durch die Eleganz einer mit besonderem Geschmack gewählten Toilette und dem Zauber ihrer wohlgepflegten Erscheinung noch immer imstande gewesen wäre, Männerherzen für sich zu gewinnen. Das fiel dieser seltenen Frau aber gar nicht ein.

»Das Vorzüglichste, auf das wir zu achten haben und was uns Ehre und Ansehen in einer Welt verleiht, die so leicht geneigt ist, über noch so Unschuldige den Stab zu brechen, ist unser guter Ruf. Das merke dir, mein Kind!« sprach sie und hob einem jungen Mädchen ihrer Gesellschaft, das sich zärtlich-verehrungsvoll an sie schmiegte, eindringlich-ernsthaft lächelnd, mit dem Zeigefinger das rosige Kinn.

16

Wenn die Frau mit diesem langen nachdenklichen Blick ihren Gatten ansah, dann dachte sie jedesmal: wie lange noch? Wollte er es denn ewig machen? Konnte dieser, stets an Durchfällen leidende, von allerlei Erscheinungen des Alters geplagte und gar nicht mehr appetitliche Mann nicht endlich seine Augen schließen? Wie konnte man bloß so lange leben?! Sie war jetzt nichts weiter als die Wärterin eines unappetitlichen kindischen Greises. Und wenn sie darüber nun ganz verblühte? Wenn ihre Erscheinung nun mehr die einer Ruine war, was nutzte es ihr dann, daß sie Witwe war? Sie war sehr unglücklich.

Eine Ungeduld, nicht mehr zu zügeln, erfaßte ihr Herz. So wie damals in Stendal, als sie es in Erwägung gezogen hatte, selber den Minister aufzusuchen, der Versetzung nach Berlin halber, so trat sie auch jetzt vor ihren Spiegel. Jede Hülle fiel. Und sie mußte mit scharfen, sich nicht betrügenlassenden klaren Augen sehen, daß ihr Körper nicht mehr der gleiche war, nicht mehr das schlanke, wunderbar reine Ebenmaß der Formen hatte. Wohl war der Nacken noch schön, und die Arme waren klassisch, aber die Hüften hatten an Schlankheit verloren, der Busen stand nicht mehr so fest und prall mit rosigen Knospen. Es war der Körper einer Frau, die gelebt und geliebt hatte. Und wenn sie das noch einmal wollte, leben und lieben, dann war es jetzt Zeit. Selbst ihr Gesicht kam ihr so schön nicht mehr vor. Zeit, höchste Zeit!

[199] Gab es denn einen, nach dem sie Verlangen getragen hätte? Zurzeit keinen. Aber es könnte doch einer kommen — es gab ja viele Männer in der Welt — und sie würde dann auch Geld haben,

Geld genug, um das auszugleichen, was jetzt an ihrer Jugend und an ihrer Schönheit schon fehlte. Aber nicht lange durfte es mehr dauern.

Der fünfundsiebzigste Geburtstag von Ursinus war angebrochen, ein Tag, den er besonders zu feiern wünschte. »Wer weiß, ob ich noch den sechsundsiebzigsten erlebe«, sagte er weinerlich. Sein Amt hatte er nun schon seit einiger Zeit aufgeben müssen, es war, trotzdem seine Gattin ihn in jeder Weise stützte, nicht mehr damit gegangen. Er hatte ja auch noch eine schöne Pension neben seinem Vermögen, hatte seinen Titel und Rang und durfte nun den ganzen Tag bei seiner guten Lotte daheim bleiben. Ach, es war etwas Wunderschönes, mit seiner Frau so zu leben! ›Wie die Turteltauben, wie die Turteltauben!‹ Er griff nach ihr mit seinen dürren Armen und schmatzte sie weidlich ab. Sie duldete es, aber sie mußte die Zähne aufeinanderbeißen, um nicht laut herauszuschreien: »Ich halte es nicht mehr aus!«

An diesem fünfundsiebzigsten Geburtstag schien sie es ganz vergessen zu haben, daß sie es nicht mehr aushalten konnte. Sie war sehr lieb zu ihm. Einen Gabentisch hatte sie aufgebaut, auf dem alles zu finden war, was er sich im stillen gewünscht hatte. Warum sollte sie ihm nicht noch Freude machen? Und mit Blumen hatte sie ihn überschüttet. Eine Blumengirlande umwand seinen Platz am Tisch, seinen Sessel, auf dem er vormittags zu schlafen pflegte, und auch den, auf dem er nachmittags schlief. Gewinde, herbstliche Astern und Tannengrün. Es roch in der Wohnung wie in einer Friedhofskapelle, in der Kränze einen Sarg schmücken.

Die Frau ging umher mit witternden Nüstern: ah, das roch [200] gut, das roch gut! Zum Abend hatte sie Freunde gebeten. Man war recht vergnügt. Die Köchin hatte nach Anweisung ihrer Herrin ein wirklich sehr leckeres Mahl bereitet — die zarten Schleie plätscherten noch im Zuber, als der erste Gast schon klingelte, die gebackenen Hähnchen zeigten gerade die richtige Bräune, und die Apfeltorte duftete so verlockend, daß man sich schon vorher sagen durfte: die ist wohlgeraten.

Der also Gefeierte ließ es sich prächtig schmecken. Er aß mehr, als er es sonst an der Gewohnheit hatte, für gewöhnlich nahm er abends nur eine Suppe. Aber ein Geburtstag macht eine Ausnahme, besonders wenn es ein fünfundsiebzigster ist.

Er saß strahlend oben am Tisch, einen Kranz, den ihm jemand zum Scherz aufgestülpt hatte, schief auf dem nackten Schädel. Seine Frau, deren Schönheitssinn das beleidigte, wollte ihm den Kranz abnehmen, aber er litt es nicht; er behielt ihn auf während des ganzen Abends.

Ihr war es, als drehe sich der Magen um, wenn sie ihn ansehen mußte. Wenn es irgend anging, vermied sie es. Sie war überhaupt heute nicht so unterhaltend und geistig lebendig, wie sie es sonst in Gesellschaft zu sein pflegte; es schwebte wie ein Hauch von Wehmut um sie. Ach, die gute Gattin mochte wohl denken: der fünfundsiebzigste! Ob ich wohl noch einmal einen Geburtstag mit ihm feiere?

Blicke, die diese sanfte Wehmut in ihr verstanden und zu achten wußten, trafen sie. Der Geheimrat Menke, ein hochgestellter Beamter und zugleich liebenswürdiger Verehrer des schönen Geschlechts, brachte einen Toast aus. In erster Linie natürlich auf das Geburtstagskind, versäumte es aber nicht, in galant verschnörkelten Redewendungen die schöne Gastgeberin, die liebenswerteste Gattin und Freundin, den Stern am Himmel aller Frauen, begeistert zu preisen.

Die Stühle rückten, die Gäste sprangen auf, die Gläser stie[201]ßen mit kristallenem Klang hell zusammen. Es war ein allgemeiner Tumult, Lachen und Hochlebenlassen. Gutes Essen, guter Wein hatten ihre Wirkung getan.

Als die Geheimrätin hinter den Stuhl ihres Gatten trat, um mit ihrem Glas das seine, das er in zitternder Hand schwankend hochhielt, zu berühren, lehnte er seinen Kopf an ihren Busen und seufzte aus Herzensgrund: »Meine Lotte, ich danke dir, welch schöner Abend! Ich fürchte nur, ich habe zuviel gegessen.«

»Du wirst schon nicht.« Sie strich ihm lächelnd über die erhitzte

Stirn: »Für alle Fälle gebe ich dir nachher ein Löffelchen voll Natron.«

Wie vorsorglich diese Frau war! Da war sie heute nachmittag noch in die Flittnersche Apotheke gegangen und hatte von da mitgebracht, was nötig sein konnte.

Es war eine äußerst wohlgelungene Feier, sie wurden alle, je weiter der Abend vorrückte, immer gesprächiger und heißer. Nur die Dame des Hauses blieb still und kühl. Eine Unruhe, die sie nicht meistern konnte, eine innere beklemmende Angst spiegelte sich wider in ihren heute leicht schielenden Augen. Dies leichte Schielen war ihr von jeher eigen, wenn ihre Nerven besonders rebellisch waren, aber es war nicht häßlich, es gab diesen schillernden, geheimnisvoll-unergründlichen Augen sogar einen besonderen Reiz.

Als die Gäste endlich gegangen waren, sank sie auf einen Stuhl: das war ein schwerer Tag für sie gewesen und war trotz allem auch ein schwerer Abend. Würde ihr der morgende Tag die ihr so nötige Ruhe bringen?!

Der neue Tag würde bald anbrechen, schon ging es auf Mitternacht. Sie brachte ihren Gatten zu Bett, half ihm beim Auskleiden, denn Ursinus war nicht mehr ganz fest auf den Füßen, er, der sonst stets Mäßige, immer um seine Gesundheit Besorg[202]te, hatte heute des Guten entschieden zuviel getan. Er fühlte seinen Magen zu voll und bat sie nun selber um das heute von ihr besorgte Natron. Sie zögerte einen Augenblick: »Willst du es wirklich nehmen?« Aber da er danach verlangte, ging sie nach ihrem Zimmer und holte es. Sie rührte ihm eine genügende Portion in seinen allabendlichen Schlaftrunk aus Zitronensaft und Zuckerwasser — er trank es — und dann deckte sie ihn zu und gab ihm den Gutenachtkuß: »Schlaf wohl!«

Leise schlich sie dann aus der Stube — schon schlief er. Der Diener, die Köchin und die Zofe waren bereits hinaufgegangen, sie waren auch müde. In der Küche standen noch Geschirr und Gläser herum, in den Zimmern Stühle und noch nicht ganz fertig

abgedeckte Tische; es war das Bild einer noch nicht aufgeräumten nächtlichen Wohnung nach einer größeren Gasterei. Die Geheimrätin legte Riegel und Kette vor an beiden Türen, am vorderen wie am hinteren Aufgang; sie tat es mit zitternden Händen, so wie sie es einstmals getan hatte, bebend vor Ungeduld in der Erwartung ihres Geliebten.

Alles still, alles sicher, sie war mit Ursinus allein in der Wohnung. Ganz allein. Ein seltsames Ziehen verzerrte ihren Mund, es sah aus wie ein Lachen und war doch keines: er glaubte doch so fest an Winke des Schicksals, an eine dem Menschen Vorahnungen schenkende, über ihn bestimmende Macht, hatte ihn denn nichts, gar nichts gewarnt? Selber hatte er danach verlangt!

In einer qualvollen Unruhe fing sie an zu räumen, stellte Geschirr und Gläser zusammen. Sie war sehr müde — nein, müde eigentlich nicht, erschöpft. Aber wie konnte sie sich ins Bett legen?! Es wäre, um wahnsinnig zu werden, Natürlicher wäre es jedoch auf alle Fälle, sie zöge wenigstens ihr Kleid aus und legte ein Nachtgewand an. Sie tat es. Und dann sank sie auf einen Schemel in der Küche, stützte die Ellbogen auf die Knie und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

[203] Kein Laut von der Straße, auch kein Laut in der verödeten Wohnung. Da — plötzlich ein Ruf! Das war Ursinus' Stimme: »Lotte!« Was war ihm — wie war es ihm?! Der Ruf klang so ängstlich.

Sie fand ihn aufgerichtet im Bette sitzend, mit einer Übelkeit ringend.

»Ich habe doch zuviel gegessen — oh, o weh!« Er stöhnte und wand sich, die Hände gegen den Magen gestemmt, in Schmerzen.

Wie entsetzlich er aussah, ganz verzerrt vor Qual! Sie empfand heftiges Mitleid und zugleich jähe Angst. »Soll ich dir nicht ein Brechmittel geben?«

Er wehrte ächzend: »Nein, nein — Natron — mehr Natron!«

»Ein Brechmittel wäre aber besser.«

»Nein — nein!« Der kalte Schweiß war ihm ausgebrochen, sie

wischte ihm die Angsttropfen ab, die Zähne schlugen ihm aufeinander, genau so wie ihm in schüttelndem Frost. Sie stürzte in die Küche: heißes Wasser! Eine Wärmflasche, eine Wärmflasche füllen, an die erkaltenden Füße legen!

Warum reißt sie nicht an der Klingel, warum weckt sie ihre Dienerschaft nicht — sie hat doch eine Klingel nach oben und auch eine nach unten zum Portier — warum jagt sie jetzt nicht einen von ihnen zum Arzt?! Ursinus sieht wie ein Sterbender aus. Ein Brechmittel! Schnell! Ein Brechmittel, das schafft alles wieder heraus.

Er verlangt dringend nach Natron. Sie gibt es ihm jedoch nicht zum zweitenmal, sie will ihm lieber das Brechmittel aufdrängen, aber er preßt die Lippen zusammen und wehrt sich: kein Brechmittel, er braucht kein Brechmittel, er bricht schon von selber. Unter unsäglichen Qualen.

So geht es fort bis zum Morgen. Sie ist allein mit ihm während der ganzen Nacht. Als die Dienerschaft am Morgen er[204]scheint, noch verschlafen, herrscht die Herrin sie an, ganz außer sich: »Warum hat denn keiner von euch gehört? Ich habe die Klingel fast abgerissen, die nach oben, wie die nach unten. Der Herr Geheimrat ist krank, wie mir scheint, ist sein Magen überladen. Laufe einer, hole er schnell einen Arzt! O weh, auch mir ist sehr übel!«

Die Frau, noch immer im Nachtgewand, die Haare aufgelöst, gelb im Gesicht, die Lippen erblaßt, zitterte wie ein Blatt in scharfwehendem Wind.

Ärztliche Kunst hatte nichts mehr vermocht; sowohl Generalchirurgus Laube wie Geheimrat Heim hatten zur Ader gelassen, Senfpflaster gelegt und Tropfen verordnet. Es war alles umsonst. Den Tag nach seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag starb am Spätnachmittag der Geheime Justizrat am Kammergericht und Regierungsdirektor Theodor Ursinus, wie die Ärzte konstatierten, infolge eines Nervenschlags.

Wie tragisch, gerade nach der Feier so froh begangenen

Geburtstages! Die trauernde Witwe bekam viele Kondolationen.

In dem Berlin jener Jahre, in dem man sich noch kannte in der sogenannten Gesellschaft, in dem man noch nicht aneinander vorbeirannte, ohne Ahnung vom Schicksal des einen und des anderen, machte dieser Tod Aufsehen. Nicht des Toten wegen, der war ein alter Mann, zu nichts mehr nütze, dem war zudem der Himmel hold gewesen, daß er ihn so rasch zu sich genommen hatte, ohne vorhergegangenes langes Leiden, sozusagen mitten aus einer fröhlichen Feier heraus, aber man bedauerte die Witwe, die nun, da sie keine Kinder hatte, so ganz allein war. Sie hatte niemanden, der ihr verwandtschaftlich nahestand, außer einer alten, halbgelähmten Tante, der Schwester ihrer verstorbenen Mutter in Charlottenburg. Denn von den Verwandten, die sie noch in Spandau hatte, trennte sie — [205] ›auf ewig‹, wie sie sagte — eine ihr einst zugefügte, nie wieder gutzumachende Kränkung. Aber sie brauchte ja diese Spandauer Verwandten auch gar nicht, sie hatte Freunde, treue Freunde, die sie sich durch ihr warmes, an allem menschlichen Ergehen teilnehmendes Herz erworben hatte. In den ersten Wochen nach des Geheimrats Tod war das Haus in der Französischen Straße ein Taubenschlag, Besuche flatterten ein, Besuche flatterten aus. Junge schwärmende Mädchen gaben an der Tür Blumen ab und schickten Verse, die nahezu Liebesgedichten gleichkamen.

Auf ihrem Sofa im Empfangszimmer sitzend, ganz in Schwarz gehüllt — einen schwarzen Schleier, der ihr vortrefflich stand, sogar über das noch von keinem grauen Fädchen durchzogene blonde Haar gelegt —, nahm die Geheimrätin die Kondolationen entgegen. Sie weinte nicht, sie war eine starke Frau, aber an dem Ton ihrer Stimme, die wie vom Schmerz verschleiert klang, merkte man, wie sie litt.

»Es ist so einsam um mich her«, klagte sie, »so unendlich einsam. Ich höre seine Stimme bei Tag und bei Nacht — ich denke immer, jetzt ruft er: ›Lotte!‹ Besonders seinen letzten Ruf in jener Nacht — ›Lotte‹ — so voller Angst und Qual, so voller« — sie

stockte — »den höre ich immer. Ich möchte mir die Ohren verstopfen.« Und hierin sprach sie die Wahrheit.

Die Ursinus schlief schlecht, trotz der beruhigenden Mittel, die sie sich von dem nun zu ihrem Hausarzt avancierten Generalchirurgus Laube verschreiben ließ. Heim hatte behauptet, zuviel zu tun zu haben, er könne nicht immer gleich springen, wenn die Frau Geheimrätin ihn wünsche.

Es war merkwürdig, sie hatte Ursinus gar nicht geliebt, auch nicht geliebt, als er noch jünger und ansehnlicher gewesen war — hatte sie ihn eigentlich nicht immer schon gehaßt? War er ihr nicht, als sie ihn heiratete, nur Mittel zum Zweck gewesen? [206] Und nun mußte sie doch immer von ihm sprechen. Er drängte sich in jedem Satz, den sie sprach, ihr auf die Lippen, sie träumte von ihm, sie sah, sie hörte ihn. Das kam daher, sie dachte immer an ihn. Keine liebende Gattin kann so viel an ihren verstorbenen Gatten denken, wie sie es jetzt an Ursinus tat. Sie haßte ihn dafür auch jetzt noch. Hatte er sie in all den vielen Jahren nicht genug belästigt, mußte er jetzt, da er tot war, nun auch noch kommen? Ursinus am Morgen, Ursinus am Abend, Ursinus bei der Nacht. Sie sah seine eingetrocknete hagere Gestalt gebeugt durch die Zimmer schleichen — jetzt hüstelte er — jetzt faßten seine kalten Greisenfinger ihre Hand — und jetzt, o Gott, jetzt drückte sein welker, durch fehlende Zähne eingesunkener Mund ihr sogar den gewohnten schmatzenden Kuß auf die Stirn! Sie kreischte laut auf.

»Die Gnädige hat wieder ihre Tour«, sagte die Dienerschaft draußen. Aber gleich darauf kam die Gnädige in die Küche, und es war, als sei sie es nicht gewesen, die eben drinnen so aufgeschrien hatte.

Die Ursinus entließ ihre bisherige Dienerschaft, sie war nicht zufrieden mit ihr; seit sie so versunken in ihren Kummer war, daß sie nicht alles kontrollieren konnte, machte die es sich zunutze. Nun suchte sie neue Leute. Eine Köchin brauchte sie überhaupt nicht mehr — wozu auch? — wenn man so versunken ist in Trauer, gibt man keine Gastereien; Diener und Zofe genügten vollständig.

Die bekannten Damen gaben ihr recht, die Geheimrätin verstand ja selber alles, und es würde ihr sicher gut tun, wenn sie so gewissermaßen gezwungen wurde, ihrem Kummer weniger nachzuhängen.

Es war ein Zufall — oder war es vielleicht doch kein Zufall, sondern der Wink einer höheren Macht, wie Ursinus es immer geglaubt hatte? —, daß ihr bei einer Vermittlungsstelle der Diener Benjamin Klein angeboten wurde. Nun glaubte auch sie [207] an diesen Wink einer höheren Macht: ja, sie sollte ihn nehmen! Mit einemmal war Ragay wieder bei ihr, die ganze selig-unselige Zeit mit ihm lebte wieder auf. Erregt, fast verlegen stand die sonst so Gewandte vor diesem armseligen Menschen, der seit Ragays Tod schon mehrmals die Stelle hatte wechseln müssen und ein wenig heruntergekommen war. Er war froh, in dem Haus, dessen bequeme Auskömmlichkeit ihm noch in angenehmer Erinnerung lebte, anzukommen. Mit keiner Miene verriet er, daß diese stolze Dame einst, um Eintritt bettelnd, vor ihm gestanden hatte. ›Es wird Ihm noch recht gut gehen‹ sollte dieses Wort seines vormaligen Herrn, von dem er mit großer Anhänglichkeit sprach, schon jetzt zur Wahrheit werden?

Die Geheimrätin bedauerte es nicht, den Klein genommen zu haben, im Gegenteil; als sei keine geraume Spanne Zeit inzwischen verstrichen, so fügte er sich wieder ein, er hatte nichts vergessen, er wußte noch, wie sie es gehalten wünschte, und besonders die Zimmer, die sein Herr Baron einst bewohnt hatte, hielt er mit ganz besonderer Sorgfalt und wie ein Heiligtum in Ordnung.

Nun war Ragay wieder im Hause. Er ging mit seinen elastischen Schritten wieder durch die Zimmer. Die Frau hörte sein Lachen — jetzt hustete er nicht — er war wieder so jugendlich stark wie vormals, als sie ihn kennenlernte, ein eleganter, verführerisch hübscher Kavalier. Er klopfte abends, wenn alles schon schlief, wieder leise an ihre Tür, und sie tat ihm auf. Vor ihm trat Ursinus allmählich wieder zurück, suchte sie nicht mehr so viel heim. Gott sei gedankt!

Was der Ursinus keine Anrufung Gottes hatte geben können, kein Gebet in den Betstunden, die der berühmte Prediger Bange unter großem Zulauf alle Freitagabend im Dom abhielt, das wurde ihr jetzt gegeben. Und wie hatte sie doch gefleht, [208] verzweifelt mit den Anfechtungen gerungen, die ihr mit so eisernen Händen das Gewissen zusammenpreßten, daß sie glaubte schreien zu müssen: ›Stäupt mich, hängt mich, enthauptet mich, ich, ich hab's getan!‹

Wenn Gotthold Bange von der Kanzel herab auf die dichte Menge seiner Gläubigen herabblickte, war ihm immer eine schwarze Frauengestalt aufgefallen, die, obgleich sie sich beugte und den Kopf beständig gesenkt hielt, doch noch höher ragte als alle die andern. Es waren meistens Frauen, die sich da unten drängten, Frauen aller Altersstufen und aller Schichten. Er sprach über »Versuchung zur Sünde«, er beleuchtete sein Thema an jedem Freitagabend von einer anderen Seite. Es gab ja so unendlich viele Versuchungen zur Sünde. Er war unerschöpflich in Varianten — Lüge, Unzucht, Dieberei, Ehebruch, Neid, Verleumdung — er rüttelte dergestalt an den Gemütern seiner Zuhörerinnen, daß sie mit Seufzern und Stöhnen zusammenbrachen. Dann hieß es: »Kniet nieder, alle, die ihr bereut!« Auch er warf sich auf seine Knie und streckte die Hände gen Himmel: war er denn nicht auch ein sündiger Mensch und gegen Versuchungen zur Sünde nicht gefeit? Mit einer Inbrunst, die an Fanatismus grenzte, rief er dann den Geist Gottes auf die Versammlung herab, damit der durch die Reihen gehe, unsichtbar und doch sichtbar für wahrhaft Gläubige und wahrhaft Bereuenden seine Hand auflegte: »Meine Tochter, dir ist vergeben.« Er verstand es meisterhaft, zu Tränen zu rühren, er selber weinte mit, es war ein allgemeines Weinen und Schluchzen.

Aber die Ursinus, schwarz verhangen, einfacher als sonst gekleidet, damit niemand sie erkenne, konnte er nicht auf die Knie zwingen, sie nicht in Tränen zerfließen machen. Sie blieb ungerührt. Dies alles waren nur kleine und kleinliche Sünden, die ihre war weit größer, viel zu groß. Sie spürte darum auch [209]

nichts von dem Geist, der die Hand auflegt: »Meine Tochter, dir ist vergeben«, sie spürte nur mit einem empfindlichen Feingefühl, das aus einer Ähnlichkeit mit ihr selber entsprang: Bange spielt heut wieder vortrefflich. Sie war skeptisch geworden. Nein, der berühmte Prediger Bange konnte ihr nicht die Ruhe wiedergeben, die sie so nötig hatte! Aber der Bediente Benjamin Klein, der hatte es getan. Mit ihm war Ragay wieder eingezogen, und in Erinnerungsgenüssen schwelgend verlor die Witwe die Unruhe.

Benjamin Klein war ihr Vertrauensmann: einen Menschen muß man doch haben, vor dem man sich keine Maske vorbindet. Und auf ihn konnte sie sich verlassen. Er war ja auch so abhängig von ihr; sehr starker Gesundheit war er nicht, schweren Dienst konnte er nicht versehen; er hatte auch eine alte Mutter und eine blinde Schwester, die er unterstützen mußte, und sie tat sehr viel an den beiden. Dafür ging nun Benjamin Klein umher und pries, wo er nur konnte, die Güte und den Edelmut seiner Herrin.

Auch die neue Jungfer war nach der Herrin Geschmack: ein schon ältliches Mädchen, still und verschwiegen. Die Ursinus hätte gern aus den beiden ein Paar gemacht, es gelüstete sie, eheliche Freuden wenigstens in der Nähe zu haben und den Duft derselben zu verspüren, wenn sie die selber denn nicht haben konnte. Aber ihr eigenes Geschick war in diesem Fall umgekehrt: der Bursche wohl an die zwanzig Jahre jünger als die Jungfer,

Doch warum sollte sie, sie selber denn nicht noch erlaubte Freuden genießen, eine Ehe schließen, die wirklich eine Ehe war? Der Geist Ragays würde nichts dagegen haben, und Ursinus erst recht nichts. Das Trauerjahr war nun längst vorüber, sie mußte versuchen, wieder Männer ins Haus zu ziehen. Es konnte ihr dies ja nicht schwer fallen, sie war noch ansehnlich [210] und hatte Geld und würde noch mehr von Tante Christiane erben; aber an deren Geld dachte sie weniger, wenn sie ihr baldige Erlösung wünschte. Das gute alte Fräulein litt viel; die Beine waren gelähmt, versagten den Dienst, und die Augen waren auch schlecht geworden.

»Aber, bestes Tantchen, du sollst doch nicht so viel weinen, das

viele Weinen wird dich noch blind machen«, sagte die Nichte, wenn sie bei ihr saß. Und das tat sie jetzt öfters, sie hatte ja nun so viel müßige Zeit. Wenn es ganz schlecht mit Christiane Witte stand, so blieb sie sogar wohl einmal ein paar ganze Tage bei ihr draußen. Für gewöhnlich holte Benjamin Klein sie mit einem Wagen ab, denn seit dem furchtbaren Gewitter von damals war sie etwas nervös geworden — und doch, Donner und Blitz schreckten sie wenig, aber Erinnerungen. Dann stieg sie wohl auch für eine Strecke aus, ließ den Wagen vorausfahren und ging ein Stück zu Fuß durch den Tiergarten. Stolz und stattlich wandelte sie, der Diener zehn Schritte hinter ihr drein. Aber wenn niemand in Sicht war, dann ließ sie ihn neben sich kommen und unterhielt sich mit ihm. Er war der einzige, der um Ragay gewesen war in der letzten Zeit: Warum hatte Ragay sie eigentlich nicht sehen wollen? Wußte der Diener vielleicht den Grund? »Wir waren doch so befreundet! Hat sein Herr nicht von mir gesprochen?«

»Oft!« Benjamin Klein war schlau genug, ihr das zu versichern mit treuherzigem Gesicht. Er ließ es sich nicht merken, daß er Bescheid wußte, hatte er doch die Gnädige vor des Herrn Ragay Bett knien sehen und gehört, wie sie ihm zärtliche Worte gab. Aber der Herr Ragay hatte nichts von ihr wissen wollen. Er hütete sich wohl, das zu sagen, das könnte ihm ja die gute Stellung kosten; so erzählte er ihr, wie oft der arme Herr von ihr gesprochen hatte. Mit Tränen. »Denn er wußte ja, daß er sterben mußte. ›Ach, Benjamin‹, sagte er oft, ›könn[211]te ich doch bei ihr sein! Aber es ist besser, ich sterbe einsam, es fiele mir sonst zu schwer, Abschied zu nehmen. Und ich will auch niemanden ins Gerede bringen.‹ Ach, der arme gute Herr, sein letzter Gedanke galt der gnädigen Frau!« Und der treue Diener schnüffelte und fuhr sich mit der Hand unter der Nase her.

Die Ursinus argwöhnte, daß er log, sie glaubte kaum etwas von dem, was er erzählte, aber es war doch so schön, wunderschön, so etwas zu hören. Immer wieder fing sie von Ragay an. Und Benjamin Klein erzählte geläufig.

Die Geheimrätin Ursinus war die stolze Charlotte von ehemals nicht mehr. In den Vierzig bleibt man so stolz nicht mehr. Sie ließ es sich angelegen sein, einen Mann zu finden. Merkwürdig genug, daß sie noch keinen gefunden hatte! Warum so einsam die noch bleibenden Jahre vertrauern? Auf die Dauer genügten die schwelgenden Erinnerungen an Ragay doch nicht. Sie war jetzt wieder wie der Sträfling, der mit Kette und Eisenkugel den Karren schiebt, Eisenhörner am Kopf, und nur verstohlen von den Wällen einen Blick erhaschen kann in weites, besonntes Land. Sie fing an zu leiden. Beängstigungen stellten sich wieder ein, Krämpfe und Ohnmachten. »Krisen«, sagte ihr Hausarzt, »es liegt in den Jahren, gnädigste Frau.«

Die Ursinus stöhnte, Angst vor dem Altwerden hetzte sie. Sollte sie vielleicht werden wie Tante Christiane? Ein jämmerliches altes Dämchen, das seine Gedanken nicht mehr recht beieinander hat, das von vergangenen Tagen mit dem Geliebten plappert und von dem erhofften Glück, als wäre das gestern gewesen? Oh, wie schrecklich ist es doch, alt zu werden! Noch war sie es nicht, aber der Gedanke daran und die Furcht davor verließen sie keinen Augenblick. Wo sie ging, wo sie saß, was sie tat, sah und hörte, immer war wie ein Gespenst das Al[212]tern bei ihr. Niemals hatte sie sich Kinder gewünscht, jetzt hätte sie gern welche gehabt: Kinder wären verpflichtet, sie zu lieben. Ihr schuldete niemand Liebe. Ein Überdruß am Leben kam über sie: was hatte sie denn noch zu erwarten, wenn niemand sie lieben wollte? Das beste, sie machte ein Ende, zusammen mit Tante Christiane. Die betete so oft: »Herr, mach' ein Ende, mach' ein Ende mit mir!« Mein Gott, es war doch gar nicht schwer, ein Ende zu machen — oder war es doch schwer? Wenn sie an jene letzte Nacht mit Ursinus dachte, dann kam es ihr freilich schwer vor; er hatte sich schrecklich quälen müssen. Man mußte eben mehr nehmen. Aber wieviel?

[213]

17

Der Chirurgus Pohl war ein gefälliger Mann, er besorgte bereitwillig etwas Pulver gegen Ratten und Mäuse. Die Geheimrätin hätte es zwar auch wieder in der Flittnerschen Apotheke holen können — man bekam es zurzeit überall — sie war auch darum schon dort gewesen, aber dann hatte sie nur Malzzucker verlangt. Sah der Provisor sie über seine Brille nicht ganz seltsam durchdringend an?

Der Chirurgus Pohl war kein großes Licht, doch die Tante hielt auf ihn. »Mit was mir noch zu helfen ist, das kann der gute Pohl auch besorgen«, sagte sie, wenn die Nichte noch einen andern Arzt herbeirufen wollte. »Wirklich helfen kann mir nur der Tod. Dann werde ich mit ihm vereint sein!« Sie dachte an den, den sie geliebt hatte, und fing wieder einmal an zu weinen. »Nimm sein Bild von der Wand, Lottchen, stell' es hier dicht neben mich. Oh, wie glücklich werde ich sein, wenn ich ihn wiedersehe!«

Also die Tante glaubte an ein Wiedersehen nach dem Tode? Ganz fest. Und freute sich sehr darauf. Sie, die Ursinus würde das nicht so freuen. Freilich, Ragay wiederzusehen, das brauchte sie nicht zu scheuen — aber Ursinus?! Doch wer sagte denn, daß Tante Christiane recht hatte? Nein, man sah sich nicht wieder nach dem Tode; tot ist tot, aus ist aus. Ob sie einmal an Bange schriebe, ihn bäte, zu ihr zu kommen? Sie möchte gern wissen, was er über das Wiedersehen nach dem Tode dachte; es konnte nicht auffallen, wenn sie, die Witwe, ihn da[214]nach fragte. Sie schrieb an Bange. Doch der Oberhofprediger kam nicht, schützte dringende Abhaltung vor.

Bange hatte geschwankt: aber nein, er wollte, er konnte sie nicht wiedersehen! Jetzt erst recht nicht, da sie Witwe war und auch jener Ragay vom Schauplatz verschwunden war. Er hatte sie sehr lange nicht zu Gesicht bekommen, aber als er bei einer Andacht im Dom in einer hohen schwarzen Gestalt sie zu erkennen geglaubt hatte, da war es ihm so durch und durch gefahren, daß er beinah den Faden verloren hätte. Nein, er durfte sie nicht wiedersehen, noch nicht!

Die Ursinus war etwas beleidigt, daß er ihrem Wunsche nicht Folge leistete, sie dachte bitter: ›Ja, wenn man alt wird. Selbst der Pfaff springt nicht mehr, wenn ich pfeife. Aber wozu brauche ich ihn auch zu fragen? Er weiß es ja selber nicht, was nach dem Tode sein wird. Wenn er von einem Wiedersehen predigt, so macht er sich und andern etwas vor. Die einen will er vertrösten, die andern schrecken. Mich schreckt er nicht. Ich glaube an kein Wiedersehen.‹

Aber wenn die Tante von dem Wiedersehen fabelte, auf das sie in der Einsamkeit ihrer Altjungfernschaft gehofft hatte, und jetzt, in der traurigen Bettlägrigkeit ihres Alters erst recht hoffte, sagte die Nichte jedesmal: »Tantchen, tröste dich, du wirst ihn ja wiedersehen, bald, bald!«

Doch immer konnte sie noch zu keinem Entschluß kommen. Diese Entschlußlosigkeit quälte sie fürchterlich. Wie leicht hatte sie damals in Stendal den entscheidenden Schritt getan, es war fast schön gewesen, als ihr Blut floß — ja, damals war sie eben jung gewesen, und wenn man so jung noch ist, wirft man das Leben von sich wie ein Kind das Spielzeug. Jetzt hatte sie nicht den Mut, weil sie zuviel überlegte. Ohne langes Überleben muß es geschehen, rasch, einem plötzlichen Impuls folgend. Aber Blut sehen, nein, nein! Das konnte sie nicht, sie [215] würde ohnmächtig werden. Darum war das Pulver das rechte, das beste, das einzige. Ohne daß Blut floß, ohne daß die Welt »Mord« schrie, schied der Mensch nach dem Kampf einer Nacht von hinnen, und der Arzt schrieb: ›Infolge eines inneren Leidens‹, oder gar eines ›Nervenschlags‹, wie

damals bei Ursinus. Was wußte denn so ein Arzt? Er konnte doch nicht in den Menschen sehen. ›Unser Wissen ist Stückwerk‹, das konnte niemand mit mehr Recht von sich sagen als der heutige Mediziner. Selbst Heim wußte nichts. Und das war gut. Denn so konnte man sich leicht davon machen, wenn es einem hier nicht mehr gefiel; sie war's ja so herzlich müde, auf ein Glück zu warten, das ihr doch nicht zuteil wurde. Auch wollte es ihr scheinen, als seien die Menschen, die sie kannten, längst nicht so freundlich mehr zu ihr. Hatten sie nicht alle neugierig-spähende, scharfblickende Augen? Beargwöhnte man sie? Selbst Benjamin Klein, der Diener, war ihr so ergeben nicht mehr. Er ging viel aus, blieb stets lange fort; was trieb er, wohin ging er, verleumdete er sie? Oh, es gab nichts auf Erden, was sich nicht rächte, sie hätte nicht nach Potsdam fahren dürfen, an Ragays Tür vor diesem Schlingel um Einlaß betteln. Wenn er das nun erzählte?! Dann war sie blamiert.

Von kleinlichen und kindischen Einbildungen gepeinigt, die nicht zu ihr paßten, die ihr nur kamen, weil sie müde und krank war — vielleicht zum erstenmal wirklich krank —, erschien die Ursinus sich selber verächtlich, zu einem ganz alltäglichen Weibe herabgesunken und fand doch von sich selbst aus die Kraft nicht, wieder die alte, die starke zu sein.

»Ich möchte mit dir sterben, du Geliebte«, gestand sie der Witte, die, heute von starken Schmerzen gefoltert, wieder besonders jammerte: »Herr, wie lange noch? Herr, nimm mich doch zu dir«, und schlang die Arme um die zu einem winzigen [216] Häufchen Elend Gewordene. Beide Frauen weinten, sie umarmten und küßten sich.

In dieser Nacht gab die Ursinus der Tante einen gehäuften Teelöffel von dem Pulver in einer Limonade zu trinken. Den noch beträchtlichen Rest behielt sie für sich.

Das alte Fräulein Christiane Sophie Regine Witte wurde begraben. Als einzige Leidtragende ging die Schwester-Tochter hinter ihrem

Sarge her — auch als einzige Erbin. Aber an das nicht unbedeutende Vermögen, das ihr zufiel, dachte die Ursinus nicht, wenn sie sich der Tante erinnerte. Die letzten Stunden, die sie allein, ganz allein mit der Sterbenden zugebracht hatte, waren furchtbar gewesen. Sie hatte weder die Magd geweckt, noch daran gedacht, einen Arzt holen zu lassen; der störte nur, sie wollte ja auch sterben. Aber als sie die Qualen sah, in denen die Arme rang, sank ihr der Mut: es war doch zu schrecklich, so zu leiden! Und wie unschön ein solcher Tod war! Man verzerrte sich, das Gesicht, den ganzen Körper. Es wurde ein kaum kenntliches Antlitz, war von den Schmerzen so aus der Form gebracht, daß es keine Spur früherer Schönheit mehr zeigte. Man mußte sich genieren, sich vor irgend jemandem so zu zeigen, selbst wenn man selber auch nichts mehr davon wußte, tot war. Ursinus hatte nicht so schrecklich ausgesehen wie die Witte. Die Finger, die Zehen der Tante hatten sich in den Krämpfen fest zusammengezogen, vergebens hatte die Nichte durch Streichen und Biegen versucht, ihr die verkrampften Glieder zu lösen und glatt zu strecken.

Als die Tante in ihren Armen den letzten Seufzer ausgehaucht hatte, war die Ursinus völlig erschöpft gewesen. Zehn Stunden hatte der Kampf immerhin gedauert; bei ihrer eigenen größeren Widerstandskraft würde er noch länger dauern, zwölf Stunden zählen noch doppelt, sie sind grausig lang. Als [217] die Tante starb, war es sieben Uhr morgens, gegen neun Uhr abends hatte sie’s ihr gegeben.

Sie trat ans Fenster und blickte hinaus in den vom werdenden Frühling mit zarten grünen Spitzchen verjüngten Garten. Noch war niemand auf, die Magd noch nicht zum Bäcker gegangen, nur die Vögel waren schon wach, sie zirpten, stimmten die Kehlen, und dann schmetterten sie los. Alle mit einemmal, hell, ein jubelnder Chor; sie begrüßten den Tag. In Frühlingshelligkeit stieg die Sonne herauf aus schaumigen Wolkenwellen, ihre schon wärmenden Strahlen trafen die überwacht Fröstelnde am Fenster und taten ihr wohl, sie vergoldeten alles vor ihren Augen. Sie dehnte sich in

einem plötzlichen, sie leise anrührenden Wohlbehagen: ah, das tat gut! Sie öffnete das Fenster und ließ frische Luft herein in die verdorbene des Sterbezimmers. In tiefen Zügen trank sie die reine, vom feuchten Duft treibender Erde doppelt köstlich gemachte Luft — ah, es war, trotz allem, doch gut zu leben! Besonders, wenn man noch nicht alt und nicht krank ist.

Die Ursinus, die den Abend zuvor fest entschlossen gewesen war, auch zu sterben, fühlte es an jenem andern Morgen wie eine Erlösung, daß sie noch lebte. Sie zog das Tütchen aus ihrer Tasche, schüttelte das weiße Pulver aus dem Papier zum Fenster hinaus und sah beruhigt zu, wie der Morgenwind es zerstäubend erfaßte und in alle Fernen blies.

Und dann rief sie nach der Magd und schickte die zu Chirurgus Pohl.

Die Haukes in Spandau hatten auch auf die Erbschaft gerechnet; der Hofrat nahm einen Rechtsanwalt an: war seine Frau denn nicht ebensogut eine Nichte der Witte wie die andere Schwester und ebenso erbberechtigt? Sie fochten die Gültigkeit des Testaments an. Die Ursinus zuckte die Achseln: wenn sie [218] einmal gestorben sein würde und keine Leibeserben hinterließ, dann konnten die Kinder der Haukes sie ja beerben. Vor der Hand konnten die Haukes gar nichts machen, wenn der Schwager auch etwas von Erbschleicherei schrieb; sie war keine Erbschleicherin. Aber wer weiß, ob sie nicht doch noch Leibeserben hinterließ? Könnte das nicht sein, auch noch in reiferen Jahren?

Ihr, die in Schwarz gehüllt mit langem Kreppschleier häufig zu ihren Gräbern ging, folgten mitleidige Blicke: so rasch hintereinander in noch nicht zwei Jahren zwei solche Verluste! Die Ursinus hatte die Leiche ihrer Tante nach Berlin bringen lassen, die Gute sollte nicht so einsam draußen in Charlottenburg liegen; sie hatte zudem Ursinus immer so gern gehabt, nun lagen die beiden Gräber auf demselben Friedhof, Seite an Seite, und für sich selbst hatte sie noch eine dritte Stelle dazu gekauft. Sie schmückte die

beiden Gräber immer ganz gleich, pflanzte ihm nur eine rote Rose, ihr eine weiße und ließ nun beiden zusammen ein Denkmal setzen: eine Frauengestalt in fließenden Gewändern, die in trauernder Pose sich auf eine Urne stützt. Man glaubte in der trauernden Marmorfrau Gestalt und Züge der Geheimrätin zu erkennen.

»Aber was helfen all meine Tränen«, sprach die Ursinus zur Geheimrätin Suarez, die ihr von allen Freunden am nächsten stand, »ich kann sie ja nicht wieder lebendig machen — wollte Gott, ich könnte es! Ich muß nun sehen, wie ich allein fertig werde. Schwer ist's!« Sie seufzte, aber sie sagte es mit sanfter Ergebung in den Willen Gottes.

Sie fing nach und nach an, wieder ein wenig mehr mitzumachen, besuchte auch, im Hintergrund einer Loge sitzend, das Theater, schwärmte für die Fleck im »Neuen Jahrhundert« und vergoß Tränen herzlicher Rührung über Friederike Unzelmann in »Die beiden Savoyarden«. Sie liebte nur ernste, ge[219]haltvolle Stücke, das Ballett besuchte sie nie. »Ich verstehe es nicht, wie ein gebildeter Mensch daran Geschmack finden kann. Mir ist es eine Unmöglichkeit. Mein Schamgefühl wird beleidigt, sehe ich diese Geschöpfe ihre Beine zeigen und auf die rohe Sinnlichkeit der Männer spekulieren.«

Mit der Zeit war im Ursinusschen Hause die alte Geselligkeit wieder im Gange. In Berlin war überhaupt viel Geselligkeit. Man vertrieb sich die Zeit mit allerlei Scherzen, die Hofkreise gingen darin mit gutem Beispiel voran. Im Tiergarten ritten die Herren eine Jagd, ein Gendarmenoffizier, ein berühmter Reiter, machte den Hirsch, die anderen waren Jäger und Hunde. Im Komödienhaus gab es maskierte Bälle und Pantomimen, die Passion für die Antike war aufgekommen. Die junge Königin Luise strahlte als Minerva; Mazedonier, Perser, Parther, Griechen tanzten Quadrille. Kein Mensch schien daran zu denken, daß es einen Napoleon Bonaparte in der Welt gab, was das Preußen, auf das er schon seinen Schatten warf, wohl hätte bedenklich machen können.

Man aß gut bei der Ursinus, man trank nicht minder gut bei ihr, und da sie ja doch immer die Seele ihrer Gesellschaften gewesen war, so ging es auch ohne den Hausherrn. Man merkte es gar nicht, daß der fehlte, nur wenn die Hausherrin zuweilen sagte: »Als mein guter Ursinus noch lebte«, erinnerte man sich seiner. Diese immer noch schöne, wenigstens sehr stattliche Frau mit der vollendeten Sicherheit ihrer Umgangsformen und ihrer liebenswürdigen Grazie verstand es ausgezeichnet, ein Haus zu machen. Das Lämmerhüpfen, die Nachmittagsempfänge mit Tanz und Pfänderspiel fielen jetzt freilich weg. »Dafür habe ich seit dem Tode meines guten Ursinus den Sinn verloren. Es erinnert mich auch zu schmerzlich daran, wie freudig er immer mit der Jugend dabei war.« Sie war viel zu klug, um auf solchem Lämmerhüpfen mit leichtfüßigen jungen Mäd[220]chen einen Vergleich herauszufordern, es war besser, sie hielt sich jetzt an die ältere Generation. Und sie hatte Glück bei dieser, sie hatte einen noch weit vornehmeren Verkehr als zuvor. In ihren Salon kamen Exzellenzen, beim Fürsten Radziwill wurde sie zum Diner gebeten, bei Geheimrat von Faudel zum Souper, sogar der Minister von Voß beehrte sie mit der Einladung zu einem größeren Empfang, bei dem auch die Majestäten anwesend waren. Sie wurde vorgestellt und mit einer Ansprache ausgezeichnet.

Was wollte ihr Herz mehr? Ach, weit mehr! Es wollte etwas, das mit der Befriedigung ihrer Ehrsucht nichts zu tun hatte. Oft, wenn sie morgens auf ihrem Bettrand saß, sich die Strümpfe anzog, war es ihr so öde zu Sinn, so leer ums Herz, es grinste sie alles an, sah sie an mit so böswilligen schadenfrohen Augen, daß sie sich am liebsten wieder hingelegt, die Decke über den Kopf gezogen, den Tag gar nicht angefangen hätte. Abends war es noch schlimmer, dann weinte sie oft stundenlang. Eine ungeheure Last senkte sich mit der Finsternis der Nacht herab auf die Finsternis ihrer Seele. Ja, finster, so finster war es da drinnen, sie sah nichts, was ihr Erlösung, Freude, Genuß gewähren konnte — doch eins: eine gute Ehe, standesgemäß, in allen Ehren vor den Augen der

Welt bestehend! Wenn sie einen Mann fand, der von nichts wußte, in ihr die Frau sah, die sie gerne, ach so gerne sein wollte, dann würde sie noch einmal anfangen zu leben, ein neues Leben, dann würde auch ihre Seele neu, und sie vergaß, konnte, durfte, würde alles vergessen, was vordem gewesen war! Die ungeheure Nutzlosigkeit dessen, was sie getan hatte, gähnte die Frau an wie ein finsterer Abgrund; so finster und tief, daß kein Sonnenstrahl bis auf seinen Grund fiel, wenn sie sich sagen mußte: bis jetzt hat noch immer keiner sich mit ernsten Absichten dir genähert. Drei Jahre waren es nun fast schon her, daß sie Witwe war — [221] würde sich ihr überhaupt denn noch einer nähern mit dem Wunsche, sie zu seiner Frau zu machen?

Sie kam sehr viel in Gesellschaft, fast jeder Tag der Woche war besetzt; sie lernte alle möglichen Männer dadurch kennen, Ministerialräte, Diplomaten, höhere Militärs. Ach, selbst ein Arzt oder ein Wissenschaftler würde in Frage kommen! Sie unterhielten sich alle höflich mit ihr, war sie doch eine glänzende Unterhalterin, eine anregende Tischdame, eine ausgezeichnete Partnerin beim Whist — aber wie kam es nur, daß keiner, bis jetzt noch gar keiner auch nur einen Gedanken daran zu haben schien, ihr nähertreten zu können? Warum nicht, warum nicht?! Ging ein Geflüster über sie in der Stadt um, stieg etwas herauf, das man nicht wußte, aber ahnte, und warf einen Schatten auf sie? Sie bohrte ihre Blicke in die Gesichter der Menschen: ahnten sie etwas, fürchteten sie etwas?

Verzweifelt kam sie heute aus einer Gesellschaft heim. Schon mehrmals hatte sie Herrn Gesandtschaftsrat Menschikoff von der Russischen Gesandschaft getroffen — Mitte der Vierzig, stattlich, vornehm, trotzdem mit gutmütig-herzlichem Wesen — mehrere Male war sie schon seine Tischdame gewesen, man schien sie absichtlich nebeneinanderzusetzen, sowohl beim Minister, wie bei ihrer Freundin, der Suarez. Sie unterhielten sich immer sehr gut, letzthin sogar so ausgezeichnet, daß sie, ganz vertieft, nicht bemerkten, daß die Hausfrau die Tafel schon aufgehoben hatte; sie

waren noch achtlos sitzengeblieben, das heißt, sie im geheimen hatte es wohl bemerkt. Aber erst, als herzliches Gelächter die Vertieften aufmerksam gemacht hatte, sprang sie auf, ganz verwirrt, ein Erröten auf ihre Wangen zwingend. Und dieser Mann, auf den sie schon so bestimmt gerechnet hatte, daß sie Pläne machte — herrlich, Rußland war weit fort, wer wußte in Rußland etwas von der [222] Geheimrätin Ursinus! —, dieser Mann hatte ihr heute erzählt, daß er verheiratet sei. Warum —?!

Hatte sie sich zu viel Mühe gegeben, ihn zu sehr merken lassen, daß er ihr willkommen sein würde? Und warum hatte man sie es denn nicht früher wissen lassen, daß er verheiratet war, in Rußland eine Frau hatte und Kinder? Der Kinder wegen war seine Frau in der Heimat zurückgeblieben, er würde sich aber bald wieder dorthin begeben, er hielt die Trennung von den Seinen nicht länger als ein Jahr aus. War sie denn blind gewesen und so töricht wie ein verliebtes Ladenmädchen? Sie fühlte, wie sie jäh erbleichte. Mit fast übermenschlicher Anstrengung erzwang sie ein Lächeln und sagte in scherzhaftem Neckton: »Also der Herr Gesandtschaftsrat stecken auch seinen Trauring in die Westentasche?« Er lachte gutmütig: »Oh, nicht immer ich das tue — nur in Gesellschaft.«

Hereingefallen, schmählich hereingefallen! Aufmerksameit, Liebenswürdigkeit, Witz, Geist vergeudet, umsonst Interesse gezeigt für dies verfluchte Rußland, Anteil an einem Menschen genommen, der ein Bruder war, ein unkultivierter Asiate, ein Lügner, ein Betrüger! Ja, aber hatte er sie denn belogen und betrogen? Eine Welle der Scham stieg in ihr auf, sie schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte: sie war diejenige, die da hatte belügen wollen, betrügen — ach, sie war verflucht, verflucht, ihr gelang nichts mehr!

Die Hände vom verstörten Gesicht nehmend, packte die Ursinus sich in die Haare und riß die kunstvolle Frisur mit den Locken an den Schläfen wild herunter: was nutzte ihr alles, ihr angenehmes Äußere, ihre Klugheit, ihre Eleganz, ihr Reichtum? Oh, gern würde

sie alles hingeben, könnte sie nur wieder die kleine Lotte bei der französischen Mamsell, der guten Zéphire, in der kahlen, kalten Schulstube sein! Ach, ihre Zéphire mit den treuen braunen Hundeaugen, was war die für eine gute [223] Seele gewesen! Nie wieder hatte sie jemanden gefunden, der sie so selbstlos lieb gehabt hatte. Was mochte wohl aus Zéphire geworden sein? Ob ihr Geliebter sie geheiratet hatte, ob sie eine glückliche Frau und Mutter geworden war? Oder ob sie sich noch immer in der Welt herumtreiben mußte, gegen geringes Gehalt und schlechte Behandlung ungezogene Kinder betreuen? Ach, könnte sie doch noch einmal da anfangen, wo sie stand, als Zéphire noch bei ihr war, wie anders würde sie dann ihr Leben leben!

Es war eine solche Zerknirschung in ihr, daß sie bitter bereute. Auf den Knien rutschend, flehte sie Gott um Hilfe an — sie hatte ja immer die Kirche besucht, auch viel gebetet, er mußte sie hören, ihr das geben, was sie wünschte — er mußte, er mußte! Ein Hauch aus dem Jenseits wehte sie an — sie lag auf den Knien und starrte gebannt, wie festgehalten mit eiserner Gewalt — o weh, dieser Hauch kam von Ursinus! Der blies sie jetzt an, eisig, sie so durchschauernd, daß sie selbst kalt wurde, wie er kalt gewesen war in seinem Tod. Zitternd kroch sie auf allen vieren, sie hatte nicht die Kraft sich aufzurichten, sie kroch in ihr Bett, steckte den Kopf mit unter die Decke und hoffte, so nichts mehr zu spüren.

Sie spürte auch nach und nach nicht mehr den Hauch eisiger Kälte, aber aus den Kissen, den Polstern, den Daunen des Bettes stieg etwas anderes auf, das nicht minder quälte. Der Geist der Wollust packte sie und wälzte sie von einer Seite zur andern, der weiche Faltenwurf des Vorhangs teilte sich, Ragay oder war es irgendein anderer? — stand vor ihr in jugendlicher Nacktheit. Sie stöhnte, sie ächzte, sie heulte, daß es wie das Heulen eines Tieres klang, und zerschlug sich die Hände am Holz der Bettkante.

Am Morgen war sie krank, ermattet an Leib und Seele. Als die Zofe an ihr Bett kam, um nach ihren Wünschen zu fragen, [224] befahl sie Frühstück, aber der Diener sollte es bringen. Die Zofe

war erstaunt, sie servierte sonst immer das Frühstück, und heute sollte der Diener es bringen, gerade wo die Geheimrätin noch im Bette lag?

Als Benjamin Klein mit dem Tablett erschien, ein wenig geniert, denn er war noch nicht in Livree, nur in der Morgenjacke, in der er Staub wischte und die Stuben fegte, war die Herrin sehr freundlich. Aber er sah in ihrem Gesicht die verwüstenden Spuren der vergangenen Nacht und erlaubte es sich, zu fragen: »Haben die gnädige Frau nicht wohl geruht?«

Und sie, aus seiner Frage eine gewisse Teilnahme heraushörend, seufzte schmerzlich: »Ich bin zu allein — schrecklich allein und einsam!«

»Die gnädige Frau sollten wieder einen Herrn Gemahl nehmen. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, das steht schon in der Heiligen Schrift.«

»Er hat recht!« Das war es ja gerade, was sie hören wollte. Sie lächelte schwach: »Aber wo finde ich den, der zu mir paßt? So leicht ist das nicht.«

»Das meinen die gnädige Frau nur. Es gibt doch so viele feine und vornehme Herren!«

»Weiß Er mir einen?«

Wie sollte ein armer Diener wie er solch feine und vornehme Herren kennen, die allein zu der gnädigen Frau paßten? Aber sein Bekannter — ein Friseur —, der kam in die ersten Kreise, vielleicht, daß der —

»Seh Er zu«, unterbrach sie ihn kurz. »Es soll Sein Schade nicht sein.« Aber als kaum der Leinenärmel der Dienerjacke hinter der Tür verschwunden war, hätte sie schreien mögen: ›Es ist nicht wahr, es ist alles Unsinn, es war nur Spaß. Er hat nichts gehört, Er hat keinen Auftrag, bilde Er sich das beileibe nicht ein!‹ Sie schlug sich auf den Mund, sie schlug sich gegen [225] die Stirn: wie kann man nur so töricht, so namenlos dumm sein, sich in den gemeinen Mund eines Dieners zu geben?! Das war mehr als töricht, viel mehr als dumm, das war irrsinnig, irrsinnig! Verlor sie denn schon ihren

Verstand — ach, sie brauchte den nicht erst zu verlieren, sie hatte ihn bereits verloren! Nur deshalb war ihr Benehmen entschuldbar. Denn wie konnte sie so verächtlich, so tief gesunken sein, daß sie einen Diener und einen Friseur dazu anstellte, ihr einen Mann zu verschaffen?!

Diese Schmach, o diese Schmach! Eisenhörner, Eisenhörner, daß sie nicht mit dem Schädel gegen die Wand rannte! Sie rang verzweifelt die Hände: eine Schmach, so groß, daß nur der Tod sie tilgen konnte.

18

Der Diener Benjamin Klein fühlte sich nicht wohl. Und er hatte doch gestern schon nichts weiter zu sich genommen als eine Tasse von der guten starken Herrschaftsbouillon, die ihm die Gnädige selber in die Küche brachte. Die Köchin schalt: das Übelbefinden kam noch von vorgestern her, sie hatte es ihm ja gleich gesagt, soviel Gurkensalat und fetten Aal verträgt nicht jeder Magen. Aber der Klein behauptete, so arg schlecht sei es ihm vorgestern gar nicht gewesen, erst seit gestern nach der Bouillon.

Als er heute bei Tisch bediente, war er blaß und zeigte eine bekümmerte Miene. Der Geheimrätin fiel sein Aussehen auf, sie fragte ganz erschrocken: »Was fehlt Ihm?«

Er klagte, daß es ihm noch immer nicht besser sei.

»Ist es denn in der Tat so schlimm? Zeige Er mal seine Zunge!« Sie sah ihn prüfend an, ließ ihn die Zunge herausstrecken und fühlte seinen Puls. Der war recht unregelmäßig. Sie hieß ihn, sich zu Bett legen und schickte in ihrer Besorgnis zu ihrem Hausarzt, dem Generalchirurgus Laube. Der kam auch, besah sich den Diener, ließ ihn die Zunge herausstrecken und fühlte den Puls. Unregelmäßig und schwach. Das beste war, man half der Natur, sich Luft zu machen; er verordnete ein Brechmittel. Der Klein hatte auch Verlangen danach — dann würde ihm leichter und infolgedessen besser werden —, aber die Geheimrätin war nicht für solche Gewaltkur, sie hieß die Köchin, ihm Kamillentee kochen und immer warme Umschläge erneu[227]ern gegen die Schmerzen im Leibe. Das half denn auch nach und nach. Der Diener konnte wieder aufstehen und seinen Obliegenheiten nachkommen. Aber

wohl war ihm noch immer nicht recht, tagelang hatte er noch denselben metallischen häßlichen Geschmack im Munde wie nach dem Trinken der Bouillon; und alle Nacht lag er so in Schweiß gebadet, daß er am Morgen kaum aufstehen konnte, so matt war er. Was war das nur?!

Die Geheimrätin klagte auch: sie fühle sich gar nicht wohl. Trotzdem ging sie viel aus, noch mehr als sonst; morgens zu Besorgungen in die Stadt, nachmittags in irgendein Whist- oder anderes Kartenkränzchen, abends ins Theater oder in Gesellschaft. Sie war von einer ständigen Unruhe getrieben. Dabei verfehlte sie aber nie, sich in den kurzen Zwischenpausen, in denen sie zu Hause war, nach ihrem Diener umzusehen. Wenn man einen Diener schon so lange im Hause hat, nimmt man doch besonderes Interesse an ihm; sie war sehr gut und freundlich, sie tröstete ihn, wenn er mißmutig war, daß er noch immer sich nicht wohl fühlte, und ließ ihm, da er gar keinen Appetit zeigte, von der Köchin Milchreis kochen. Sie redete ihm zu, wenigstens von dieser leichten und bekömmlichen Speise etwas zu genießen. In vollem Gesellschaftsstaat kam sie mit einem Tellerchen voll Reis noch zu ihm in die Bedientenstube: »Er muß aber etwas zu sich nehmen — ein Löffelchen voll wenigstens — sei Er verständig!«

Er konnte nicht essen. Schon der Gedanke, essen zu müssen, machte ihm übel. Er ärgerte sich auch: warum drängte sie ihn denn so, wenn er doch durchaus nicht mochte?! Und es fiel ihm auf, daß sie den Reis, den doch niemand berührt hatte, selber wieder hinaustrug und mit dem im geheimen Kabinett verschwand. Komisch, sehr komisch!

Jetzt war es, als ob die geheime Unruhe der Herrin sich auch dem Diener mitgeteilt hätte. Was er sonst niemals getan hatte, [228] er fing an, wie von einem geheimen Befehl getrieben, in Schränken und Schüben zu stöbern und nach etwas zu suchen. Nach was, das wußte er selber nicht. Aber es trieb ihn, trieb ihn unablässig, er mußte suchen. Er suchte, sowie seine Herrin das Haus verlassen hatte, schlich auf wankenden Füßen in ihre Schlafstube, suchte im

großen Kleiderschrank, suchte in dem kleinen Nachtschränkchen, darin sie Medikamente verwahrte: Baldrian, Pfefferminz, Kamillen, Natron, Insektenpulver. Suchte und fand nichts.

Und wenn da auch weiter nichts war, ein Mißtrauen hatte ihn plötzlich gepackt und hielt ihn fest, ließ ihn nicht mehr los. In der Nacht hatte er entsetzliche Träume. Auch fiel, wenn er das Silber blank rieb und die Messer putzte, noch anderes über ihn her: er mußte plötzlich so viel an seinen früheren Herrn, den Ragay, denken. Warum hatte der Furcht vor ihr gehabt? Denn Furcht war es gewesen, die den veranlaßt hatte, ihren Besuch abzuweisen, ihm zu befehlen: »Bring Er mir nur sie nicht herein!« Oh, der arme Herr hatte schon gewußt, warum er Furcht hatte. Furcht! Dem elenden Menschen klapperten die Zähne: warum war sie so freundlich zu ihm, ganz besonders freundlich? Katzenfreundlich, ganz schrecklich freundlich, schreckhaft freundlich!

In dieser Nacht schrie Benjamin mehrfach so laut, daß er über das eigene Schreien erwachte, zitternd, von Angstschweiß übergossen. Nein, er würde hier nichts mehr genießen, und wenn es auch Einbildung war, daß gerade das, was sie ihm gab, ihm schlecht bekam. Nein, aus ihrer Küche nichts, gar nichts mehr essen! Er fühlte sich sehr elend.

Als die Herrin ihm andern Tages gekochte Backpflaumen schickte — er hatte sich wieder hinlegen müssen —, bat er die Zofe Annette, sowie die Geheimrätin in Gesellschaft gefahren war, die Pflaumen in die Flittnersche Apotheke zu tragen und sie da untersuchen zu lassen.

[229] Die Geheimrätin Ursinus saß beim Whist. Heute war Whistpartie in ganz illustrem Kreise in einem Palais der Wilhelmstraße. Sogar ein königlicher Prinz war zugegen. Sie saß der Geliebten desselben gegenüber, die spielte nicht schlecht, aber sie spielte doch noch besser. Und auch an Schönheit konnte sie es mit der noch aufnehmen. Die Geheimrätin sah heute blendend aus. Ein Rot lag auf ihren Wangen, das diesmal nicht künstlich war, ihre Augen, dadurch gehoben, glänzten doppelt; sie zeigte die

tadellosen Zähne mit ihrem weißen Schmelz in einem häufigen Lächeln. Daß dieses Lächeln aber künstlich war, das merkte niemand. Warum sollte denn diese schöne und reiche Frau auch nicht lächeln? Auf dieser klugen Stirn wohnten nur gute und liebenswürdige Gedanken, und der Mund, wenn er auch nicht mehr ganz frisch war, schien noch immer von Amoretten umschwebt. Die stolze Gestalt war, wie jetzt immer, nur in Schwarz gekleidet, aber die Tunique war reich gestickt, nur die Schleppe des Unterkleides so lang, daß die ganze Gewohnheit solche Roben zu tragen dazu gehörte, um sich mit Grazie darin zu bewegen.

Die Diener liefen hin und her und boten Erfrischungen an. Auf den Spieltischen Wachskerzen in silbernen Leuchtern, aus einem der Nebenräume, wohin sich der Prinz mit einer hübschen jungen Dame zurückgezogen hatte, ertönte wundervolles Klavierspiel. In ihrer Hand den Fächer der Karten, schien die Geheimrätin ganz dem Zauber der Stunde hingegeben, das oft so unruhige Glitzern ihrer Augen hatte einer sanften Träumerei Platz gemacht. War sie so versunken in ihre Karten oder in das Klavierspiel? Plötzlich zuckte sie unmerklich.

Ein Diener war hinter sie getreten, er flüsterte ihr etwas ins Ohr. Trotz seiner guten Schulung war er ein wenig verwirrt.

»Einen Augenblick noch!« Die Ursinus war gerade am Ausspielen. Ihr Gegner stach: »Trumpf« — sie hatte verloren.

[230] Sie erhob sich: »Ich bitte die Herrschaften mich zu entschuldigen, im Vorzimmer warte Dringendes auf mich, sagt man mir eben.« Die Achseln zuckend, lächelte sie ungläubig: »Was kann das groß sein! Ich bitte sehr um Verzeihung wegen der Störung, aber in wenigen Minuten bin ich wieder da.« Sich artig verneigend und lächelnd ging sie hinaus.

Doch sie kam nicht zurück.

So hatte Berlin sich nicht aufgeregt und sich nicht einmal so gierig auf die Zeitungen gestürzt, als die Enke-Rietz-Lichtenau, die

verhaßte Favoritin, auf Befehl des neuen Königs verhaftet und auf die Festung Glogau abtransportiert worden war, wie es sich jetzt aufregte. Kein Haus in der großen Stadt, in dem man nicht davon sprach: die Ursinus, eine Geheimrätin, eine vornehme Dame, eine Frau, vor der jeder den Hut abgezogen hatte, die war verhaftet worden! Sie hatte ihren Diener vergiftet. Noch lebte der, konnte vernommen werden, aber wer weiß, ob er morgen noch lebte? Und ihren Mann, den alten Geheimrat Ursinus, hatte dieses Scheusal von Weib auch umgebracht, und eine Tante, die Schwester ihrer Mutter, weil sie nicht abwarten konnte, die zu beerben. Und zu allererst ihren Geliebten, den holländischen Capitaine Ragay. Ein ganzer Rattenkönig von Morden. Fiebernd harrte die Menge des Volkes auf weitere Enthüllungen: es war noch lange nicht genug, lange nicht genug, die hatte noch viel mehr Morde auf dem Gewissen! Die war ja schrecklicher, verbrecherischer, als je eine Frau auf Erden gelebt hatte!

Die Empörung war so groß, daß eine Menge Leute, darunter ganz anständige Bürger, sich zusammenrotteten, vor das Ursinussche Haus zogen und unter lauten Schmährufen und Verwünschungen dort die Fenster einwarfen. Steine polterten gegen Haustür und Mauern, das Haus mußte unter polizeilichen [231] Schutz gestellt werden. Aber ob auch Gendarmen davor auf und ab patrouillierten, immer stand noch in einiger Entfernung ein gaffender Haufe und grollte: das Haus der Giftmischerin, der Mörderin! Stäupt sie, hängt sie, treibt sie aber vorher nackt durch die Straßen und peitscht sie mit Ruten, daß ihr das Sündenfleisch in Fetzen hängt!

Die Ursinus saß in der Stadtvogtei. Vordem war sie zerknirscht gewesen, von Reue und Gewissensbissen so gefoltert, daß nur der Tod ihr Erlösung schien — eine matte müde Frau, die nur mit Aufbietung letzter Kräfte etwas scheinen konnte, das sie nicht war —, nun aber war etwas in die Belanglosigkeit ihres Lebens gekommen, in die Monotonie des Daseins überhaupt, das ihre Nerven aufpeitschte, ihr die Kraft zum Widerstand gab. Wie konnte

man sich unterstehen, sie, die Geheimrätin Ursinus, solch gemeiner Taten zu beschuldigen? Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, sich zu grämen, die Hände zu ringen, die Stirn an den schmucklosen Wänden ihres Arrestlokales einzurennen, war sie doch in eine Lage gekommen, in der eine andere zusammengebrochen wäre, aber sie dachte nach mit Ruhe und Umsicht, wie sie am besten ihre Sache verfechten könne.

Der Justizkommissarius Blume, ein noch junger Mann, den man ihr zum Defensor bestellt hatte, um ihm die Chance zu geben, sich auszuzeichnen, war ihr sehr lästig oder erschien ihr mindestens überflüssig. Was schnitt er doch immer so ungeschickte Gespräche an, dumm und aushorchend? Er suchte auf einen vertrauten Fuß mit ihr zu kommen, tat unter vier Augen bei seinen Besuchen in der Stadtvogtei so, als ob er vollkommen von ihrer Unschuld überzeugt sei, aber überzeugt war er doch nicht, das empfand sie fein. Und wie sollte nun ein Mensch, der nicht felsenfest an ihre Schuldlosigkeit glaubte, andere davon überzeugen? Er war ihr zum Defensor von Ge[232]richts wegen bestellt, darum verteidigte er sie, nur darum, es war ihm kein persönliches Herzensbedürfnis. Aber nur der kann wirkungsvoll verteidigen, der völlig durchdrungen ist von der Wahrheit dessen, was sein Klient sagt, sich mit dem ganz eins weiß in der Empörung über ungerechte Anschuldigung. Sie würde sich selber weit besser verteidigen können.

Wie, sie sollte ihren Geliebten umgebracht haben, den unvergessenen und so tief betrauerten Ragay?! Täte diese Beschuldigung nicht so schmerzlich weh, so könnte man darüber lachen. Aus dem Gelee von isländisch Moos und Kandis gekocht, das sie ihm gegen seinen Husten geschickt hatte, wollte man einen Gifttrank zusammenbrauen. Ach, er hatte ja nichts davon genommen! Überhaupt nichts genossen von dem, was ihre gern alles opfernde Freundschaft ihm gesandt hatte.

Sie flammte auf, wenn Ragay genannt wurde. Oh, wenn er doch aufstehen könnte aus seinem Grabe, sich schützend vor sie stellen, vor sie, deren Haus er nur verlassen hatte in einem Anfall törichter

Laune, weil er sich einbildete, sie möge ihn so krank nicht mehr um sich haben. Er hatte gefürchtet, sie zu belästigen mit der Mühsal seiner Pflege. Sind denn solch arme Kranke nicht disponiert zu unglückseligen Einbildungen? Ach, der arme Freund, ihn zerrten sie noch aus seinem Grabe, besudelten eine schöne ideale Zuneigung mit schmutzigem Verdacht, faßten mit groben Fingern in das feine Gespinst einer reinen Seelenfreundschaft!

Der Justizkommissarius, dem sie ihr Verhältnis zu Ragay, das ihre und das ihres guten Ursinus, den mit Ragay die gleiche Freundschaft verbunden hatte — wie wäre bei einem unreinen Verhältnis einem solchen Ehrenmann das wohl möglich —, mit großer Wärme und der beredten Kraft eines reinen Herzens klarlegte, war überzeugt: an diesem Tode war sie unschuldig. Aber ob in den beiden anderen Fällen?

[233] Auch da legte sie ihm in den Mund, was er zu sagen hatte im weiteren Verlauf des Prozesses. Sie ihrem Gatten Gift gegeben, ihrem guten Ursinus?! Wo lebte der Mensch, der ihr solche Gemeinheit zutrauen könnte? Ach, zutrauen wohl, die Menschheit ist ja leider mit so niedrigen Elementen durchsetzt, daß sich wohl ein Individuum finden würde, das die Stirn besäße, auch solches gegen sie auszusagen! »Aber Doktor Heim und Generalchirurgus Laube, die ich sofort beim Eintritt der Erkrankung holen ließ, werden bestätigen auf ihren Eid, dass Ursinus infolge eines Nervenschlages verschieden ist. Ach, mein guter Mann, der immer so treu für mich sorgte, wenn der wüßte, wessen man mich anklagt! Aber auch ich habe treu für ihn gesorgt, das wird mir jeder anständige Mensch bestätigen. Und das werden Sie, mein Herr Defensor, auch den Richtern klarlegen, daß ich nicht nötig hatte, mich meines Mannes zu entledigen — wenn ich je diesen ganz niederträchtigen Wunsch gehabt haben sollte —, denn Ursinus zählte über dreißig Jahre mehr als ich, war alt und gebrechlich, es konnte nicht lange mehr währen, und er durfte eingehen zum ewigen Frieden. Was brauchte ich mich da noch mit einem Morde zu beflecken, mich in eine so unglückliche Lage zu

bringen, in der ich mich trotz meiner Unschuld jetzt befinde? Sie werden das den Richtern mit Leichtigkeit beweisen, Herr Justizkommissarius!« Sie sah ihn mit stolz erhobenem Kopfe fest an.

Blume nickte: in der Tat, dieser Schluß war ganz folgerichtig. Ihre Logik, so selten bei einer Frau, und auch ihr fester Blick imponierten ihm: eine Frau, die ihren Gatten gemordet hat, kann nicht so fest und ruhig blicken. Er suchte in ihren Augen irgend etwas zu entdecken von Scheu, von Unsicherheit, aber vergebens, sie erwiderte seinen Blick mit der Offenheit eines guten Gewissens. Ihr Ton war ernst, aber ohne jede Bangigkeit. So würde diese Frau auch vor ihren Richtern ste[234]hen, in ihren Antworten bestimmt, klar in ihren Angaben — eine ganz außergewöhnliche Frau!

Langsam fing der Kommissarius das Amt der Verteidigung, das man ihm als eine ganz besonders heikle Aufgabe aufgehalst hatte, liebzugewinnen. War es nicht überhaupt eine Ehre für ihn, in einem Prozeß, der ein Aufsehen erregte wie seit vielen Jahren keiner, ein Prozeß, der einzig dastehen würde in den Annalen der Justiz, eine hervorragende Rolle zu spielen? Wenn es ihm doch gelänge; seine Verteidigung so zu führen, daß er sie frei bekäme! Ein Jammer, wenn dieses schöne Haupt fallen sollte.

»Sie werden Ihr möglichstes tun, Herr Justizkommissarius, Sie werden es tun, ja, ja, ich weiß es!« Sie lächelte ihn vertrauensvoll an. »Hier, fühlen Sie« — sie legte ihre Hand auf die seine —, »fühlen Sie, wie ruhig mein Puls geht. So geht nicht der Puls einer Schuldigen, Angst vor Entdeckung würde ihn zum Jagen bringen. Ich bin getrost, ich lege meine Sache in Gottes Hand und in die Ihre, mir kann kein Leides geschehen.«

Ihr Vertrauen ehrte ihn sehr, er konnte sich einer gewissen Sympathie für sie nicht erwehren und auch einer gewissen Bewunderung nicht. Diese Fassung, diese Würde! Grenzten sie nicht an Seelengröße? Jedenfalls, klein, verzagt und larmoyant war seine Klientin nicht. Sie sollte sich nur ruhig auf ihn stützen, wenn sie einer Stütze bedürfte, es würde ihm eine Ehre sein, für sie mit

all seiner Kraft einzutreten. Es war nicht nur seine Pflicht, es war ihm auch Bedürfnis des Herzens.

»Oh ich danke Ihnen«, sagte sie, und nun war es ihm, als stiegen feuchte Schimmer in ihren jetzt leicht verschleierten Augen auf. »Es gibt doch noch gute Menschen. Einen von ihnen heute kennengelernt zu haben, macht mich glücklich trotz meiner fatalen Lage.« Sie reichte ihm ihre Hand und drückte die seine herzlich.

[235] Er konnte einen Handkuß nicht gut umgehen, obgleich er sich nachher darüber ärgerte: am Ende war sie doch eine Verbrecherin. Aber so lange er bei ihr war, ihr gegenüber saß, kam er nicht zu dieser Ansicht; nur wenn er draußen war im Lärm der geschäftsregen Straßen, in einer so anderen Welt — Menschen, Wagen, Lastkarren, Geschäfte — stellte er sich wieder anders ein. Zweifel an ihr, viele Zweifel kamen ihm. Sie waren heute noch nicht bis zum Fall Witte gelangt — was würde sie da vorbringen zu ihrer Entlastung? Vielmehr, was konnte er da vorbringen? Eine ganz verteufelt schwierige Verteidigung. Und dann die Geschichte mit dem Diener! Die war nicht aus der Welt zu schaffen, die war und blieb ein Giftmordversuch. Geglückt war er nicht, der Diener lebte und würde nach Ansicht der behandelnden Ärzte auch am Leben bleiben. Aber sie hatte ihn doch angegiftet, ihm mehrmals Gift gegeben und geben wollen — Fleischbrühe, Reis, Backpflaumen — noch ein paar Dosen, und der arme Teufel wäre hin gewesen.

Warum hatte sie das getan? Aus Rachsucht, aus satanischer Lust am Quälen, aus Ärger oder als Strafe für irgendein Versehen, das der Diener sich etwa hatte zuschulden kommen lassen? Aber da gibt man doch nicht gleich Gift. Kein irgend denkbarer Grund war vorhanden. Sie hatte diesen Diener immer besonders geschätzt, und auch er sprach jetzt noch von seiner Anhänglichkeit, und daß er niemals mit der gnädigen Frau einen Disput gehabt hätte. Was war der Grund gewesen?

Ganz Berlin zerbrach sich darüber den Kopf, nicht bloß die Herren Juristen. Es war wie ein Preisrätsel, das gelöst werden

mußte. Aber es wurde nicht gelöst. Auch während der ganzen langen Dauer des Prozesses nicht. Monate saß nun schon die Geheimrätin Ursinus in Untersuchungshaft. In ihr schönes blondes Haar, das jetzt keine geschickte Zofe frisierte und in Lockenbündeln aufsteckte, das [236] sie sich selber zusammenband in einen schlichten Knoten, fingen weiße Fäden an sich einzureihen. Sie riß die jedesmal, wenn sie sich mit Mühe vor einem winzigen Spiegelchen spiegelte, sorgfältig aus. Kleider hatte sie sich kommen lassen dürfen, auch entbehrte sie nicht völlig aller Bequemlichkeiten. Man behandelte die Geheimrätin denn doch mit einiger Rücksicht, nicht wie eine ganz gewöhnliche Untersuchungsgefangene. Das schmeichelte ihr, sie fühlte sich wieder. Und als sie den Krawallen hörte, die vor ihrem Hause stattgefunden hatten, verfertigte sie ein Schriftstück: »An eine hochwohllöbliche Polizeibehörde zu Berlin«, in dem sie sich bitter beklagte, als allezeit pünktliche Steuerzahlerin und angesehene Bürgerin der Stadt, vor zerstörungswütiger Roheit nicht besser geschützt worden zu sein.

›Noch geht es mir nicht wie denen auf den Spandauer Wällen‹, sagte sie sich und schauerte zusammen. ›Es wird mir auch niemals so gehen‹, triumphierte sie dann, ›denn wer kann es mir beweisen, daß Ursinus, daß Tante Christiane an Gift gestorben sind? Und Ragay? Lächerlich! Davon sehen sie ja auch bereits ganz ab. Und von dem anderen werden sie auch noch absehen, nur ruhig! Bleibt nur Benjamin Klein. Wie kam ich eigentlich dazu? Ach, wenn ich das wüßte! Mein Verstand muß verwirrt gewesen sein, durch den Tod der geliebtesten Menschen völlig aus dem Geleise gebracht. Ist denn mein Kopf nicht überhaupt verwirrt? Bin ich je ein normaler Mensch gewesen? Niemals. Mein Vater war schon krank, als ich empfangen wurde; oft hat mir meine Mutter erzählt, sie sei in Ängsten gewesen, als ich geboren werden sollte: würde es auch ein normales Kind sein? Und als in der Stunde meiner Geburt ein Komet am Himmel erschien, einen feurigen Schweif hinter sich herziehend, da war es ihr gewiß, ich war zum Unglück geboren.

Sie hat mich niemals geliebt. Um Liebe bin ich betrogen [237] worden mein ganzes Leben. Liebe hat mir gefehlt, die Liebe, die gut macht und glücklich. Aus dem Leben, das mir nichts gab, wollte ich immer fliehen. Fort, nur fort vor mir selber! Ach, wäre mein Leben doch hingeströmt damals mit dem Blut aus meinen Pulsadern! Grausam hat man mich aus dem Todesschlaf, der mich schon umfing, wieder geweckt. Und seitdem wollte ich mehrmals den Versuch wieder machen — immer mißglückt. Ist es ein Wunder, daß ich verwirrt bin? Ein stärkerer Geist als der meine mußte da Schiffbruch leiden. Ich habe an Krisen gelitten schon von Kindheit an. Wenn der Arzt in Stendal noch lebte, der könnte es bezeugen. Ich weiß dann nicht, was ich tue, ich bin dann außer mir selbst; mein Körper gehorcht wohl, geht, sitzt, liegt, spricht, der Geist aber ist fort. Wo er ist, das weiß ich nicht, auch nicht, was er denkt und ersinnt. Er ist dann ein kranker, nicht verantwortlich zu machender Geist.‹

Und dabei blieb sie auch. Von ihrem Hausarzt, dem Generalchirurgus Laube, hatte sie Arsenik gefordert und auch bekommen. Sie wollte es haben für einen guten Bekannten, einen Gutsbesitzer in Polen, dem Füchse und Wiesel viel Schaden taten. Wo war der Gutsbesitzer? Nicht aufzufinden. Und wo das Gift? In einer Schachtel, ›Natron‹ stand darauf; es fand sich bei der Haussuchung zwischen den übrigen Medikamenten: Kamillentee, Pfefferminz, Baldriantropfen und Brusttee.

Die Ursinus erblaßte, errötete und erblaßte wieder, ihre Farbe kam und ging schnell, als sie die Schachtel auf dem Tische stehen sah.

»Kennen Sie dieses?« Der Untersuchungsrichter hielt ihr die Schachtel entgegen.

»Ja. Arsenik. Ich ließ es mir geben von meinem Hausarzt.«

»So viel?« Er lächelte sarkastisch. »Damit konnten Sie ja eine ganze Kompagnie Soldaten vergiften.«

[238] Gereizt fuhr sie auf: »Ich wußte doch nicht, wieviel man braucht, um zu sterben.«

»Wollten Sie denn sterben?«

»Ja.«

»Warum denn?«

»Man sah mich scheel an, ich hörte Stimmen — sie spotteten — man gaffte mir nach, man wies mit Fingern auf mich, ich fühlte mich verfolgt, gehetzt, ich mußte entfliehen.«

»Ach, machen Sie uns hier doch nichts vor, Frau Geheimrätin! Wir glauben nicht an Ihre Geistesverwirrtheit. Und als Sie dem Diener Klein Gift gaben — Sie fingen es doch recht schlau an —, wie, waren Sie da auch so verwirrt?«

Sie war empört. »Wenn Sie auch nicht daran glauben, darum ist es doch so; ich war völlig verwirrt. Ich bin sehr oft meiner Sinne nicht mächtig, und dann tue ich Dinge, muß Dinge tun, von denen ich nachher gar nichts mehr weiß. Vergeblich werden sich Richter — die ja leider nicht immer Psychologen sind — bemühen, mir überlegte Pläne und berechnete Motive unterzuschieben. Es wird ihnen nicht gelingen. Kein menschlicher Scharfsinn kann einen Zusammenhang da schaffen, wo kein Zusammenhang vorhanden ist. Den Zweck meiner Handlung vermag niemand festzustellen, weil kein Zweck da ist. Ich war eben gänzlich geistesverwirrt.«

»Das widerspricht aber völlig den Ansichten des Herrn Doktor Heim, die dieser in einem eingehenden Gutachten niedergelegt hat. Er kennt Sie seit lange, hat Sie zu den verschiedensten Zeiten behandelt. Sie haben das Gutachten gelesen und wünschten eine Konfrontation mit Herrn Doktor Heim, wir haben Ihrem Wunsche Gehör gegeben, Herr Doktor Heim dürfte gleich erscheinen.« —

Eine Konfrontation mit Heim, dessen Gutachten sie beleidigt hatte, war von der Ursinus dringend gewünscht worden, [239] nun aber, da er ihr gegenüberstand, war doch eine gewisse Unsicherheit in ihrem Blick.

»Herr Geheimer Sanitätsrat, ich habe Sie bitten lassen«, sagte in ganz anderem, jetzt sehr höflichem Ton der Untersuchungsrichter, »um Ihre über den Geisteszustand der Angeklagten ausgesprochene

Meinung, die wir in Ihrem Gutachten zu den Akten brachten, der Frau Geheimrätin noch einmal persönlich zu Gehör zu geben. Die Angeklagte behauptet, zuzeiten nicht im Besitz ihrer Geisteskräfte, sogar völlig verwirrt zu sein. Besinnen Sie sich, Herr Geheimrat, haben Sie nicht vielleicht ein oder das andere Mal doch Ähnliches bemerkt?«

»Schwachheit des Verstandes oder überhaupt Geistesverwirrungen habe ich niemals an ihr bemerkt, im Gegenteil, die Frau Geheimrätin besitzt einen ganz besonders ausgebildeten, klaren Verstand.« Und der rücksichtslose Bekenner der Wahrheit setzte noch hinzu: »Aber sie besitzt große Verstellungsgabe. Ich wurde sehr oft hingerufen, sie affektierte Krämpfe, Ohnmachten, schreckliches Übelbefinden — ich habe nie daran geglaubt.«

»Und doch haben Sie mir die teuersten Medizinen verschrieben!« Die Ursinus war außer sich vor Empörung, ihre Augen flammten, mit Mühe nur beherrschte sie sich.

Der berühmte Arzt lächelte: »Die teuersten Medizinen, ja, das tue ich immer bei solchen Patienten, die ebensowenig krank sind, wie Sie es waren, Frau Geheimrat.«

19

»Haben Sie schon einmal eine Frau gesehen, die sich wie eine Löwin wehrt?« sagte der Untersuchungsrichter zum Direktor der Immediat-Kriminalkommission, dem Geheimrat von Warsing.

»Nun, ich selber habe doch damals ihre Verhaftung veranlaßt, als der Obermedizinalrat Welger zu mir schickte, in der Flittnerschen Apotheke habe man Arsenik in den Backpflaumen der Ursinus gefunden. Geschieht ihr ganz recht, wenn ihr Kopf jetzt wackelt!«

»Er wackelt, jawohl.« Der Richter nickte: »Und mit Recht. Aber wissen Sie, daß mich, trotz alldem, was einen gegen diese Frau einnimmt, ja erbittert, eine gewisse Achtung — nein, Achtung ist natürlich nicht das richtige Wort, Bewunderung auch nicht — ich möchte sagen, ein verwundertes Staunen erfüllt. Es ist fabelhaft, mit welcher Geisteskraft, mit welch erstaunlicher Schlagfertigkeit sie auf alle an sie gestellten Fragen antwortet! Blume ist auch ganz eingenommen von ihr. Erst schien er mir skeptisch, jetzt schwört er auf das, was sie sagt. Sie behauptet nach wie vor, nicht im Besitz ihres klaren Verstandes gewesen zu sein, als sie ihrem Diener Gift gab. Sich habe sie vergiften wollen, aus Überdruß am Leben, aus einer sie schon seit ihrer Kindheit belastenden, unerträglichen Schwermut. Nicht ihn. Wie das Arsen in die Bouillon gekommen sei, nach deren Genuß dem Klein so übel wurde, kann sie sich nicht erklären. Auch von den Backpflaumen will sie nichts [241] wissen. Soll man das denn glauben, kann es denn möglich sein, daß ein Mensch so ganz außerhalb des Bewußtseins seines Handelns steht? Blume sagt natürlich ›Ja‹. Ich bin überzeugt, er

wird eine sehr wirksame Verteidigungsschrift einreichen. Mir will es nicht in den Kopf — vorausgesetzt, daß sie nicht lügt, daß sie sich wirklich das Leben nehmen wollte —, daß sie den Diener angegiftet hat, um die Dosis auszuprobieren, die man nehmen muß, um auch wirklich zu enden.«

»Sie vergessen, daß sie das doch wohl schon in den vorhergehenden Fällen ausprobiert hat«, sagte der Kriminalkommissar.

»Erlauben Sie, Herr Kollege, es ist denn doch noch nicht erwiesen, daß sie den Gatten und die Tante wirklich ins Jenseits befördert hat!« Der Untersuchungsrichter war etwas gereizt. »Ich halte mich jedenfalls nicht für berechtigt, das so bestimmt anzunehmen. Den wilden Gerüchten, die im Publikum schwirren, ist kein Glauben beizumessen. Was redet der Volksmund nicht alles! Fama ist, selbst im guten Glauben, sehr oft eine betrogene Betrügerin. Sie leugnet standhaft, mit einer in ihrer begreiflichen Entrüstung wirklich glaubbaren Wahrhaftigkeit, daß ihre Hände rein seien am Tod ihres geliebten Gatten, ebenso wie an dem ihrer so sehr geliebten Tante Christiane Witte. ›Warum sollte ich meine Tante, dieses beste aller Wesen, ermorden?‹ sagt sie. ›Man wirft mir vor, ihres Geldes wegen, um mich in den Besitz der Erbschaft zu setzen — wußte ich denn, daß ich allein sie beerben sollte?‹ Sie glaubt übrigens, der Mann ihrer Schwester, der Hofrat Hauke in Spandau, könne vielleicht aus einem alten Haß heraus, weil sie ihn einstmals nicht erhörte, dieses Gerücht ausgesprengt haben. Vielleicht auch aus Ärger, weil sie alleinige Erbin ist. ›Brauchte ich denn Geld?‹ sagte sie mir. ›Ich habe selber Geld, mein guter Ursinus hat mir genug hinterlassen. Ich brauchte dieser für mich nur geringfügigen Erbschaft wegen wahrlich nicht zu morden.

[242] »Nun, wir werden sehen!« Der Kriminalkommissar nickte bedächtig. »Die Ausgrabung und Obduzierung der Witte findet ja morgen statt. Weiß die Ursinus das schon? Und daß zugegen sein muß?«

Es ist ein trüber Tag, Wind weht über den Kirchhof und faucht in Stößen, als wolle er sich beschweren im Namen der Toten, deren Ruhe gestört wird. Es ist Frühling, aber dieser Tag, feuchtkühl und grau, scheint nicht Frühling, er scheint eher Herbst. Ein Frösteln geht durch die Natur, Büsche ducken sich, Blumen erschauern.

Ein ganzer Trupp Menschen hat sich bei der Marmorfigur, die sich trauernd auf eine Urne stützt und die Züge der Geheimrätin Ursinus trägt, versammelt. Der Totengräber und seine Gehilfen graben; sie arbeiten emsig, der Hügel ist bereits abgetragen, schon stoßen ihre Spaten auf den Sarg. Es dröhnt dumpf.

Zwei Jahre sind es her, daß die unverehelichte Christiane Sophie Regine Witte aus Charlottenburg hier beigesetzt wurde, der Sarg aus gutem Eichenholz ist noch wohlerhalten, nur die Griffe sind angerostet und brechen aus, als man ihn an diesen herausheben will. Die Gehilfen stemmen die Spaten unter, der Totengräber, ein alter Mann, der schon vieles erlebt hat, dem jetzt der lange schlohweiße Bart im Winde zittert — und die Stimme —, kommandiert leise: »Hebt — auf!«

Da steht der Sarg nun oben in der freien Luft, draußen am Tageslicht, und der Stadtchirurgus Klapproth und der Medizinalassessor Rose, die die Obduzierung vornehmen werden, treten näher heran. Die andern drängen nach.

Die Ursinus steht auch nah, so nah, daß sie alles sehen muß. Aber sie will nichts sehen, die Augen zupressend, zieht sie mit ungeschickter Hast den schwarzen flatternden Schleier fester [243] vor ihr Gesicht. Aber der Schleier ist längst nicht dicht genug, und ihre Lider sind nicht geschlossen genug, sie muß sehen — doch sehen.

Der Polizist an ihrer rechten Seite wechselt einen Blick mit dem an ihrer linken Seite: wird sie jetzt umfallen? Sie wankt einen Augenblick, aber dann steht sie wieder fest. Eine grausende Neugier erhält sie auf den Füßen: was wird man finden? Wird man überhaupt etwas finden? Wäre es denn möglich, daß sie in ihrer, sie gänzlich verwirrenden Schwermut der Tante doch Gift anstatt

des Pulvers gegeben hätte, das Pohl der Leidenden schon seit Wochen verordnet hatte und das diese täglich einnahm? Das Pohlsche Pulver stand auf dem Waschtisch im Schlafzimmer, und das Pulver, das sie immer bei sich trug als tröstliche Gewißheit, daß sie sich aus dem Leben flüchten konnte, wenn das Leben ihr nicht mehr erträglich war, hatte sie an jenem Abend, für einen Augenblick nur, auch auf den Waschtisch gelegt. Sollte sie beide Pulver verwechselt haben?!

Als man der Angeklagten mitgeteilt hatte, daß sie morgen bei der Exhumierung ihrer Tante zugegen zu sein hätte, sträubte sie sich. Sie brach in Schreie aus: nein, das konnte sie nicht, das wollte sie nicht mitansehen, wie man einen verwesten Leichnam ausgrub, den von Würmern und Käfern angefressenen oder in Fäulnis übergegangenen Körper eines geliebten Menschen! Nein, das konnte sie nicht, das konnte sie nicht! Das durfte man ihr nicht antun, das war grausam, unbarmherzig, das war so unmenschlich roh, wie es keine Gerichtsbarkeit der Welt vor Gott verantworten konnte. Sie wand sich in Schreikrämpfen auf dem Fußboden ihres Zimmers. Aber als ihr Defensor ihr zu verstehen gab, daß es einen denkbar ungünstigen Eindruck machen und ihrer Sache sicher sehr schaden würde, wenn sie jetzt versagte, wurde sie ruhiger. Sie ermannte sich. Sie stand vom Boden auf, gab Blume die Hand [244] und bedankte sich: ja, er meinte es gut mit ihr, er hatte auch recht. Ach, was blieb ihr auch anderes übrig, sie mußte sich ja unterwerfen. Aber schrecklich, schrecklich! »Findet man Gift, so heiße ich schuldig, findet man keines, so bin ich unschuldig. Aber sollte man auch etwas finden —« ihr entsetztes verweintes Gesicht wechselte plötzlich den Ausdruck, Blume glaubte, einen Schimmer von Triumph darin zu sehen und ein wenig Hohn —, »keiner meiner Richter wird je wissen, ob ich meiner Tante absichtlich Gift gereicht habe!«

Was in dieser Nacht vor der Exhumierung in der Seele der Angeklagten vor sich ging, auch das wußte niemand. Die Wärterin in der Abteilung der weiblichen Untersuchungsgefangenen hatte

mehrmals in der Nacht an der Tür der Ursinus gelauscht: ob sie sich auch nichts antat? Wenn auch keine Haken oder starke Nägel im Zimmer vorhanden waren, aufhängen konnte sich eine doch, wenn sie es durchaus wollte. Sie schloß auf und ging hinein ins Zimmer, aber da lag die Ursinus ruhig im Bett, der Schein des Lämpchens, das die Wärterin mit der Hand schirmte, fiel auf ein schlafendes Gesicht.

Aber die Ursinus schlief nicht. Als die Wärterin sich wieder entfernt hatte, der Schein des Lämpchens ihr Gesicht nicht mehr enthüllte, starrte das mit wildem, von Entsetzen verzerrtem Ausdruck ins Dunkel: nun war es doch an der Zeit, sich den Schädel einzurennen! Gift hatte sie ja nicht, man hatte ihr alles genommen, jedes Körnchen des geliebten rettenden Arsens. Sie sprang aus dem Bett, streckte den Kopf vor: einrennen, einrennen! Sie faßte sich an die Stirn, Eisenhörner schützen da nicht — ach, jene Unglücklichen auf den Wällen, heute war sie denen ganz gleich!

Aber wenn man nun nichts finden sollte? Wäre das nicht möglich? War die medizinische Wissenschaft zur Zeit schon so beschaffen, daß sie nicht irrte, nicht noch unzuverlässig war? [245] ›Nervenschlag als Todesursache‹ — »Haha!« Sie mußte plötzlich laut auflachen, auch der berühmte Heim konnte sich täuschen. Wer würde mit Sicherheit aus einem verwesten Leichnam feststellen können: hier ist Gift, oder hier war Gift?

Sie kroch wieder in ihr Bett zurück, sie fror unter der dünnen Decke, die in nichts an ihr leichtes und doch so molliges Daunenbett daheim erinnerte. Trotzdem hatte sie unter dieser härenen Wolldecke, hier in dieser schmucklosen ärmlichen Stube eigentlich besser geschlafen als in ihrem schönen, mit allem Komfort versehenen Zimmer. Das war merkwürdig genug. Nein, sie fürchtete sich auch nicht vor morgen!

Und doch war Furcht über sie gekommen, als der geschlossene Wagen, in dem sie mit zwei Polizeibeamten saß, sie zum Kirchhof fuhr. Es war jetzt weniger die Exhumierung, vor der sie sich

ängstigte, als der Pöbel. Sie hörte ihn schreien. Und sowie ein solcher Schrei ertönte, fuhr sie zusammen.

Woher hatte man etwas erfahren davon, daß die Ursinus heute zum Kirchhof transportiert wurde? An der Leiche ihres Opfers die Mörderin! Es war ein Fest für den Pöbel. Der Platz vor der Stadtvogtei war schon schwarz von Menschen, als der geschlossene Wagen in den Torweg hinein zur Abholung fuhr. Noch konnte man nichts sehen, die Torflügel hatten sich gleich wieder geschlossen, aber doch drängten die hinteren Reihen gegen die vorderen, Menschen wurden gequetscht, man balgte sich, um vornean zu kommen. Gleich kam sie, gleich kam sie ja, die Mörderin, die verfluchte Giftmischerin! Lange brauchte man nicht seine ungeduldige Erwartung zu zügeln, schon öffneten sich die großen Torflügel wieder, heraus rollte der Wagen, ein vielstimmiger, langhallender johlender Zuruf begrüßte ihn. Vor, hinter, neben dem Wagen staute sich die Menge. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, schrie: »Platz gemacht!«, die Pferde schäumten ins Gebiß, es ging trotzdem [246] nur langsam vorwärts. Man konnte die Ursinus nicht sehen, die Innenvorhänge des Wagens waren herabgelassen, aber ganz Kecke schwangen sich aufs Trittbrett, klopften ans Glas des Fensters und brüllten Verwünschungen.

Die Ursinus hörte, verstand jedes Wort. Sie fühlte den Strom des Hasses da draußen, der sie, die im hin- und her schleudernden Wagen wie in schwankendem Kahn saß, forttrug. Sie saß ganz in eine Ecke gedrückt und hielt sich trotz des Schleiers noch ihr Taschentuch vors Gesicht. Sie zitterte: würde der Pöbel nicht die Fenster eindrücken, ihr Tuch und Schleier vom Gesicht reißen? Mit krampfhaftem Griff faßte sie nach dem Arm des neben ihr sitzenden Polizisten. Der sagte beruhigend: »Genau so'n Gedränge, ganz derselbe Tumult wie damals, als der neue König durchs Brandenburger Tor einzog, die Linden lang fuhr!«

In Hunderten, in Tausenden keine Regung des Mitleids, kein Hauch des nach einer Entschuldigung suchenden Verständnisses. Eine

Verbrecherin, eine völlig Verabscheuenswürdige, bis in den Grund der Seele verderbte Verbrecherin! Und doch, ein Mensch war da, der das nicht glaubte, was alle andern glaubten.

Nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt, eine dürftige, schmalschultrige Person, sehr ordentlich, aber sehr bescheiden gekleidet, stand auf einem Eckstein. Sie stand schon stundenlang, war da hinaufgeklettert, um so, ein wenig erhöht, von der Ursinus gesehen zu werden, ihr zuzuwinken. Mit der einen Hand stützte sie sich, um mehr Halt zu haben, gegen die Mauer des Eckhauses, in der anderen Hand hielt sie ein Taschentuch. Winken, winken, es flattern lassen wie eine tröstliche Flagge: hier ist jemand, der es gut mit dir meint! Aber der Wagen, der an ihr vorbeirollte, war verhängt, ihr Winken hatte [247] keinen Zweck gehabt. Sie konnte auch nicht länger mehr winken, denn sie fühlte wohl, hier war nicht Ort noch Stunde, in denen sie Sympathie bezeugen durfte; man würde sie herabreißen, unter die Füße treten, und die Unglückliche, der man nachgrollte: »Mörderin!«, hätte nichts davon.

Mit steifen Knien stieg die Frau jetzt vom Eckstein herunter: ach nein, es hatte keinen Zweck, noch zu warten, bis der Wagen wieder vom Kirchhof zurückkam, der würde wieder verhängt sein. Und zwischen diesem Pöbel noch länger zu stehen, der in rasender Neugier nicht vom Platze wich, das vermochte sie auch nicht. Oh, diese Verwünschungen, diese grauenhaften Vermutungen, diese gemeinen Zoten! Furchtbar. Nein, das ertrug sie nicht mehr! Mit dem Taschentuch, mit dem sie der armen Beklagenswerten hatte winken wollen, trocknete die kleine dürftige Person sich jetzt Tränen ab. Wie ein treues Hündchen, das um seinen Herrn trauert, so schlich sie fort.

[248]

20

Die Obduzenten, Medizinalrat Klapproth und Medizinalassessor Rose, hatten ein »Viso reperto« abgegeben. Die Leiche der unverehelichten Christiane Sophie Regine Witte war noch nicht verwest, nur zusammengetrocknet; Hände, Füße, Finger, Zehen krampfig zusammengezogen, die Gedärme dunkelblau gefärbt, der Magen mit Brandflecken, die unverkennbaren Kennzeichen einer durch Gift hervorgerufenen Entzündung. Und somit, wenn auch Arsenik selber nicht mehr vorgefunden wurde, doch Tötung durch dieses Gift.

Es war für den Defensor Blume ein niederschmetternder Schlag. Er hatte sich so ganz in den Gedanken hineingelebt, die Angeklagte freizubekommen. Seine bereits fertigliegende, umfangreiche und in einem zuversichtlichen Ton gehaltene Verteidigungsschrift würde er nun völlig umarbeiten müssen. Das war ihm noch nie vorgekommen, daß er sich so hatte täuschen lassen. Also diese Frau, die so schlagend bewies, warum sie nicht den geringsten Grund und nicht den geringsten Vorteil davon gehabt hätte, die beiden von ihr geliebtesten Menschen beiseite zu räumen, hatte doch vergiftet?! Ihre flammende Entrüstung über solch empörende Anschuldigungen, und hinwiederum ihre Trostlosigkeit und vollständige Fassungslosigkeit darüber, daß sie im Zustand ihrer geistesverwirrenden Krisen, eben in einem periodisch auftretenden Wahnsinn, ihrem treuen Diener Gift gegeben hatte, anstatt es selber zu nehmen, waren nur Heuchelei, glänzende Verstellungskunst? Es kam zu [249] einer heftigen Szene zwischen der Angeklagten und ihrem Defensor. Er war empört: ihn,

wenigstens ihn durfte sie doch nicht so belügen! Und sie war empört: wenigstens er durfte doch nicht an ihr zweifeln!

Sie, so völlig unbeteiligt am Tod ihrer geliebten Tante, vor dem Gedanken eines Giftmordes schaudernd zurückweichend, würde nun selber eine Verteidigungsschrift niederschreiben und dem Gericht einreichen.

Der noch junge Gerichtskommissarius Blume hatte schlechte Nächte: war die medizinische Wissenschaft, wie die Angeklagte immer wieder einwand, denn zur Zeit wirklich schon so weit vorgeschritten, daß ihr Ausspruch unumstößlich richtig und unanfechtbar war? Jetzt würde man auch den Ehemann der Ursinus, den vor drei Jahren plötzlich verstorbenen Geheimen Justizrat Theodor Ursinus, ausbuddeln.

Mit eiserner Ruhe sah die Ursinus dieser Obduzierung entgegen. Es waren schon drei Jahre her, daß er unter der Erde lag, was wollte man denn da noch groß finden? Und schlimmer wie es jetzt stand, konnte es ja auch nicht werden. Sie kränkte sich darüber, daß ihr schönes blondes Haar immer mehr weiße Fäden zeigte, sie konnte schon nicht alle mehr ausrupfen. Und daß sie mager wurde und oft Schwächeanwandlungen sich zeigten, besonders heftige Kopfschmerzen und eine seltsame hohle Leere im Inneren, das waren die Folgen des ewig in geschlossener Stubenluft Sitzens, des Mangels an Bewegung in freier Luft. Sie hätte unten auf dem Hof eine tägliche Promenade machen können, aber dies Spießrutenlaufen haßte sie; denn kaum erschien sie unten, so zeigten sich an allen Fenstern und Luken neugierige Gesichter von Inhaftierten: die Ursinus, die Ursinus!

Zehn Monate dauerte nun schon die Untersuchung und würde vielleicht noch länger dauern. Die Ursinus arbeitete jetzt an [250] ihrer Verteidigungsschrift. Aha, das hatte sie sich ja gleich anfänglich gedacht: mit Blume war das doch nichts, sie allein konnte sich überzeugend verteidigen, verteidigte sie doch schon von lange her ihr eines Ich gegen das andere Ich. Oft, wenn es kaum hell wurde, saß sie schon am Tische und schrieb; es

ermattete sie oft sehr, denn Gegensätze in ihr prallten heftig aufeinander. Sie zerriß auch manchesmal alles, was sie geschrieben hatte, aber sie war hinwieder auch dankbar und befriedigt über das, was ihr gelungen war, überzeugend vorzubringen.

Die Leiche ihres Ehemanns war exhumiert worden, die Obduktion von denselben Herren gemacht wie die bei der Witte und — nichts war gefunden worden. Es war ein Tag ungeheuren Triumphes für die Ursinus. Sie atmete auf. Der Aufseherin in ihrer Haft schenkte sie an diesem Tage fünf Taler, eine ungeheure Summe für das arme Weib; sie mußte an etwas ihre Freude auslassen.

In einer grenzenlosen Monotonie der Umgebung schlichen Tage, schlichen Wochen hin. Immer dasselbe Zimmer, dieselben Wände, gegen die sie ansah, und dasselbe Fenster, aus dem sie nicht zu blicken wagte, denn unten pfiffen Gassenjungen, und ein Bänkelsänger sang ihre Geschichte, gräßlich entstellt. Nein, sie sah lieber gar nicht hinaus. Sie, die an eine Flucht von Zimmern gewöhnt war, ließ sich genügen mit dieser einzigen Stube, ein »Loch« hätte sie die noch vor einem Jahre genannt. Die grenzenlose Monotonie ihres jetzigen Lebens empfand sie aber nicht schwerer als die ihres vorherigen, denn sie hatte eine Aufgabe, einen Kampf durchzufechten, in der es um ihren Kopf ging. Benjamin Klein war noch immer krank, er hatte ihr einmal geschrieben, sie war ganz gerührt über seinen Brief: ein guter Kerl! Es hätte gar nicht eines Anwaltes bedurft, sie hätte ihm auch so schon ein Schmerzensgeld gegeben. Sie dachte [251] darüber nach: das richtigste war, sie setzte ihm eine Rente aus, da konnte er sich allmonatlich sein Geld abholen und kam nicht in die Versuchung, alles auf einmal auszugeben oder es gar in dummen Unternehmungen zu verlieren. Wenn er denn, Gott sei es geklagt, wirklich dauernden Schaden an seiner Gesundheit genommen haben sollte, so war doch, solange er lebte, für ihn gesorgt. Das schaffte ihr große Beruhigung.

Es war so still, so still um sie, fern, ganz fern brandete das

Leben; hier war kein anderer Laut als das Summen der Fliegen im Sommer und das Knacken des Holzfeuers im Winter. Zuweilen auch schrapte ein Holzwurm im Holz der alten Bettstelle. Ihre Kielfeder kratzte über das grobe Papier. Sie schrieb an ihrer Verteidigungsschrift.

»Kaum vermag ich mich ohne Zerrüttung meines Verstandes und ohne völlige Zerstörung meines ganzen Lebens jener Augenblicke zu erinnern, in denen die Beschuldigungen des Gatten- und Mutterschwester-Mordes meine Existenz erschütterten und mich vom Piedestal einer bisher bürgerlich und gesellschaftlich gleicherweise geachteten Stellung in alle Tiefen stürzten. Wer mich zuerst als Mörderin meiner Verwandten angeklagt hat, und wie diese unerhörten Anklagen einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit haben konnten, mich so geheurer Untaten für fähig zu halten und juristisch so verdächtig gemacht zu haben, das ist mir ebenso unbekannt, als es mir unbegreiflich bleibt, wie die Meinung der gerichtlichen Ärzte, welche in ihrem über den Befund der Leicheneröffnung erstatteten Gutachten behauptet haben: daß meine Tante, die verehelichte Christiane Sophie Regine Witte an Gift gestorben sein könne, als rechtlicher Entscheidungsgrund angenommen und auf diese Wahrscheinlichkeit hin eine Gewißheit gegründet worden ist. Den Anträgen meines Herrn Verteidigers gemäß sind sämtliche Untersuchungsakten einem hochpreisli[252]chen Ober-Collegio-Medico et Sanitatis vorgelegt und nach einstimmiger Beurteilung als ein unabänderliches Resultat festgesetzt worden —,«

Sie schrieb mit einem hohen Rot auf den Wangen, das jenem schönen Rot nicht ähnelte, das sie zierte, wenn sie in Gesellschaft ging, das aber natürlicher war: das Rot einer gehetzten Angeklagten, einer in heißer Erregung Schreibenden.

»daß aus den bei der Leichenöffnung meiner verstorbenen Mutterschwester vorgefundenen physischen Erscheinungen und bei der gänzlichen Abwesenheit des Giftes, folglich bei dem absoluten Mangel eines corporis delicti, eine Vergiftung zwar möglich, aber nicht als wahrscheinlich angenommen werden könne. Daß also die

Wahrscheinlichkeit einer bei ihr stattgefundenen Vergiftung auf keine Weise begründet werden könne.«

Ah, das war gut gegeben! Sie atmete tief auf und legte die Feder hin, sie ruhte eine Weile. Dies scharfe Denken hatte ihren Kopf sehr müde gemacht, aber bald schrieb sie weiter:

»Ich bin mit dem Vorwurf jenes schändlichen Verbrechens zehn Monate lang in allen peinlichen Formen der strengsten Kriminalprozedur verfolgt, gequält, erschüttert worden. Mit Empörung gedenke ich jener Augenblicke, in denen mich an den Gräbern meiner Geliebtesten alle Schauder des Todes ergriffen. Alle Qualen kältester Grausamkeit mußte ich erleiden, alle Furien tausendstimmigen Vorwurfs, die so sanft in meinen Armen Entschlummerten gemordet zu haben, verfolgten mich.«

Nein, für heute war es genug! Sie konnte nicht weiterschreiben, ihre Hand zitterte zu sehr. Sie warf sich aufs Bett, sie fühlte ihre Brust sich zusammenkrampfen. Wut, Haß, Kummer, Angst erstickten sie fast; sie rangen mit dem Gefühl, das ihre Brust wiederum weitete: und du wirst doch siegen, wahrhaft bewiesen ist noch gar nichts.

[253] Jetzt hieß es, noch mehr sich beklagen. Und so fuhr sie am nächsten Tage fort:

»Vergeblich sind die Gräber meiner Lieben geöffnet worden, Auftritte sind veranlaßt worden, die in der Residenzstadt Europas, im Jahrhundert der Bildung und Humanität unter den Augen des liebreichsten, menschenfreundlichsten Monarchen beispiellos bleiben und bei der Nachwelt keinen Glauben mehr finden werden.«

So, so war's recht! Sie hätte sich Beifall klatschen mögen. Das war ein Satz, der Eindruck machen würde, machen mußte; man will nicht blamiert vor der Nachwelt dastehen. Pah, Nachwelt! Sie selber, was gab sie darum, was die Nachwelt von Ihr dachte? Nichts. Die Mitwelt mußte sie sich zu gewinnen suchen.

»Den Schmähungen des Publikums bin ich preisgegeben worden, der Schmach eines Verbrechens, dessen Wahrscheinlichkeit nie vorhanden war. Ich beweine mein Schicksal wie die Eingeschränktheit und

Verworrenheit menschlichen Wissens, das in dieser traurigen Geschichte meines Leidens sich durch die Möglichkeit einer Wahrscheinlichkeit täuschen ließ.«

Wenn das nicht rührte! Sie selber war gerührt. Was ihr jetzt selten vorkam, sie weinte. Sonst waren ihre Augen wie versteint — verschlossene Brunnen — heute rann heißes Wasser aus ihnen und tropfte aufs Papier, machte runde, da und dort halbverlöschende Flecke. Gut so, gut so! Mochten sie sehen, daß sie gelitten hatte, als sie dieses schrieb. »Schmähungen des Publikums« — es hatte sie nichts so angegriffen, nichts war ihr so schrecklich gewesen, keine Anschuldigung wegen Mordes, kein ans Licht des Tages gezerrter Leichnam, kein vor aller Augen ausgebreitetes Intimstes aus ihrem Leben als diese Schreie aus dem Publikum, die ihr Verwünschungen in die Ohren gellten. Sie zitterte noch, wenn sie an ihre Fahrten durch [254] die Stadt dachte. Sie hielt sich noch heute die Ohren zu, heute, hier in ihrer Stube, wo alles doch ruhig war. Nein, gar nicht ruhig! War da nicht Geflüster hinter der Tür? Hörte sie im Bett nicht jemand sich stöhnend winden? Einbildung! Es war nichts zu hören. Doch, doch!

Oh, es war entsetzlich! Sie flüchtete, sich die Ohren noch fester zuhaltend, in eine Ecke, kauerte da nieder und drückte den Kopf gegen die Wand.

Viele Tage hatte die Ursinus nicht schreiben können, sie lag in ihrem Bett zusammengekrümmt, die härene Decke über den Kopf gezogen. Heute war sie endlich wieder fähig dazu, war zu denken imstande, klar und kalt. Aber so durfte sie nun doch nicht weiter schreiben, nicht bloß in dem Ton. Nicht einzig durfte sie sich beklagen wie eine, die das Recht dazu hat, voller Unwillen nur beklagen! Und so schrieb sie rasch:

»*Wenn mich bisher das traurige Gefühl der Kränkungen, die ich erlitten, zu einer kühnen und in meiner jetzigen traurigen Lage vielleicht allzu heftigen Sprache verleitet haben sollte, so möchte ich nun auch Worte finden für ein diesmal mich allein anklagendes schweres*

Bekenntnis: das Bekenntnis meiner Schuld. Nie, jetzt nicht und auch vormals nicht, nie in meinem ganzen Leben, ist der Gedanke eines Mordes in meine Seele gekommen, und doch beruht es auf Wahrheit, wenn ich gestehe: ›Ich habe meinem Bedienten Benjamin Klein Gift gegeben.‹«

Nun war's heraus! Sie schluckte und hustete, als würge sie etwas zutage. Sie fühlte plötzliche Übelkeit — auch, hätte sie das doch nicht zu gestehen brauchen! Aber sie mußte, sie mußte ja, denn es war erwiesen. Und es war auch viel klüger, sie gestand es ein. Aber wie?! Sie grübelte lange. Dann schrieb sie hin:

[255] »*Meine zerstörte Gesundheit, meine exaltierte Gemütsstimmung, meine beständigen körperlichen Leiden, durch meine Jahre bedingt, und durch das reizbarste, empfindlichste Nervensystem noch größer und schwerer zu ertragen gemacht, warfen mich aus der Bahn vernunftgemäßen Handelns gewaltsam heraus. Und so verlor ich die Sicherheit einer moralischen Existenz. Ich fühlte Widersprüche in mir, die ich nicht lösen konnte. Gefühle des Schmerzes, des Mißmutes und einer unsäglichen Traurigkeit, Wünsche und Hoffnungen wankten und wechselten unablässig in meiner schwachen Seele. Die Last des Daseins wurde mir unerträglich, die Sehnsucht, sie abzuwerfen, siegte über den Lebenswillen, ich beschloß, dieses mir nicht mehr begehrenswerte Leben zu enden. Gift sollte mir das Mittel dazu sein. Der Besitz dieses Mittels, das ich mir auf so leichte Weise verschaffen konnte, von dessen wahrer Beschaffenheit und von dessen Wirkungen ich aber nur einen dunklen Begriff hatte, dieser Besitz ist der Grund meines Verbrechens geworden. Man wird mich fragen: ›Warum dann dem Diener das Gift?‹*«

»Ach!« Sie stieß einen tiefen Seufzer aus, der in ihrer Brust hundertfaches Echo fand: niemand würde ihr ja glauben, was sie einzig darauf antworten konnte. Sie, die selber nicht wußte, warum sie es getan hatte. Aus Übelwollen? Nein! Aus Haß? Nein! Aus Lust zu töten? Nein! — Sie, wie konnte sie, deren eines Ich dem andern Ich nicht glaubte, wie konnte sie, was sie zu ihrer Entschuldigung zu sagen hatte, den Richtern glaubwürdig machen? — Aus Furcht? Nein! — Aus der Überlegung heraus,

einen Zeugen vergangener Schwachheiten stumm zu machen? Vielleicht! Aber nein, auch das dürfte und durfte es nicht gewesen sein! Hastig schrieb sie weiter:

»*In einem Augenblick, in dem ich keiner Besinnung fähig war, habe ich die Tat begangen, deren Folgen zu meiner einzi*[256]*gen Beruhigung von der waltenden Allmacht gnädig gewendet wurden, so daß sie nicht so gefährlich geworden sind, als es anfänglich schien. Meines Ideenganges bin ich mir nicht bewußt gewesen in den Momenten des Verbrechens.*«

Die Feder fiel ihr aus der Hand, stöhnend barg sie das Gesicht in den Händen: hörte sie nicht schon das Armesünderglöckchen grell läuten? Und Banges sonores Organ, das für die Sünderin die letzte Anrufung der göttlichen Gnade über den Richtplatz hinströmen ließ? Zu Ende, alles zu Ende! Keine Aussicht auf Rettung!

Ach, ob denn die geistesverwirrten Ideen, so wie sie sie auf alles Befragen in der Untersuchung angegeben hatte, ihr bei der Ausführung der Tat auch wirklich vorgeschwebt hatten? Konnte sie das denn mit Sicherheit behaupten? So sicher, dass man's ihr glaubte? Nein! Aber leben, leben! Noch nie war ihr das Leben so begehrenswert erschienen wie jetzt, da sie die Armesünderglocke läuten hörte. Sie hob das Gesicht aus den eiskalten Händen, energisch verschloß sie ihren Mund jedem Stöhnen. Sich aufraffen, sich zusammenraffen, es gilt! Und sie schrieb:

»*Den Willen, die Wahrheit zu sagen, habe ich jederzeit gehabt. Aber ob die Wahrheit meines damaligen Ideenganges in meinen Angaben über jene unglücklichen Augenblicke, so wie ich sie nach einer nur verworrenen Erinnerung, auf ein immerwährendes, jeder Regung nachspürendes Befragen angeben konnte, auch die Wahrheit ist, das vermag ich jetzt nicht zu beteuern. Den Vorsatz, meine Richter über meine wahre Schuld zu täuschen, habe ich nie gehabt. Mein Entschluß zu sterben, war fest und unerschütterlich. Wer von denen, die an Unsterblichkeit und Wiedervergeltung nach dem Tode glauben, kann denken, daß ich noch in meinen letzten Augenblicken mich habe mit*

einem Morde beflecken wollen?«

[257] Sie konnte nicht weiter, sie war erschöpft.

Als sie am nächsten Morgen sich im Spiegelchen spiegelte, sah sie, ihr Haar war wiederum weißer geworden. Aber sie war noch nicht zu Ende, noch war einiges zu erwähnen: »Rufen Sie jedenfalls für alle Fälle schon im voraus in Ihrer Schrift die Gnade des Königs an«, hatte ihr ihr Verteidiger geraten. Nun ja, zum Schluß. Aber erst wollte, mußte sie einem Gerichtshof, von dem zu befürchten stand, daß er sie der Tötung ihrer Tante schuldig sprechen würde, die Ungerechtigkeit solchen Urteils entgegenhalten, und zwar mit einer imponierenden Sicherheit. Denn Sicherheit allein konnte hier Eindruck machen. Und so schrieb sie:

»*Von dem Verdachte, die nicht einmal wahrscheinliche Vergiftung an der Schwester meiner Mutter, meiner geliebten Tante, Christiane Sophie Regine Witte, verübt zu haben, muß ich bei dem absoluten Mangel eines Beweises völlig freigesprochen werden. Über mein wahres Vergehen aber erwarte ich in reuevoller Ergebung von der Gerechtigkeit, Einsicht und Milde meiner Richter und der Gnade des Königs Majestät mein Endurteil.*«

[258]

21

Es stand schlecht um die Sache der Ursinus, sehr schlecht. Das sagte sich ihr Defensor, der Gerichtskommissar Blume. Ob die Angeklagte sich das nicht selber auch sagte? Blume wurde nicht recht klug aus ihr. Er war schon nervös, wie mußte sie da erst nervös sein, diese Frau, die immer wieder ihr ungemein zartes, leicht zu erschütterndes und aus der Fassung zu bringendes Nervensystem als ein Hauptmoment ihrer Entlastung in den Vordergrund zu rücken bemüht war. Selbst Heim, mit dem er noch mehrmals Gelegenheit gesucht hatte zu sprechen, ängstlich nach jedem Strohhalm greifend, der seiner Klientin eine Brücke zur Freiheit werden konnte, leugnete nicht, daß die Ursinus, die er schon während ihrer Mädchenzeit in Spandau behandelt hatte, bereits damals überaus irritierbar und sensibel gewesen sei. Wenn jetzt die Nerven der Angeklagten versagen würden, so wäre das kein Wunder. Zehn Monate lang sich inquirieren lassen von einem zuerst voreingenommenen, dann freilich ein wenig mehr Höflichkeit zeigenden Richter, nach allen Regeln und Formeln hochnotpeinlicher Untersuchung verhört und durch alle möglichen Kreuz- und Querfragen in die Enge gehetzt werden, kam das nicht der Folter mittelalterlichen Gerichtsverfahrens beinahe gleich? Waren Daumschrauben, spanische Stiefel sehr viel schwerer zu ertragen gewesen? Und lag nicht diese Frau jetzt auch auf glühendem Rost? Wunderbar, daß sie es ertrug, daß sie noch immer nicht zusammengebrochen war!

[259] Die Sympathie, die Blume zeitweise für die Angeklagte gehabt, sogar mit einer leisen Bewunderung gemischt empfunden

hatte, und die dann einem geheimen Abscheu gewichen war, dies war jetzt wiedergekehrt. Welche Stärke des Geistes gehörte dazu, um solche Wartezeit mit Selbstherrschung zu ertragen! Keine schluchzenden Beteuerungen, keine unmäßigen Ausbrüche. Er hatte sie im Verhör gesehen, sie blieb immer Dame, eine sehr kluge, eine sehr vornehme Dame, man konnte von ihr, was gute Formen anbetraf, etwas lernen. Der alte Gerichtsschreiber, der emsig kritzelte, aber nicht bloß Ohr, sondern auch Auge war, hatte ganz recht, wenn er sagte: »Wie 'ne Fürstin. Mich wundert, daß der Herr Untersuchungsrichter sich bei der was getraut!« Und auch ihm, ihrem Defensor gegenüber, ließ sie sich niemals gehen. Er hätte es ihr gar nicht übelgenommen, fing er doch an, sie zu bedauern. Er hatte seine Verteidigungsschrift eingereicht, in der er versuchte, um die Vergiftung der Witte, als einer nur schwach möglichen, aber unerwiesenen Wahrscheinlichkeit, glücklich herumzusteuern und wegen der in Geistesverwirrtheit begangenen Giftversuche an dem Bedienten Benjamin Klein zwei Jahre Festungshaft zu beantragen. Daß es ihm nicht gelingen würde, diesen Antrag durchzubringen, wußte er jetzt ganz genau.

Merkwürdig, was diese Frau, die jetzt nicht mehr die siegende Schönheit besaß — zehn Monate Untersuchungshaft hatten diese arg mitgenommen, auf der Stirn der Ursinus Furchen gezogen, tiefe Schatten um die Augen gelegt, das blonde Haar an den Schläfen schon weiß gemacht —, was diese Frau noch für einen Zauber ausübte! Man konnte sich dem, gegen besseres Wissen, nicht ganz entziehen. Die Wärterin im Untersuchungsgefängnis schwor nicht höher: eine feine Dame, eine liebe Dame, keiner Fliege tat die was zuleide! Und auch in der Außenwelt schien sie noch Anhänger oder Anhängerinnen zu besitzen.

[260] Es liefen in letzter Zeit verschiedentliche anonyme Briefe beim Gericht ein, in denen vor einem Justizirrtum dringend und in einer Weise gewarnt wurde, die auf einen durchaus formal gewandten und in jeder Hinsicht erfahrenen und gebildeten Mann schließen ließen. Die Briefe wanderten in den Papierkorb —

vielleicht ein früherer Liebhaber! Auch Briefe, von einer Frauenhand geschrieben, kamen: zierliche kleine Buchstaben, und auch Stil und Inhalt dieser Briefe waren echt weiblich. Eigentlich waren sie rührend. Der Gerichtskommissar Blume fühlte sich wie der liebe Gott, als auch er mehrmals solche Briefe erhielt, in denen er beschworen, ja angefleht wurde, die unglückliche Frau zu retten, für deren Unschuld die »Schreiberin dieses« sich verbürgte.

Wer war die Schreiberin dieses?

Auch die Ursinus, der Blume, um sie ein wenig zu zerstreuen, von den eingegangenen Briefen sprach, hatte keine Ahnung, wer sich so für sie einsetzen könnte. Die Schwester, der Schwager? Die würden das niemals tun. »Aber Gottes Segen über jene Unbekannten«, sprach sie und faltete ihre Hände. —

Am Tage, vor dem ihr das Urteil endlich zuteil werden sollte, und den sie jetzt mit einer von ihrer sonstigen Gehaltenheit abstechenden fieberhaften Ungeduld erwartete, verlangte sie nach einem Geistlichen, und zwar nach dem Oberhofprediger Gotthold Bange. Der Wunsch war berechtigt nach geistlicher Tröstung, und gerade bei diesem Geistlichen, der sie einst konfirmiert hatte, war er ein erschütternder Wunsch.

»Lassen Sie uns allein«, sagte kurz der Oberhofprediger. Und Blume, der, laut Verordnung, daß eine gerichtliche Persönlichkeit zugegen sein mußte, hätte dableiben sollen, ging gegen die Verordnung wie ein gehorsamer Knabe ohne Widerrede still vor die Tür.

Bange war sehr bleich, als er vor der Ursinus stand, und [261] ganz verwirrt: das also, das also war die Frau, nach der seine Seele, nein, sein Blut, so oft geschrien hatte, so stürmisch verlangt?! Eine Unglückselige, des Giftmordes verdächtigte, aus der Höhe in tiefste Tiefe Gestürzte. Er war so erregt, daß er nicht Worte fand.

Sie fand zuerst welche: »Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Herr Oberhofprediger.« Ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie ihn so begrüßte, aber bald wurde die fest. »Morgen wird mir das Urteil verlesen. Wie es nun auch mit mir werden mag, ob gut oder

schlecht, es ist mir Bedürfnis, vor dem einzigen wahren Freund, den ich besitze — ich glaube doch, Sie sind noch immer mein Freund?« — sie sah ihn fragend an, er verneigte sich stumm — »noch einmal zu bekennen.«

Bekennen?! O Gott! Ein banges Erschrecken durchfuhr ihn: sollte es wahr sein, sollte sie das Giftmordes an ihren Verwandten schuldig sein? Nein, unmöglich! In Angst vor einem Rechtsirrtum hatte er jene Briefe geschrieben, die ihr nützen sollten. Nein, um Gottes willen, nein, er könnte es nicht ertragen, daß sie schuldig wäre! Schuldig war sie, gewiß, in manchem Sinne schuldig — hatte sie nicht schon vor ihm gelegen, mit Tränen gefleht: »Beten Sie, beten Sie für mich!« —, aber es waren Wirrungen einer Seele, die in einem mit verlangenden Sinnen allzu belasteten Menschen sich da hüllenlos vor ihm gezeigt hatte und nach Hilfe schrie. Nach Hilfe von ihm?! Von ihm, der doch selber so belastet war? Damals hatte ihm gegraust, er war, Versuchung fürchtend, geflohen, schmählich feige. Aber jetzt würde er sie nicht verlassen. Er nahm fast zärtlich ihre beiden Hände: »Bekennen Sie sich schuldig?« Er sah ihr tief in die Augen.

Wehmütig lächelnd schüttelte sie den Kopf: »Schuldig? Nicht so, wie Sie denken. Zu was man mich auch verurteilen mag — und man wird mich verurteilen, meine Richter, die [262] Welt, ich weiß es — dieses Urteil wird zu streng sein. Ich habe viel gelitten, ich werde auch noch vieles leiden, ich bin ein zum Leiden geborener Mensch, aber ich will meinen Frieden mit Gott machen. Ich bitte um Ihren Segen!« Sie ließ sich vor ihm auf die Knie nieder.

Ging es da drinnen denn noch immer nicht zu Ende? Blume, der wohl schon während einer halben Stunde den Gang draußen auf und ab geschritten war, wurde es zu lange. Das ging denn doch nicht an, daß solch gewährte Unterredung über die festgesetzte Zeit dauerte! Er legte sein Ohr an die Tür: noch immer drinnen murmelnde Stimmen. Jetzt erhob sich die Stimme des Predigers zu sonorem Klang — was, was sagte er? Die Stimme steigerte sich noch. Mit Inbrunst, fast wie Gesang erklingende Worte. Aha, der

fing wohl gar an zu predigen? Dann war es Zeit, anzuklopfen. Blume krümmte den Finger und klopfte leise. Der drinnen nahm keine Notiz davon, die Stimme tönte erhaben immer weiter. Blume klopfte noch einmal: Zeit abzubrechen. Wenn jetzt nicht »Herein« gesagt wurde, trat er ohne Aufforderung ein. Aber er traute sich doch nicht. Er wartete wieder. Drinnen wurde es jetzt ganz still. Beteten sie? Er wartete noch eine gute Weile, dann öffnete er leise die Tür.

Die Ursinus saß auf dem Stuhl am Tisch, den Arm aufgestützt, die eine Hand mit dem Taschentuch vor den Augen; ihre andere hielt der Hofprediger. Und er ließ diese Hand, die er in der seinen hielt, erst los, als der Störende eingetreten war.

»Ich bitte um Entschuldigung, Herr Oberhofprediger«, sagte verlegen Blume, »daß ich störe. Aber die gesetzte Zeit ist um. Ich möchte weder der Frau Geheimrätin noch mir Unannehmlichkeiten zuziehen.«

»Leben Sie wohl, gnädige Frau!« Der Oberhofprediger sagte es mit versagender Stimme. Er beugte sich tief über die Hand der Ursinus.

[263] »Leben Sie wohl, mein Freund!« Sie stand auf und winkte ihm noch mit dem Taschentuch.

Der berühmte Oberhofprediger Bange schien wirklich großen Anteil an ihr zu nehmen. Oder ob da in beider Jugend vielleicht auch einmal etwas gespielt haben mochte, von dem jetzt kein Mensch eine Ahnung hatte? Merkwürdig angegriffen und bleich hatte der Mann ausgesehen. Oberhofprediger sind doch auch nur Menschen oder waren es wenigstens einmal. Ja, diese Frau mußte etwas gehabt haben, das seltsam anzog.

Aber nicht nur die Männer. Als Blume heute nach Hause zurückkehrte, fand er vor der Tür seiner Wohnung eine Frau stehen. Eine sehr bescheiden gekleidete, schmalschultrige Person. Sie hatte schon die Klingel gezogen gehabt, ängstlich gefragt: »Ist der Herr Gerichtskommissar zu sprechen?« Aber die junge Frau Blume, die gerade schlechter Laune war, schlug hastig wieder die

Tür zu: ach, das war ja sicherlich eine Bettlerin.

Und wie eine solche drängte sich die Frauensperson jetzt auch an den Heimkehrenden heran: »Herr Gerichtskommissar Blume?« Sie sagte es so hastig fragend, so ohne Atem, daß er unwillkürlich stutzte. Ein paar braune, in Tränen schwimmende Augen sahen ihn ängstlich an. »Ich komme wegen der Frau Geheimrat Ursinus. Ist es wahr, was man sich erzählt, daß sie schon morgen abgeurteilt wird?«

»Schon— ?!« Er zog die Brauen hoch. »Es hat lange genug gedauert. Aber was wünschen Sie?« Er sah sie scharf an, plötzlich irgend etwas vermutend. Warum dies aufgeregte Gebaren? Vielleicht eine Verrückte, Selbstbezichtigungen kommen ja oft genug vor.

»Ach, Herr Gerichtskommissar« — die Person hob flehend die Hände —, »sie ist ja unschuldig! Man tut ihr Unrecht. Ich weiß es besser. Oh, mein Herr —«, sie brach in Schluchzen aus [264] — »wenn Sie wüßten, was sie in Wirklichkeit ist! So gut, wie ein Engel. Ach, helfen Sie, helfen Sie ihr doch!«

»Sie wollen sie also entlasten? Ihre Aussage kommt freilich etwas spät. Warum haben Sie sich nicht früher gemeldet?«

»Ich konnte doch nicht, ich lebe ja nicht hier. Ich war weit fort, bei Kindern in Stellung. Ich hörte erst kürzlich davon. Da fuhr ich hierher. Ich habe ein paarmal geschrieben. Nun treibt mich die Angst persönlich zu Ihnen. Ach, mein Herr«, sie rang verzweifelt die Hände, »was kann ich tun, was kann ich für meine geliebte Charlotte tun? Raten Sie mir, helfen Sie mir doch!« Sie haschte nach seiner Hand, schien die küssen zu wollen.

Er steckte seine Hand, ganz verlegen, rasch in die Rocktasche. Eine sympathische Person mit ihren guten braunen Augen! Und wer weiß auch, ob ihre Aussage nicht doch noch von Wichtigkeit sein könnte. »Woher kennen Sie die Angeklagte?« »Ich war ihre französische Mamsell, als sie zwölf Jahre war, bei ihren Eltern in Stendal. Ach, Lottchen und ich hatten uns ja so lieb!«

»Und dann, und dann — wie lange und wo waren Sie dann

noch mit ihr zusammen? Wann haben Sie sie zuletzt gesehen?«

»Dann leider gar nicht mehr. Seit Stendal nicht mehr. Aber ich habe soviel an sie gedacht, sie niemals vergessen. Ich traute mich nur nicht an sie zu schreiben, ich hörte ja auch nichts mehr von ihr bis jetzt.«

Das war freilich schon lange, viel zu lange her, als daß es irgend von Nutzen sein könnte! Blume war etwas enttäuscht und auch ärgerlich: was so eine Person sich eigentlich dachte, hatte sie denn keine Ahnung davon, daß Menschen sich ändern können?! Daß eine, die als Kind ein Engel war, etwas ganz anderes geworden sein kann?

»Ich möchte sie sehen — ach, bitte, bitte, lassen Sie mich sie [265] doch sehen, mit ihr sprechen«, stammelte die Bittende und vertrat ihm den Weg.

Er hatte die Weinende beiseite schieben wollen, aber am Ende war sie doch eine rührende Person, deren Anhänglichkeit es wohl verdiente, daß man sie nicht unbeachtet auf der Straße stehen ließ. Und war dies hier nicht wieder ein neuer Beweis für die Anziehungskraft der Ursinus?

»Auf die, gegen die Witwe des Geheimen Justizrats und Regierungsdirektors Theodor Ursinus, Charlotte Sophie Elisabeth, geborene von Weiß, geführte Untersuchung erkennet die Kriminaldeputation des Kammergerichts den vorhandenen Akten gemäß für Recht: daß formalie der Untersuchung richtig und quoad materialia Inquisitin, die Witwe des Geheimen Justizrats und Regierungsdirektors Ursinus, Charlotte Sophie Elisabeth, geborene von Weiß,

I. von der angeschuldigten Vergiftung
des im Jahre 1797 zu Potsdam verstorbenen
holländischen Offiziers van Ragay,
ihres im Jahre 1800 verstorbenen Ehemanns, des
Geheimen Justizrats und Regierungsdirektors Ursinus,

völlig frei zu sprechen;

II. wegen der Vergiftung ihrer im Jahre 1801 verstorbenen Tante Christiane Sophie Regine Witte und

III. wegen der im Jahre 1803 wiederholentlich versuchten Vergiftung des Bedienten Benjamin Klein mit einem lebenslänglichen Festungsarrest zu belegen.«

Der Vorsitzende hatte das Urteil vorgelesen, mit eintönig knarrender, vom vielen Gebrauch ein wenig abgenutzter Stimme. Nichts unterbrach ihn störend, kein Schluchzen, kein Räuspern, kein Füßescharren. Atemlose Stille in dem Gerichtssaal, dem verstaubte Aktenbündel ihren Odem, der sich be[266]klemmend jeder Menschenbrust auflegte, eingehaucht hatten. Als hätte niemals ein frischer, aufstöbernder Windzug hier gelüftet, so war es. Trocken, schwer die Atmosphäre, von einem widrigen Geruch nach vergilbtem Papier und vermoderten Menschenschicksalen durchzogen.

Die Anwesenden des Kollegiums bei Verlesung des Urteils sahen in dieser Luft grau und abgespannt aus; es war auch ein langer und ermüdender Prozeß gewesen. Der Richter, der die Untersuchung geführt, ständig am Werke gewesen war, Tag und Nacht darüber nachgedacht hatte: wie die Inquisitin ausfragen, verwirren, in Widersprüche verwickeln und dann festnageln, war völlig am Ende seiner Kräfte. Er sah so bleich und angestrengt aus, daß ihm ein Kollege ins Ohr flüsterte: »Jetzt müssen Sie aber ausspannen, Urlaub nehmen!«

Auch der Defensor sah blaß aus: also lebenslänglich, lebenslänglich! Das war mehr, als er erwartet hatte. Festungsarrest, für Gebildete an Stelle des Zuchthauses tretend, war freilich nicht so unertragbar als dieses, aber doch hart, sehr hart. Keine Freiheit des Kommens und Gehens, des Tuns und Lassens, und wohl bis ans Lebensende auch keine Aussicht mehr auf solche. Er fühlte sein Herz klopfen. Scheu wagte er einen Blick nach der Verurteilten hin: wie würde sie es aufnehmen?

Vornan, vor dem das Urteil Verlesenden, saß die Ursinus. Die, denen Recht zu sprechen war, nahmen sonst auf der Holzbank Platz, ihr hatte man einen Stuhl hingestellt. Wer weiß, ob sie nicht umfiel, die Bank hatte keine Lehne, und sie war lange Zeit in Untersuchungshaft gewesen — über zehn Monate — das zermürbt. Aber der alte Gerichtsschreiber stellte mit Verwunderung fest, daß die Dame sich nicht einmal anlehnte. Sie saß ganz steil aufgerichet, scheinbar ruhig, nur die mit schwarzen Handschuhen bekleideten Hände hielt sie im Schoß wie verkrampft.

[267] Die Ursinus hatte heute sorgfältig Toilette gemacht; damit sie sich besser sehen konnte, hatte ihr die Wärterin den Spiegel vorhalten müssen. Das Weib zitterte mehr dabei als sie, die heute ihr Urteil empfangen sollte. Sie hatte auch geschlafen heute nacht, wenigstens mehrere Stunden; es hatte ihr gut getan. Nun war ja das Harren und Bangen, das ewige Warten an ein Ende gelangt. Ob im Tode oder sonstwo, das war ihr ganz gleich — nur Ruhe, Ruhe — weiter begehrte sie jetzt nichts mehr. Jetzt erst war das Verlangen, noch zu leben, abgestreift, die Angst um ihr bißchen Dasein ganz von ihr gewichen. Nur das möchte sie wünschen, von Gott erbitten, daß sie nicht fallen müßte vor den Augen des Pöbels. Und sollte es doch so kommen, dann nur nicht schwach werden!

Sie zog ein schwarzes Seidenkleid an mit Tunique und langer Schleppe, es war schön gemacht und stammte noch von Gesellschaften her. Schade, daß ihr Haar nicht besser frisiert war! Aber eine Friseurin konnte sie nicht kommen lassen, so lockte sie es sich selber, so gut das ging, und legte, um Schäden der Frisur zu verbergen, einen schwarzen Schleier darüber. Sie war zufrieden, als sie den letzten Blick in den Spiegel warf; mit der Hand, an der neben den beiden Trauringen der kleine Ring mit der Perle, der Ring von Tante Christiane, sich zeigte, legte sie, was sie sonst nicht mehr getan hatte, so wie früher Rouge auf. Gott sei Dank, daß sie welches hatte! Nein, man sollte nicht sehen, wie blaß sie war, man würde sonst denken, sie hätte Furcht. Sie hatte gar keine Furcht, sie war nur neugierig, voll einer großen, ihr Herz in rascheren

Gang bringenden Neugier.

Als die Wärterin beim Aufbruch ihr den Mantel umlegte — der Wagen wartete unten im Torflur bereits —, sagte die schluchzend: »Viel Glück, Madame!« Sie hatte dankend den Kopf geneigt: »Wollen sehen, meine Liebe.«

Nun hatte sie ja Glück — ruhig hörte sie das Urteil mit an —, [268] sie behielt ihren Kopf. Oder wäre Festungsarrest auf Lebenszeit etwa kein Glück? Nein, das war es nicht. Aber wenn diese Strafe nun einmal über sie verhängt war, dann mußte sie sie mit Anstand hinnehmen. Nur wenn sie diese Lebenszeit auf der Festung Spandau verbringen müßte, dann wäre es nicht zu ertragen. Eisenhörner, Eisenhörner — die würde man ihr ja nicht anlegen, so konnte sie gleich den ersten Tag sich die Stirn an der Mauer einrennen! Fiebernd erwog sie, anscheinend ruhig, und doch die Hände zusammengekrampft: was tun, was tun, um nicht nach Spandau zu kommen? ! Nach Spandau, wo jeder das Fräulein von Weiß gekannt hatte, man wies mit Hohn und Spott und Verachtung auf sie. Eingaben, Bittschriften, die Gnade des Königs anrufen? Der Defensor, der Defensor, auch er mußte sich bemühen. Nicht vor der Haft auf Lebenszeit graute ihr, vor Spandau, vor Spandau — um Gottes willen, nur nicht dahin!

Die Verurteilte hörte nichts von dem, was der Vorsitzende noch weiter verlas: daß Inquisitin gehalten sei, die Kosten der Untersuchung zu tragen. Die Urteilsgebühren auf fünfzig Taler festgesetzt, die Kopialien auf fünf Taler und die Bestellungsgebühren auf sechs Groschen. Sie sah auch nichts von dem, was um sie war, sah nicht die Gesichter, die nach ihr hinblickten mit einem Ausdruck, in dem ein Gefühl des Erbarmens mit dem nun gesättigten Rechtsgefühl kämpften; sie hörte und sah, aus weitgeöffneten Augen starr blickend, nur Spandau. Sah die Menschen, die sie da kannten, sah die inneren Wälle, die Ringmauer, über die rohe Sträflingsfratzen grinsten, ihr vertraulich zunickten, Zoten zuschrien, ihr, die, damals ein noch schuldloses Wesen, zwischen den Büschen der Wallpromenade im Arm von

Revell lag. Sie kniff die Lippen zusammen, um nicht zu stöhnen: nur nicht dahin, nicht dahin!

Plötzlich drang etwas an ihr Ohr, das sie aufhorchen machte. Ein Wort und noch ein Wort, viele Worte:

[269] »Aus Rücksicht für die Familie der Verurteilten und anläßlich des dringenden Ersuchens des Herrn Hofrat von Hauke und der hochwohllöblichen Verwandtschaft des Besagten, ist davon abzusehen, die Inkulpatin ihre Strafe in Spandau verbüßen zu lassen. Sie wird nach der Festung Glatz überführt.«

Nicht nach Spandau? Gott sei gepriesen, nicht nach Spandau! Mit einem zittrigen Atemholen sich erhebend, schritt die Ursinus jetzt auf den Vorsitzenden zu. Sie machte ihm eine ihrer zierlich-eleganten, tiefen Verbeugungen und bedankte sich für »gnädiges Urteil«. Dem Untersuchungsrichter tat sie desgleichen. Ihrem Defensor reichte sie die Hand.

Fast mit Verblüffung schauten die Herren drein. Als die Verurteilte jetzt abgeführt wurde, ein Polizeibeamter zu ihrer Rechten, einer zu ihrer Linken, sahen ihr alle stumm nach. Es war ein seltsames Schauspiel gewesen.

Und ein zweites wartete noch. Eine schmalschultrige, dürftige Person hatte sich eingeschlichen. Dort stand sie, draußen auf dem Gang, da, wo die Treppe hinabführt, und wartete. Harrte aus in stummer Ungeduld, in sehnsuchtsvoller, gläubiger Treue. Als die Ursinus an der Wartenden jetzt vorbeigeführt wurde, schrie diese, die sich bis dahin ganz still verhalten hatte, plötzlich hell auf: »Lotte!«

Die Ursinus, den schwarzen verhängenden Schleier zurückschlagend und ihr von Leidenschaften zerwühltes, vergrämtes, aber noch immer schönes Antlitz der anderen zukehrend, stutzte: wer rief? Rief nicht eine Stimme aus längst entschwundener Jugend?! Ein paar Augenblicke starrte sie verwundert. Plötzlich veränderte ihr Starren sich, ihr Blick wurde lebhafter, ihr Ausdruck weicher: war das nicht sie, die Gefährtin ihrer noch schuldlosen Tage, sie, die sie damals so schmerzlich

vermißt?! Oh, jetzt kam die, jetzt! Und mit einem Lächeln streckte sie die Hand nach der anderen aus: »Zéphire!«

Epilog

Die Zitadelle der Festung Glatz erhebt sich wie eine Burg aus Ringmauern und umkreisenden Wällen auf dem Bergbuckel, an dessen Fuß das Städtchen des gleichen Namens sich duckt: Weit sieht man von hier oben über die ganze Grafschaft — armes Land, Weber und Glasbläser, Hunger auf den Gesichtern, Kinder, die selbst im harten Winter nicht Strümpfe tragen bis hin zu den Glatzer Bergen. Blau und duftig, im Sommer mit dunkelnden Wäldermassen, im Winter schneeweiß und lange, lange noch Eis- und Schneelasten tragend, während es anderwärts schon anfängt zu blühen, bauen sie dem Blick eine Grenze.

Der Blick der Ursinus suchte oft diese Grenze. Wie lange war sie nun schon hier oben? Sie zählte nicht mehr. Jahre, viele Jahre. Ihr zur Seite, eine freiwillige Gefangene, die treue Zéphire. Man hatte eingewilligt, ihr diese unbescholtene und an keinerlei Umtriebe denkende, harmlose Person als Gesellschafterin und zugleich als Wärterin, die für sie haftete, zu lassen. Es war eine besondere Vergünstigung. Und andere Vergünstigungen wurden ihr nach und nach auch noch zuteil. Den Steinboden ihrer Zelle deckte ein Teppich, sie hatte sich aus ihrem früheren Haushalt einiges kommen lassen dürfen. Über ihrem schmalen Bett, mit härener Decke gedeckt, hing das Abendmahl von Leonardo da Vinci, eines der letzten Geschenke ihres verstorbenen Gatten; oft sandte sie einen Blick hinauf, der den Judas nachdenklich streifte, dann aber mit frommer [271] Inbrunst auf dem milden Antlitz des Christus verweilte. Unter der mit ein wenig Glas verwahrten Schießscharte stand im vorgebauten Winkel der dicken Mauer ihr Schreibtisch

aus der Französischen Straße. Daran schrieb sie jetzt und rechnete und verwaltete von hier aus — ein vorsichtiger Geschäftsmann und umsichtig wie ein juristisch geschulter Anwalt — ihr beträchtliches Vermögen. Hier empfing sie die Bittschriften, die die Armen des Städtchens, zu denen Zéphire, von ihr gesandt, gabenspendend hinabstieg, an sie richteten. Ihr Prozeß und weswegen sie hier, ihrer Freiheit beraubt, saß, war vergessen. Berlin, das sich über den Skandal Ursinus so fieberhaft erregt hatte, die ganze Mitwelt, die daran teilgenommen, hatten sie vergessen. Ob sie selber auch ganz vergessen hatte? Das wußte selbst Zéphire nicht.

Nur ein einziges Mal, da beide Frauen in einer stillen Stunde, als die Arbeit der Sträflinge aufgehört hatte, ihr Kettengerassel, das Poltern ihrer Karren, das Schurren ihrer Spaten, die rauhe Stimme des Aufsehers verstummt waren, schien sie daran zu denken. Die Sonne lohte noch, dann fiel sie plötzlich, unerwartet rasch sinkend, hinter die Berge. »Wie ich, wie ich«, sagte die Ursinus. Und dann, sich zur Gefährtin wendend, mit einem hastigen Geflüster, das Zéphire ängstlich erschien: »Glaubst du an eine Wiedervergeltung nach dem Tode?«

»Ich glaube daran«, sagte Zéphire überzeugt. Aber als sie die Augen der anderen sah, setzte sie rasch hinzu, liebevoll sie umschlingend: »Du, Geliebte, brauchst sie ja nicht zu scheuen, Du bist ein Engel!«

Einen »Engel« nannte sie nicht nur die treue Zéphire. Auch die Armen im Städtchen nannten sie so. Und noch manche andere. An dem Schreibtisch unter der Schießscharte der dicken Mauer hatte die Ursinus ihr Testament aufgesetzt und in diesem unter vielen anderen Legaten, die sie für wohltätige Zwec[272]ke bestimmte, dem Verein »zur Besserung der Strafgefangenen« eine Summe von fünftausend Talern vermacht. Und zugeschrieben:

»Da ich fünfundzwanzig Jahre hindurch Gelegenheit hatte, zu bemerken, wie nötig dieser Verein ist, um diese einzelnen, mehr verirrten als verderbten Individuen zu retten.«

Als die verwitwete Geheimrätin Ursinus, geborene von Weiß, nach dreißigjähriger Haft im Sarge lag, so, wie sie es genau vorgeschrieben hatte, in schwarzseidenem Kleid, ein weißes Spitzenhäubchen mit blaßblauen Bändern auf dem noch reichen Haar, die Hände, an denen zwei Trauringe und ein Ring mit weißer Perle glänzten, gefaltet, weinte nicht nur die treue Zéphire.

Nachwort

Willibald Alexis hatte in seinem »Neuen Pitaval« 1842 über den aufsehenerregenden Kriminalfall der Giftmörderin Ursinus berichtet, die in den ersten Kreisen Berlins verkehrte und zu Beginn des 19. Jahrhunderts vermutlich mehrere Menschen vergiftet hatte, darunter ihren Ehemann, ihren Geliebten und ihre Tante. (Vgl. dazu auch seinen Roman »Ruhe ist die erste Bürgerpflicht«.)

Clara Viebig greift in ihrem 1929 erschienenen Roman diesen berühmten Fall auf und versucht, das Wesen und die Motive der Mörderin zu ergründen. Sie zeichnet das vielschichtige Bild einer bis zuletzt rätselhaften Frau, die sich den Konventionen ihrer Zeit widersetzt und für ihr Glück und ihre Unabhängigkeit kämpft, jedoch letztlich an den Verhältnissen und an sich selbst scheitert.

Der Roman entfaltet sich als intensive psychologische Studie einer Frau, deren anfängliches »Engelsantlitz« sich im Laufe der Handlung als facettenreiche Maskerade und Ausdruck eines unbezähmbaren Lebenswillens erweist. Viebig zeichnet das Porträt einer Frau, die in einer restriktiven Gesellschaft des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts ihren Weg sucht und dabei die Grenzen weiblicher Rollenzuschreibungen radikal überschreitet.

Schon in ihrer Kindheit in Stendal offenbart Charlotte Sophie Elisabeth von Weiß eine auffallende Ambivalenz. Obwohl von ihrem Vater und der französischen Mamsell Zéphire als »Engelsantlitz« und »âme candide« beschrieben, zeigt sie früh eine bemerkenswerte Kaltblütigkeit und pragmatische Veranlagung, etwa beim Ertränken der jungen Kätzchen, einem Akt, den sie mit »wahrhaft stoischem Mut und bewunderungswürdiger

Selbstbeherrschung« vollzieht und rationalisiert. Ihre anfänglich kindliche Neugier und die Fähigkeit, sich dem Beten zu entziehen, um das Kirchenaltarbild wie ein »Bilderbuch« zu betrachten, deuten auf eine innere Autonomie hin, die sich später in manipulativen Strategien manifestiert. Ihre »Nixenaugen«, die je nach Situation schillern, und der »fromme Blick«, den sie vor dem Spiegel einstudiert, sind Metaphern für ihre Meisterschaft der Verstellung.

Charlottes Beziehungen dienen vorwiegend ihrem Aufstieg und ihrer Selbstbestimmung. Die innige, fast schwesterliche Bindung zu Zéphire, der französischen Mamsell, nutzt sie nicht nur für emotionale Befriedigung (»Wie weich dein Busen ist«) und zur Ausübung von Kontrolle (»Was dir wehtut, das tut mir wohl!«), sondern auch als Projektionsfläche ihrer eigenen Wünsche. Ihre erste sogenannte »Krise« – ein inszenierter Krampfanfall mit Schaum vor dem Mund – ist ein bemerkenswertes Frühbeispiel ihrer manipulativen Verstellungsgabe, die sie gezielt einsetzt, um Zéphire zu halten und ihre eigene Unzufriedenheit auszudrücken. Diese »Krisen«, die der Medizinalrat als »in den Jahren liegend« abtut, kehren später in entscheidenden Lebensphasen wieder und unterstreichen die Verbindung zwischen Charlottes psychischer Instabilität und ihrem Streben nach Kontrolle.

Die Heirat mit dem deutlich älteren Geheimrat Ursinus ist ein strategischer Schachzug. Aus ihrer Abneigung gegen das provinzielle Stendal und dem Wunsch nach einem Leben in Berlin getrieben, nutzt sie Ursinus' Zuneigung und die finanzielle Notlage der Familie. Ihr »Ja« zu seinem Heiratsantrag ist weniger Ausdruck von Liebe als von Entschlossenheit, ihren Ambitionen zu folgen: »Ich bin die Ihre!« Sie arrangiert seine Beförderung nach Berlin durch geschickte Interventionen beim Minister, auch wenn sie ihn als »alt« und »widerlich« empfindet. Ihre psychologische Tiefe zeigt sich in ihrer inneren Zerrissenheit und dem Abscheu, den sie empfindet, während sie die Fassade der liebenden Gattin aufrechterhält. Die Beschreibung ihres Ehelebens offenbart Ursinus'

völlige Verblendung – er sieht in ihr ein »höheres Wesen« und »schöne Seele«, während sie ihn als »alten Narr« und »Schlafmütze« verachtet.

Das Verhältnis zu dem holländischen Capitaine von Ragay markiert Charlottes Ausbruch aus der Konvention und ihre Sehnsucht nach echter Leidenschaft. Sie inszeniert Ragays Einzug in ihr Haus unter dem Vorwand der Fürsorge, eine weitere raffinierte Manipulation, die Ursinus in seiner »kindisch gewordenen« Naivität bereitwillig akzeptiert. Charlottes Liebe zu Ragay ist von einer intensiven, fast animalischen Heftigkeit geprägt (»Schrei eines Tieres der Wildnis«), die sie aus dem »Kerker« ihrer Ehe befreit. Ragays spätere Krankheit und sein Tod sind ein weiterer Wendepunkt, der ihre psychische Belastbarkeit herausfordert.

Der Roman gipfelt schließlich in den Mord- und Mordversuchsanklagen, die sich gegen Charlotte richten. Die kaltblütige Vergiftung ihrer Tante Christiane Witte – der einzigen Person, die sie bedingungslos liebte und die sie als Alleinerbin einsetzte – und der versuchte Mord an Benjamin Klein offenbaren eine skrupellose Seite. Ihre Verteidigung vor Gericht, in der sie auf »Geistesverwirrtheit« und »nervöse Störungen« plädiert, während sie gleichzeitig ihre »große Verstellungsgabe« einsetzt, ist ein Meisterstück der Täuschung. Viebig lässt hier die Ambivalenz ihrer Figur in voller Schärfe hervortreten: Ist Charlotte ein Opfer ihrer Psyche, getrieben von unkontrollierbaren Impulsen, oder eine berechnende Mörderin? Dr. Heims nüchterne Einschätzung, sie sei nicht geistesverwirrt, sondern besitze eine »große Verstellungsgabe«, unterstreicht die Möglichkeit der bewussten Manipulation.

Der lebenslange Festungsarrest in Glatz, der sie wegen der Vergiftung der Tante und des versuchten Mordes an Klein ereilt, ist ein paradoxes Ende. Obwohl Charlotte ihrer Freiheit beraubt ist, inszeniert sie sich dort als »Engel« und Wohltäterin der Armen, eine Rolle, die ihr in der Öffentlichkeit Anerkennung verschafft.

Die Anwesenheit Zéphires, ihrer ersten Geliebten, als freiwillige Gefangene schließt den Kreis ihrer emotionalen Beziehungen und der Möglichkeit der Kontrolle. Im Epilog wird Charlotte als eine Frau dargestellt, die bis zu ihrem Tod ihr beträchtliches Vermögen verwaltet und sogar eine Spende für die »Besserung der Strafgefangenen« hinterlässt, was eine makabre Ironie angesichts ihrer eigenen Taten darstellt.

Viebig gelingt es, Charlotte nicht als eindimensionale Verbrecherin zu zeichnen, als kalte Giftmörderin, sondern als eine Frau, die in einer von Zwängen und Vorurteilen geprägten Gesellschaft nach Selbstbestimmung sucht. Charlotte ist Täterin und Opfer zugleich – sie wird von ihrer Umwelt in eine Rolle gedrängt, die ihr nicht entspricht, und reagiert darauf mit Wut, Verzweiflung und schließlich mit kriminellen Handlungen. Die Frage nach Schuld und Unschuld, nach individueller Verantwortung und gesellschaftlicher Mitverantwortung lässt Viebig bis zum Schluss offen.

Wolfgang Hink Berlin, im Februar 2025

Zu diesem E-Book

Cover
Unbekannter Künstler:
Stendal. Stadtansicht, 19. Jh. (Ausschnitt.)
Aus: Ludwig Goetze: Urkundliche Geschichte der Stadt Stendal.
Stendal, 1873.
Mit Dank an die Deutsche Fotothek!

Textvorlage
Clara Viebig: Charlotte von Weiß.
Rastatt: Moewig, 1991.

Editorische Bemerkung
Rechtschreibung und Zeichensetzung der Textvorlage blieben, bis auf offensichtliche Druckfehler, unverändert; die Anführungszeichen wurden durch die französische Variante ersetzt (»«). — Die Seitenzahlen der Vorlage finden sich, angegraut und klein, in eckigen Klammern.

Bibliografische Angaben
Clara Viebig: Charlotte von Weiß. Roman einer schönen Frau. Berlin: Ullstein, 1930. Vorabveröffentlichung in Fortsetzungen, in: *Berliner Illustrierte Zeitung*, 38. Jg. Nr. 46 vom 17. November 1929 bis 3. April 1930.

© whink | im Februar 2025
whink44@posteo.de